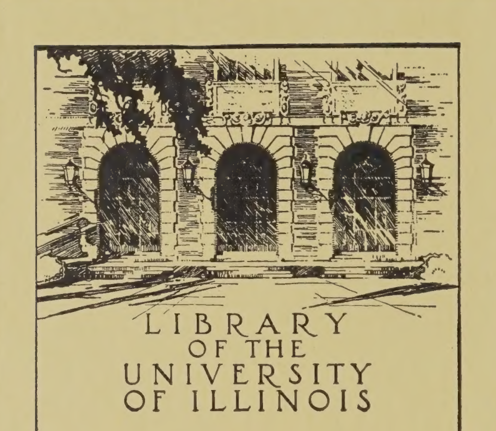



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS





Literarisches Jahrbuch

des

Ersten allgemeinen Beamten-Vereines

der

Oesterreichisch-ungarischen Monarchie.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.







Wien 1894.

Verlag von Carl Gerold's Sohn,

Stadt, Barbaragasse 2.

Der Reinertrag

ist dem Fonde zur Errichtung einer **höheren Töchterschule** gewidmet.

Inhalts-Verzeichniß.

Die Dioskuren.

Aus der Kräfte schön vereintem Streben
Hebt sich, wirkend erst, das wahre Leben.

Schiller.

Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird,
ist Bildung.

Goethe.



Aus dem Lande der Poesie.

Italienischen Dichtern Nachgebildetes.

Von

Cajetan Cerri.

. . . . il bel paese,
Ch'Appenin parte, e'l mar circonda, e l'Alpe.
Petrarca.

Sevilla.

Nach Edmondo De Amicis.

Hellweiße Häuschen, lieblich anzuschauen,
Die wie durch Spitzenschleier neckisch grüßen;
Gewölbt, wie man Arkaden pflegt zu bauen,
Ihr Eingang und die Gitter, die ihn schließen;

Die Straßen duftig, licht, und hinter blauen
Gardinen stets ein Girren, Lispeln, Küssen
Von kleinen Vögeln und von kleinen Frauen
Mit Rosenlippen und mit Feenfüßen;

Und überall ein Hauch der Lustbegierde,
Der sich in Farbe, Sang und Gang läßt spüren
Und einen Heil'gen selbst schier müßt' verführen.

Das ist Sevilla, maur'scher Städte Zierde,
Wo Andalusiens Liebestauben nisten . . .
Seid ja nur recht auf eurer Hut, Touristen!

Ein Winterabend. *

Nach Giovanni Prati.

Es dunkelt. Wohin sich die Blicke richten
Ist grau die Luft, die Welt leer wie ein Grab;
Der Rabe krächzt; in Flocken fällt, in dichten,
Der Schnee herab.

Stumm deckt er zu gar viele Paradiese,
Die uns beglückt durch Farbe, Reiz und Scherz,
Und wie das Grün vergilbt auf Feld und Wiese,
Welkt auch das Herz.

Den Lippen ist des Lächelns Lust entschwunden,
Und traurig winkt der Himmel, fahl und bleich;
Es nah'n und geh'n gespensterhaft die Stunden,
Dem Tode gleich.

Ich aber, einsam hier in stiller Zelle,
Wo hörbar nur das Knistern im Kamin,
Denk' an die Jugendzeit, die sonnig helle,
Die längst dahin!

Da wird es stiller stets um mich und trüber
Und immer leiser fließt der Thränen Fluth;
Des Feuers Knistern selbst ist nun vorüber —
Es starb die Gluth.

Lern' sterben, Herz! Doch erst kehr' Zeit du wieder,
Wo Blumen blüh'n und Frühlingszauber glänzt;
Beim Abschied sei mit Rosen und mit Flieder
Mein Haupt bekränzt.

---

* Dieses und das schon im XVI. (1887) Bande der „Dioscuren" deutsch vorgeführte Gedicht „Trias" zählen zu den vom Dichter noch kurz vor seinem Tode geschaffenen Arbeiten. — Ausführliches über und von Prati (Italiens Geibel) bringt, unter Anderem, die literarische Studie „Giovanni Prati. In Nachweisungen und Nachbildungen" im III. (1874) Bande dieses Jahrbuches.

In der Gefangenschaft.*

Nach Aleardo Aleardi.

Nie sah ich Dich im Leben oder Bilde,
Und seh' vielleicht Dich, Kind, auf Erden nie;
Ich weiß nur, daß Du schön bist, jung und milde,
Und daß gar hold Dein Name klingt: Marie.

Der Name aber lebt mir im Gemüthe,
Ob einer Todten, heilig fort, denn sieh':
Auch meine Mutter, ein Poem der Güte,
Auch dieser Engel nannte sich Marie.

Gleich einer Blume, die wir nicht erblicken
Und doch uns weiht des Duftes Poesie,
Gönnst, ungeseh'n, Du schmerzlichen Geschicken
Den Zauber süßen Mitgefühls, Marie.

Arm und gefangen kann ich Dir nur bieten
Hier dieses Dankaccordes Melodie,
Die jenseits all' der Mauern, die mich hüten,
Dich, duftige Mädchenblume, sucht, Marie.

Doch Eins. „Im Kerker schweigt mein Lied!" Versprochen
Hab' ich's der Muse, Kind. D'rum, triffst Du sie,
So sag' ihr nicht, daß ich mein Wort gebrochen,
Erzähl' ihr nicht von diesem Lied, Marie.

Feuerprobe.

Nach Pietro Metastasio.**

Wie Gluth zeigt durch Verbrennen,
Ob Gold echt sei, ob Erz,
Lehrt Unglück uns erkennen,
Ob echt des Freundes Herz.

---

* Aleardi war 1859 kurze Zeit politischer Gefangener. Siehe „Dioscuren" V. Band (1876).

** Diesen berühmten Poeten, einen gebornen Römer, der in Wien starb, wo er die Mehrzahl seiner Dichtungen schuf und ein Liebling der großen Maria Theresia war, und wo sein Grabdenkmal (Minoritenkirche) sich befindet, behandelt in den „Dioscuren", unter Anderem, die im IX. Bande (1880) derselben enthaltene Skizze: „Zur Charakteristik Metastasio's".

Florenz zur Zeit Dante's. *

Nach Catterina Bon-Brenzoni.

Es wetterte in Florenz. Wild und grollend
Zog der Parteigeist seine wirren Kreise,
Mit Wahn umnachtend Geist und Herz und Sinn.
Wenn da im Sturm der Zwietracht finst'rer Dämon
Losbrechend raste durch die Blumenstadt,
War die sonst fröhliche unheimlich düster.
Vom Bruder ward verkannt, verfolgt der Bruder,
Vom Sohn der Vater, und gar oft verdrang
Der Feste Lust, der heit'ren Lieder Freude
Hier plötzliches Aufblitzen blanker Dolche
Und dort der Kriegstrompete Kampfesruf,
Der todverkündend, wie aus dumpfer Gährung,
Von nah und fern herüberklang.
O, Florenz!
Was soll Dein lachend blauer Himmel Dir,
Der süße Dufthauch der Olivenwälder,
Des Arno Wogengruß, die grünen Hügel,
Wenn Dich, mein schönes Florenz, wüst umschattet
Ein solches Nachtgewölk von Haß und Wuth,
Von Rachedurst und Raufsucht? — Daß Dich eben
Derselbe Wahn erfaßt, der ganz Italien
Zur Schmach jahrhundertlanger Fehden zwang!
Wann endlich wird der Heimatsliebe Genius
Dir bleibend Frieden bringen, holdes Land? —
Auch Dich ergriff die Macht der Sturmfluth, Dante,
Auch Dich, auch Dich, der Du, als Jüngling schon,
Im Vordertreffen einer Reiterschaar,
Für's Vaterland, voll Hoffnungsfreudigkeit
Die Schlacht von Campaldino ** mitgekämpft.
Ach! Damals war die Sonne Deiner Tage
Noch nicht verglüht *** . . . .

---

* Aus der Verfasserin Poem „Dante e Beatrice", einer größeren Dichtung in sogenannten versi sciolti. Näheres bezüglich dieser Dichterin bietet die Darstellung „Blumen und Blätter aus Italiens Dichtergarten in Nachbildungen und einzelnen Charakteristiken" — von Ariosto bis auf unsere Tage — im V. (1876) Bande der „Dioscuren".

** In dieser Schlacht wurde, wie der Historiker Dino Compagni erzählt, die Ghibellinische Partei, welcher Dante angehörte, fast ganz aufgerieben und vernichtet.

*** Die Schlacht von Campaldino fand 1289 statt, und Beatrice starb am 9. Juni 1290.

Man hatte mir versichert . . .

Nach Angiolo Cabrini.

Man hatte mir versichert,
Daß Engel liebvoll sind,
Daß goldig ihre Haare,
Ihr Lächeln sanft und lind.
Man hatte mir versichert,
Daß ihre Augen blau,
Und daß sie Trost uns spenden
Und Frieden, mild wie Thau.
Doch seit ich einen „Engel"
Auf meinen Wegen fand,
Stürmt's mir im Hirn und Herzen
Und alle Ruhe schwand.
Ein Ungeliebter, irr' ich
Umher, des Trostes bar —
Und doch ist blau das Auge
Des Engels, Gold sein Haar.

Der Schwärmerin Sehnsucht.

Fragment nach Felice Romani.*

Oh! könnt' ich aus den Fesseln
Der trägen Körperhülle
Zu Dir, o Mond, mich heben
In abendlicher Stille,
Und Deinen Schleier fassend,
So licht, so schön, so weich,
Mit Dir im Aether wandern,
So wie der Schwan im Teich!

---

* Um den großen, translatorisch kaum wiederzugebenden melodischen Reiz, speziell der Diction Romani's voll zum Ausdruck zu bringen, möge das Original der oben in deutscher Nachbildung citirten Strophe hier folgen. Es lautet:

Chènon poss'io dal carcere
Di questa inerme salma
A te, bell' astro, ascendere
Nella notturna calma,
Ed appigliata a un candido
Lembo del tuo bel velo,
Con te vagar nel cielo
Qual cigno nel ruscel!

Aus Herzenstiefen.

Nach Emilio Praga.

Der Abend naht; die Zeit ist's, wo der Sperling
Das Köpfchen bettet unter seine Schwingen,
Im Busch Leuchtkäfers Lämpchen zitternd flimmern
Und der Cicade schrille Rufe klingen.

Anfröstelnd, ohne Ziel und ohne Richtung,
Weht hin und her ein Windhauch durch die Räume,
Vor dem der Wald, der schon schlaftrunken müde,
Unwillig beugt die Wipfel seiner Bäume.

Wie fahles Wetterleuchten blitzt's unheimlich
Von Zeit zu Zeit im dunklen Hintergrunde,
Und ein geheimes Ahnen hoher Dinge
Erfaßt die weite Welt in dieser Stunde.

Nun sammle Dich, mein Herz; ernst ist die Stunde!
Sieh! wie die Schwalbe, die mit heit'rem Sinne
Den ganzen Tag gejubelt in den Lüften,
Jetzt scheu und still ruht in des Daches Rinne.

Auch Menschen ruh'n; noch mehr: die ernste Weihe,
Die da umschwebt der Sonne Untergehen,
Läßt des Mysteriums heilige Altäre
In ihrer Seele Tempel neu erstehen.

Kehr' in Dich selbst, mein Herz, mein sturmbewegtes,
Und laß' uns beten; eine hehre Sache
Ist das Gebet zur Stunde, da der Schöpfer
Mit dem Geschöpf spricht in der Sternensprache.

Allmächtiger, gewähre, oh! gewähre,
Daß meiner Muse sonnendurst'ges Streben
Des Ikarus Verhängniß nicht erfahre —
Ist Poesie mir Licht doch, Luft und Leben.

Laß' Ewiger, den Bettler mir begegnen,
Der still fleht mit dem Blick um eine Gabe,
Und halt' ihn fern von mir nur an dem Tage,
Da ich, mit ihm zu theilen, selbst nichts habe;

Und laß', o Herr, daß auf des Landmanns Acker
Nicht Hagel, Sturm und Frost die Ernte knicken,
Laß', daß des Volkes Kinder daseinsfreudig,
Mit dem Geschick versöhnt, ins Aug' mir blicken.

Aus tiefem Herzen bitt' ich: Herr, erhalte
Der Väter Glauben mir, trotz Zeitbeschwerden,
Schaff' Frieden um mich her, und laß' vor Allem
Mein süßes Kind einst glücklich sein auf Erden.

An die Prasser.*

Nach Domenico Carutti.

Blickt um Euch her, Ihr Prasser,
Blickt doch umher auf Erden:
Wie viel, wie viel der Thränen,
Der Wunden und Beschwerden!
Seht auf des Lebens Bahnen
Wie qualvoll mancher Lauf!

Ihr aber wollt, Gaudenten,
Die Lust für Euch nur pflücken,
Wollt herzlos selbst nur schwelgen
Im schäumenden Entzücken!
Was nennt Ihr dann Euch „Menschen“,
Rührt Euch kein Menschenleid?

---

* Die 1885 erschienenen, ziemlich dilettantischen Verse dieses Autors, von denen hier einige probeweise vorgebracht werden, haben dennoch in der italienischen Presse, und zwar selbst in der maßgebenden „Opinione“, viel aufmunternde Anerkennung gefunden. Jedenfalls charakteristisch für den Dichter, wie nicht minder für die auch in auserwählten Kreisen immer mehr zum Durchbruche gelangende sociale Strömung Italiens, welche, in fortwährender Steigerung begriffen, neuestens an der jungen Dichterin Ada Negri ihre fanatischeste Vertreterin fand, dürfte der Umstand erscheinen, daß der Verfasser der hier mitgetheilten zwei Strophen, wie angedeutet wurde, ein wohlhabendes und wohllebendes Mitglied der höheren Aristokratie sein soll, in welchem Falle dann der angegebene Autorname wohl nur pseudonym ist.

Küsse.

Nach Iginio Tarchetti.*

Wie viel es gab der Küsse, möcht' ich wissen,
Seitdem die Welt erfunden hat das Küssen:

Hier Küsse auf gealtert fahle Wangen,
Dort Küsse ros'ger Lippen, voll Verlangen;

Bald matte Küsse, eiskalt und verlegen,
Bald stürm'sche Küsse, heiß wie Lavaregen;

Jetzt Küsse, scheu und schüchtern, die stets zagen,
Und hohle Kinderküsse, die nichts sagen;

Dann lange Küsse, sündhaft viel begehrend,
D'rauf Doppelküsse, wie die Gluth verzehrend;

Dann Blumenküsse, Küsse dann der Sonne,
Wie Veilchen harmlos dort, hier reich an Wonne . . .

All' diese Küsse, die im Geist mich laben,
Möcht' ich, Geliebte, Dir gegeben haben.

Meine Felsenwand.

Nach Iginio Tarchetti.

Die vielgeliebte Felsenwand umschlingt
Ein Epheuzweig voll Sehnsuchtslust und Pein,
Doch seiner Triebe Drang sie nicht bezwingt,
Gefühllos bleibt und kalt der harte Stein.

Auch ich umschlinge oft voll Pein und Lust
Dich, Kind, erblüht im Schönheitssonnenschein,
Doch rührt es nicht das Herz in Deiner Brust —
Gefühllos bleibt und kalt der harte Stein.

* Einiges, betreffend diesen eigenartigen Dichter, enthält, außer der schon erwähnten Studie „Blumen und Blätter aus Italiens Dichtergarten", auch der vom XI. (1882) Bande dieses Jahrbuches gebrachte Aufsatz: „Das Sonett in Italien seit einem Jahrhundert", welcher den einschlägigen Gegenstand von Metastasio bis zu De Amicis, der noch heute in Turin lebt, erörtert, und mit verdeutschten Beispielen beleuchtet.

Psyche.

Nach Pier Ambrogio Curti.*

Flog einst ein bunter
Schimmernder Falter
Leicht durch die Lüfte;
Schlürfte der Blumen
Köstliche Düfte,
Streifte der Bäche
Silberne Fluth,
Prahlend mit seiner
Glänzenden Schwingen
Farbiger Glut.

Oft dann, wenn ferne
Langsam sich senkte
Sterbend die Sonne,
Still unter Rosen
Lag er voll Wonne;
Doch die Zephyre,
Fliehend dahin,
Glaubten, er wäre
Selbst eine Blume —
Küßten auch ihn.

Lachte der Kleine
Über der Mädchen
Thöricht' Verlangen,
Die ihn zum Spielzeug
Suchten zu fangen;
Schien's, daß von ihnen
Erhascht er sei,
Flugs in die Weite
Kehrte der Lose,
Fröhlich und frei.

Doch als ihm winkte,
Blauäugig' Mädchen,
In Deinen Blicken
Hold des „Vergißmeinnicht"
Süßes Entzücken,
Ward er von heißer
Sehnsucht verzehrt,
Dich zu erreichen.
O, warum grausam
Hast Du's verwehrt?

Weiß er doch, dass ihm
Glückliche Tage
Nicht sind beschieden;
Weiß auch, daß herzlos,
Gleich seinem Frieden,
Ihm selbst das Leben
Nehmen wirst Du —
Sei's denn! Im Festraum
Deines Gebetbuchs
Gönn' ihm dann Ruh'!

Kind, dieser Falter
Ist meine Seele,
Die Dir in Liebe
Folgt, blonder Kobold,
Freudvoll und trübe;
Die, einst frohlockend,
Daß frei sie war,
Jetzt küßt die gold'nen
Bande, geflochten
Aus Deinem Haar!

---

* Nachdem Curti's bis jetzt in diesem Jahrbuche nicht gedacht wurde, so möge heute eine kurze Notiz über ihn hier platzgreifen. Im Sommer 1819 zu Mailand geboren, als Student ein Lieblingsschüler des berühmten Cesarotti, und ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, legte er später das Priesterkleid zurück, heiratete und promovirte 1844 in Mailand zum Doctor der Rechte, worauf er dort mehrere Jahre als Advocat, theilweise auch als Gerichtsfunctionär, wirkte, bis er 1867 in's Parlament gewählt wurde. Curti hat viele Bände gelehrter, kunsthistorischer, erzählender und schöngeistiger Prosa veröffentlicht, und errang damit fast immer große Anerkennung. Seine Gedichte hat dieser Schriftsteller nicht gesammelt, sondern einzeln, in literarischen Jahrbüchern, Anthologien und Zeitschriften zerstreut, erscheinen lassen. Sie bieten — quantitativ — kein sehr reiches Materiale. Doch kann dafür von ihnen gesagt werden, was Manzoni in den „Verlobten" von den Soldaten einer kleinen, auserlesenen Kriegsschaar sagt: „Es waren wenige, aber gute."

Die Feile.

Nach Giacomo Leopardi.

Als ich mich noch im Lebenslenz befand
Und mit den Musen in Verbindung trat,
Nahm mich von ihnen Eine an der Hand,
Und führte mich mit sich den ganzen Tag
Umher, damit den Platz ich sehen mag,
Den da die Kunst für sich zur Werkstatt hat.
Die Muse zeigte einzeln mir
Ein jedes Werkzeug für und für
Und auch die Art, wie jedes da von ihnen,
Ob man nun Verse oder Prosa schafft,
Verschieden ganz und gar an Werth und Kraft,
Zum schließlichen Gelingen hat zu dienen.
Ich sah mir Alles an,
Und fragte dann:
Wo ist die Feile? D'rauf die Muse: Die
Ist abgenützt; wir thun's heut' ohne sie.
Da sprach ich staunend weiter nun:
Warum wird keine neue hergestellt?
D'rauf sie: Das sollte man wohl thun,
Doch hat dazu heut' keine Zeit die Welt.

Was ich sein will.

Nach Giuseppe Giusti.

Hausherr zuerst an meinem häuslichen Herde,
Mitbürger dann in meiner Bürgerstadt,
Dann Italiener auf ital'scher Erde,
Und immer Mensch im großen Menschheit-Rath.

Wir Schlauen.

Nach Giuseppe Giusti.

Wir Schlauen, wir stehen,
Trotz Zeitnoth, stets aufrecht,
Blüht doch unser Weizen,
Geht's Anderen grundschlecht.

Erotische Scala.

Nach Achille Torelli.*

Die heißen Lippen küssend aufzudrücken,
Du holdes Kind, auf Deine blonden Locken,
Das ist — gäb's keinen Aufschrei des Gewissens! —
Ein süßes, sinnberückendes Entzücken.

Im Küssenssturm des Athems Duft zu schlürfen
Aus Deinem Munde, dem jungfräulich frischen,
Das ist ein Wonnerausch, so überirdisch,
Daß Menschenherzen ihn kaum ahnen dürfen.

Mit Küssen über Deine Augen gleiten,
Hältst Du, von Rosen träumend, sie geschlossen,
Heißt schon: im Reich der Lust den Engeln rauben
Ein Stück von ihren Himmelsseligkeiten.

Jawohl! Der Engel Neid mag überfließen
Vor all' dem Glück; doch aber selbst der Götter
Erhab'nen Neid muß wohl die Lust entfesseln:
Von Deinen Wangen Thränen wegzuküssen!

---

* Torelli — welcher in den „Dioscuren" heute zum erstenmale hier vorgeführt wird — ist 1844 zu Neapel geboren, dennoch aber fremder Alkunft, da seine Ahnen aus Albanien nach Italien einwanderten. Als sein eigentliches literarisches Gebiet muß das Theater angesehen werden, für welches er schon mit siebzehn Jahren ein in Italien jetzt noch mitunter aufgeführtes Stück in sogenannten „martellianischen" Versen schrieb, das ursprünglich „Dopo morte" hieß, dem er dann eine lange Reihe fast immer wirksamer Bühnenwerke folgen ließ. Darunter die drei preisgekrönten dramatischen Arbeiten „La missione della donna", dann „La verità" und „Gli onesti", sowie die beiden in ganz Italien mit Enthusiasmus acclamirten Stücke „Fragilità" und „I Mariti" (letzteres auch in Deutschland erfolgreich aufgeführt), welche von keinem seiner nachmaligen Bühnenerzeugnisse an intensiver Wirkung übertroffen worden sind. Als Lyriker publicirte dieser Liebling der heiteren Thalia einen „Schegge" („Splitter") betitelten, viel gelesenen Band Gedichte, in welchem der vom stürmischen Empfinden des Südländers getragene Ton des sinnlich Einschmeichelnden vorherrscht. An beredeter und werthvoller Anerkennung hat es dem früher reichbewegten Leben dieses Dichters nicht gefehlt. Sogar der ungemein reservirte Manzoni und der vornehm exclusive Adrea Maffei haben ihn gelegentlich mit auszeichnenden Emanationen ihrer Muse begrüßt, während selbst zwei so strenge Literarhistoriker wie De Gubernatis und Verdinois warmgedachte Biographien und Charakteristiken von ihm schrieben. Letzterer schildert Torelli unter Anderem wie folgt: „Er lebt jetzt abseits von der Menge, besucht wenig das Theater, sehr wenig die Gesellschaften, freut sich über den Umgang mit einigen intimen Freunden, arbeitet fleißig und feilt fort und fort."

Nach italienischen Volksliedern.

Tag für Tag.

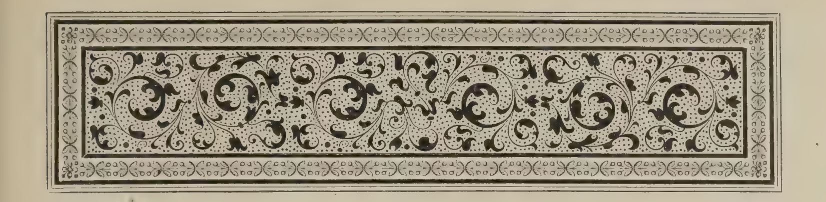
Wie bist am Montag, Liebchen, Du so schön!
Noch schöner bist Du Dienstag anzuseh'n;
Am Mittwoch gleichst Du einer Königin,
Und Donnerstag strahlst Du, wie Sterne glüh'n;
Hold bist Du Freitag wie ein liebes Kind,
Und wer nicht Samstag schön Dich nennt, ist blind;
Am Sonntag aber, wenn geschmückt Du bist,
Dann giebt's auf Erden Nichts, was so schön ist.

Ich schicke Dir . . .

Ich schicke Dir, Du Süßeste der Süßen,
Vier treue Boten im Gewand von Grüßen:
Anklopfen wird der erste, dienstbefließen,
Der zweite wird sich werfen Dir zu Füßen,
Der dritte wird Dein liebes Händchen küssen,
Der vierte Vieles Dir zu melden wissen.

Aus zwei Herzen ein Herz.

Steigst Du, mein Schatz, einst zu den Himmelswegen,
Eil' ich, wenn ich schon dort bin, Dir entgegen;
Da küssest Du mich wohl in süßem Drange
Auf Aug' und Stirn und Mund und auf die Wange;
Ich aber werde Dich zum Herrn führen,
Um Ihn für uns're große Lieb' zu rühren;
Der Herr schafft gnädig dann und ohne Schmerzen,
Umstrahlt vom Lichtmeer all' der Himmelskerzen,
Ein einz'ges Herz aus uns'ren beiden Herzen.



Wenn Engelszungen reden.

Von

G. v. Berlepsch.

Der Hirschegger legte sich das „Führe uns nicht in Versuchung" auf seine eigene Weise aus. Der schwache Mensch, so dachte er, steht zwischen zwei Mächten, einer bösen und einer guten. Die eine lockt ihn, sucht ihm auf die verschiedensten Arten beizukommen, oft unverfänglich mit einer wahren Lammsmiene, daß man sich gar nichts dabei denkt, oft lustig und unwiderstehlich, „grad' als spielte der Teixel selber dazu auf." Die andere Macht aber, die mußte seiner Ansicht nach direct vom Himmel stammen, zum mindesten in Gestalt eines Schutzengels, der im kritischen Moment warnend den Finger hebt und, wenn es nöthig ist, sogar den Arm des irrenden Erdenbürgers nimmt und ihm deutlich den Weg zeigt: „Da geh hin! Dort auf dem Wiesenhügel liegt Deine Hütte, wo Dein Weib auf Dich wartet und wo Du hingehörst!" — Völlig gespürt hatte er es schon — meistens Sonn- und Feiertags — wie die arme Seele zwischen diesen zwei Gewalten rathlos hin und her schwankte. Aber gerade dann wollte ihm nie recht ernstlich die Bitte gegen die Versuchung einfallen; im Gegentheil es machte ihm oft noch Vergnügen, sozusagen außer seiner Person, wie ein gemüthlicher Beobachter zu stehen, der sich denkt: Jetzt nimmt's mich doch Wunder, welcher der Stärkere ist! Und wenn er den weisenden Finger des bewußten Schutzengels sah, ganz deutlich am helllichten Tage, und seine sanfte Stimme flüstern hörte: „Geh heim!"

dann war er womöglich im Stande, den himmlischen Sendboten noch vertraulich wie einen Duzbruder anzureden: „Ich weiß ja eh, mein Lieber, wie gut Du es meinst, aber schau, die Wochen ist wiederum lang, Arbeit von früh bis auf d'Nacht, nix dahinter, nix davor — a bissel a Kurzweil muß der Mensch doch haben."

Wenn er aber mit dem Schutzengel zu discutiren anfing, dann war's schon gefehlt, dann war das Ende, daß er links vom Scheideweg abbog und die bewußte Kurzweil im Wirthshaus suchte.

Die stille Hirscheggerin saß, wenn die Stunden verstrichen, ohne daß er heimkehrte, gedrückt in ihrem Stübel und wußte, was sie zu erwarten hatte. Manchmal kam er sehr aufgeräumt, brachte gar ein Flaschl Wein mit, „daß sie auch was habe." Aber sie kostete keinen Tropfen davon und ließ auch die Buben, die um den Tisch standen, nicht trinken. Je nachdem er aufgelegt war, lachte er über ihre „Dummheit" und leerte den Inhalt selber oder er wurde wild, begehrte auf und zeigte, wer der Herr sei. Es war schon gekommen, daß die Hirscheggerin dann sammt ihren Buben ihm aus den Augen ging und die Nacht im Stall zubrachte. Das war freilich das Letzte, und es fehlte Tags darauf bei ihm nicht an der Einsicht, daß er es wahrscheinlich übel getrieben habe, — aber es dem Weib sagen und sie damit so gewiß versöhnen wollen? Nein! das hätte dem Respect den Boden ausschlagen geheißen. Auf Respect muß ein Eh'mann und Vater von vier Buben aber halten; — es schien ihm ohnehin nicht immer damit bestellt, wie es sein sollte. Hatten sie ihn im Wirthshaus doch vor Kurzem erst ausgelacht, als am Sonntag Abend — hübsch spät — sein Weib nachkam, ihn am Arm zupfte und bei ihrer sonstigen Gelassenheit ganz resolut sagte: „Geh z'Haus Vater — jetzt is' g'nug!" — Worauf er natürlich erst recht sitzen blieb, den Spott aber auf dem Buckel hatte. Und die Buben, just wenn er einmal lustig aufgelegt war, hielten's nicht etwa mit ihm, o nein, sondern schauten accurat auf ihre Mutter, was die für Augen machte, — und wenn sie sagte: „Geht's schlafen, Buben," so gingen sie richtig, ohne viel Widerred, und er saß allein am Tisch, nichts zu essen, nicht einmal eine Schale Kaffee vor sich. Ist das ein Respect?

Die stille Hirscheggerin hatte eben gelernt, wie man so sagt, sich ein wenig auf die Hinterfüße stellen und das Ihrige zusammen zu halten, nachdem sie eingesehen, daß ihr Mann schwach von Willen sei.

Wenn halt die Anfechtung kam, wenn er im Wirthhaus ein einziges Glasel trinken wollte, die Andern aber ihm zuriefen: „Hansel spiel Eins auf“ — dann zog es ihn, riß es ihn völlig, daß er in die Saiten der Zither greifen mußte — und dann war 's vorbei. Dann ging es fort und fort, denn Zitherspielen und Singen war seine Liebhaberei. Das aber macht Durst, und der Hirschegger vertrug nicht viel, — was hinsichtlich des Geldpunktes immerhin noch ein Glück war.

Er hätte eben ein Musikant werden sollen, hielt er seinem Weib als die ganze Lösung seines Lebensräthsels entgegen. Ja, die „Musig!“ Die war das Unheil und der Reichthum der Hirscheggerischen überhaupt. Hätten sie und er einst nicht die besten Stimmen auf dem Chor gehabt, wer weiß, wären sie Mann und Frau geworden, denn im Uebrigen waren sie gar verschiedener Natur; sie still, fromm, säuberlich, bedächtig in Thun und Reden, wogegen er stets auf die sorglose lustige Seite neigte. Wäre er nicht von Jugend auf, wie viele Männer der Gegend „in den Hammer“ gegangen, er zöge vielleicht fidelnd in der Welt draußen umher, wohin es ihn immer gezogen, statt zwischen den grünen Heimatbergen Sensen zu schmieden. Als aber bei Zeiten die Kinder, eins nach dem andern kamen — ihrer neun, wovon fünf nach kurzer Frist wieder von hinnen gingen — da war es mit dem Auswandern vorüber; er mußte in seiner rußigen Werkstatt bleiben. Doch die Lust an der „Musig“ war einmal da und machte sich jetzt halt nebenaus Luft.

Zusammen singen, wie einstmals, das thaten die Eheleute nimmer, zumal seit anderweit die Harmonie öfter abhanden gekommen. Der Hirschegger that es im Wirthshaus und sie, die Hirscheggerin, wenn sie allein mit ihren Buben etwa des Sonntagabends vor der Hütte saß und es rundum so recht still und friedsam war; dann stimmte sie zuweilen ein Lied an, besonders Kirchenlieder, deren sie viele wußte. Sie hatte noch eine feste und starke Stimme, an die sich die helleren der Knaben sicher schmiegten. Das klang lieblich zusammen und war eine Erquickung für die Hirscheggerin, obgleich sie dann und wann von den musikalischen Talenten ihres Nachwuchses auf schwere Gedanken kam. Besonders der eine der Buben, der des Vaters Namen hatte, der blonde Hansel, war ein Hexenmeister, spielte bei seinen elf Jahren schon Zither, Guitarre, strich gar schon auf des Schulmeisters Geige und hatte ein Stimmlein so hell und rein, wie seine blauen

Augen, die unter dem flachsblonden Stirngelock klug hervorglänzten. Gerade der sah dem Vater am ähnlichsten und hatte auch seine Gemüthsart. Das machte dem Weibe Bekümmerniß und sie konnte darum just bei diesem nicht genug auf die Bravheit schauen. Daß man aber auch darin fehlen kann, daß sie in ihrem Eifer zu viel that und den Buben seinem Vater abwendig machte, dessen Liebling er war, das sollte sie eines Tages, gerade als sie sich am sattelfestesten in ihrer Gerechtigkeit fühlte, erfahren.

Ein Sonntagabend im Mai war es, der Zeit, wo es im Gebirge zu blühen anfängt, wo die Bäche niederrauschen von Höhen, auf denen der Schnee noch liegt, während im Thal die Kirschbäume weiß von Blüthen, die Wiesen übersäet von Blumen sind. Durch das weiche Frühlingsweben klingen Marienlieder von Wallfahrern, die in größeren und kleineren Schaaren nun täglich nach dem Gnadenorte Mariazell pilgern. Ihre Gesänge tönen seltsam feierlich durch die Landschaft, von Lüften getragen, den Sängern oft weit voraus — dann kommen sie selber hinter dem hochgetragenen Kreuze, das ein Blumenkränzlein schmückt, Männer und Weiber, durstig, wegmüde, doch mit Singen und Beten des frommen Zwecks ihrer Fahrt fleißig eingedenk.

Des Hirscheggers Hütte lag seitab von der Straße auf einer kleinen Anhöhe, mitten in Wiese und Feld. Man sah alles, was drunten des Weges zog, und die Hirscheggerin war stets auferbaut, wenn so eine Schaar recht gut singen konnte. Sie hielt in der Arbeit inne, schaute hinab auf die Vorbeiziehenden und gedachte der Zeiten, wo sie als beste Sängerin ihre Stimme so hatte erschallen lassen. Jetzt machte sie ihre Wallfahrt meistens still für sich mit der einen oder anderen Nachbarin, welcher ihre Zeit gerade auch gelegen war. Dieses Frühjahr hatte sie sie schon gemacht und halt wieder viel zu erbitten gehabt, insonderheit wegen ihrem Manne, und um die Erleuchtung, von welcher Seite sie ihm doch noch beikommen könnte. Schlimm war er ja nicht, und sie ahnte manchmal dunkel, daß ihre strenge Tugendhaftigkeit seinen Fehlern gegenüber vielleicht etwas zu Steckensteifes habe, daß sie vielleicht auch Manches besser machen könnte, wenn sie es nur anzufangen wüßte. Aber gerade, wenn der rechte Augenblick da war, verschlug es ihr immer die Rede. Ihr einziges stummes Wehrmittel, mit dem sie etwas auszurichten meinte, war die Sparsamkeit, eine consequente, bis zur Härte gehende Sparsamkeit, die sie namentlich

Sonntags in Anwendung brachte, wenn der Hirschegger, aus dem Gasthaus heimgekehrt, gerne noch etwas zu schmausen gehabt hätte. Dann konnte er bitten oder aufbegehren, oder selber auf die Suche gehen — er bekam und fand nichts, und wenn er die Hütte umkehrte.

Heute nun war er später als sonst fortgegangen und hatte gesagt, daß er bald wieder heimkommen wolle. Sein Weib glaubte, das sei schier schon eine Wirkung von ihrer kurz verflossenen Bittfahrt. Wenn er heute sein Versprechen hielt, dann wollte sie der Muttergottes in der Kirche drüben den schönsten Maienkranz flechten von allem, was um die Hütte herum blühte. Abend für Abend kniete sie mit ihren Buben in der Maiandacht und blickte so flehentlich zu dem lichten Gnadenbilde auf, daß es endlich doch ein Einsehen haben mußte. Wie gewährend schaute es ja aus seinem Blumengärtlein herunter, über dem ein Ehrenbogen aus lauter Kirschblüthenzweigen gespannt war.

Gerade hatte die Hirscheggerin wieder andächtig davor gebetet und, während der Rosenkranz durch ihre Finger glitt, den zwei Schwälblein zugeschaut, die hinter dem Altare eingenistet, zutraulich der Muttergottes um's Haupt flatterten, durch das nahe, schmale Spitzbogenfenster hinaus, und ziwitt! ziwitt! wieder hereinflogen. Wie friedsam das war! Und draußen der ruhige Abend, die Sonne untergegangen, aber der Himmel noch hell, mit ein paar großen schimmernden Wolken, solchen wie man sie im Winter nie sieht; — über das frisch gepflügte Feld her aus dem Walde der Kuckucksruf und das Murmeln und Gurgeln der Bäche, die zwischen Blumenrainen, unter kaum noch belaubtem Erlengebüsch lustig dahin eilten.

Die Hirscheggerin hatte das Alles schon unzählige Male gesehen; es war ja alle Jahre so, und doch dünkte es ihr heute lieblicher, ohne daß sie wußte warum. Sie ließ sich Zeit beim Heimwärtsgehen; die Luft war so gut lau, schier warm schon. Wie sie den Hügel hinauf zu ihrer Hütte kam, sah sie den Hansel beim Brunnen unterm Kirschbaum sitzen, mit der Zither; er spielte eifrig d'rauf los, Stückchen, die er vom Vater gehört und gelernt hatte. Die andern Buben balgten sich mit dem Hund herum. Alle vier sahen so nett und sauber aus, daß sie ihre Freude haben konnte. Ja, die Kinder wären ihr bis jetzt wohl gerathen; nur der blondlockige Hansel, um den sorgte sie sich halt, weil er mehr konnte, als die anderen.

Er schaute gar nicht auf, als sie kam.

In der Stube legte sie den Rosenkranz aufs Postament bei der Uhr und that den Sonntagsrock ab; dann setzte sie sich hinaus vor die Hütte.

„Hansel!“ rief sie den Buben an, und als er sie nicht hörte, rief sie lauter, um ihn nur von seiner Zither weg zu bringen: „Geh her Hansel, singen wir eins.“

Es war ihr unterwegs ein gar schönes Marienlied eingefallen, das sie lange nicht mehr gehört und gesungen hatte.

Geleite durch die Welle
Das Schifflein treu und mild
Zur heiligen Kapelle,
Zu unser'm Gnadenbild,
Und hilf, wenn wir in Stürmen,
Wenn sich die Wellen thürmen,
Maria, Maria,
Oh Maria hilf!

Die Melodie war auch so sanft und herzerfreuend, daß es die Hirscheggerin recht gelüstete, sie wieder zu hören; nur hatte sie nicht mehr die Verse alle im Kopf. Da wußte der Hansel mit seinem Gedächtniß aber schon zu helfen.

Die Knaben setzten sich richtig zur Mutter und sangen mit. Bis zum Wald hinüber, den grünenden Berg entlang klangen die hellen jungen Stimmen, und als die Hirscheggerin nicht gleich einen neuen Vers anzufangen wußte, fiel Hansel unverweilt ein:

Erbitt von Gott uns Frieden,
Erbitt uns Heiligkeit;
Vereine, was geschieden,
Versöhne, was im Streit:
Daß wir zu deinen Füßen
Als Brüder dich begrüßen,
Maria, Maria,
Oh Maria hilf!

Der Bub machte beim Singen immer ein so ernsthaftes Gesicht und seine blauen Augen wurden ganz dunkel, durch die große Pupille; völlig anders sah er aus.

Wenn er halt recht geschult werden könnte! dachte sich die Hirscheggerin, als heilsamen Ausweg für seine Talente, wenn sie ihn so vor sich sah.

Sie hatten von den vielen Versen des Liedes noch einen gesungen, da sagte einer der Knaben, den Weg hinabschauend: „Mutter — der Vater kommt.“ —

Auf dem Wiesenpfad, der von der Straße abzweigte, kam der Hirschegger unsicheren Schrittes daher. Ungefähr hielt er heute Wort, hatte aber in der kürzeren Zeit, wie es schien, doch wieder mehr gethan, als er vertragen konnte.

Kaum daß sein Weib ihn gesehen, stand sie auf und hieß die Buben hineingehen. Der Hansel lachte, weil der Vater auf dem kleinen Brücklein, das über den Bach führte, in's Stolpern kam. Der hörte es und rief hinauf: „Hansel geh her!“

Aber die Mutter schob den Buben fort. Sie selber ging in die Hütte, ohne auf das Rufen zu hören.

— — „Was is denn?“ fragte der Hausvater, über die Schwelle tretend, „warum habt's zum singen aufg'hört, wann ich komm?“ —

Er vernahm keine Antwort. Da stellte er sich vor sein Weib hin. „Glaubt's vielleicht, ich könnt's nimmer, wann ich dabei sein wollt? Ich werd's schon zeigen, ob ich's noch kann. Hansel,“ rief er in die Küche, „geh eini, wir zwei können's schon miteinand!“

— „D'Mutter leidt's nit.“ —

„Was, d'Mutter leidt's nit? Ja, was bin denn ich? Bin ich nit dein Vater? Kann ich nit anschaffen?“

„Gib an Ruh,“ sagte die Hirscheggerin beschwichtigend.

„Kein Ruh gib ich — justament nit!“ rief er in hellen Zorn ausbrechend. „Sein Vatern soll der Bub nit folgen, weil's d'Mutter nit leid't? Kreuzsakra! Das will ich doch sehen! Hergehst Bub — daher!“

Hansel kam zögernd einige Schritte näher und stellte sich neben seine Mutter. Die andern Knaben standen mit scheuen Augen in einer Ecke hinter ihnen.

„No — magst eppa nit? Fürchtst eppa dein Vatern, ha?“ höhnte der Alte.

— — — „Weil der Vater halt an Rausch hat,“ gab Hansel der Wahrheit gemäß zur Antwort.

Einen Augenblick stand der Hirschegger mit groß aufgerissenen Augen da; er hielt sich am Tisch fest und ballte die Faust — aber kein Wort konnte er hervorbringen. Auf einmal riß er den Hut vom Kopf und warf ihn zu Boden, dann den Rock und auch noch die Weste mit sammt der Uhr. Er war plötzlich wie von Sinnen.

„Vater,“ rief die Hirscheggerin, „sei g'scheidt!“

„Ich bin nit der Vater, ich! die da hat anz'schaffen, die is Meister — mit dera könnt's singen, mit mir nit!“

„Kunnt wohl sein, wenn nur Du möchtst“, sagte sein Weib zu ihm tretend.

Er stieß sie von sich, er wollte blindlings hinaus aus der Stube, aus der Hütte. —

Aber sie vertrat ihm den Weg, sie hatte auf einmal eine Art Erbarmen mit ihm.

„Laß mich aussi,“ schrie er, „fort will ich oder —“

„Na Vater,“ sagte sie, nach ihren Buben sich umschauend, die hinter ihr standen, „bleib da — bleib da —“

Ohne recht zu wissen, was sie im Schrecken that, zog sie die Buben hinter sich hervor und stimmte, wie in einer plötzlichen Eingebung das Lied an, das sie zuvor draußen gesungen hatten; erst allein, dann sangen die Knaben furchtsam mit — sie wußten alle nicht warum, aber sie thaten es und schauten dabei mit angstvollen Blicken auf den Wüthenden.

Erbitt von Gott uns Frieden,
Erbitt uns Heiligkeit;
Vereine, was geschieden,
Versöhne, was im Streit. — —

Es dunkelte in der niedrigen Stube; sie konnten nicht sehen, was der Vater für ein Gesicht machte; sie sahen nur, daß er ein paar Schritte rückwärts that und die Arme sinken ließ. Er aber sah ihre Augen alle auf sich gerichtet und hörte den Gesang — er begriff nicht, was da vorging; ein Schüttler packte ihn. — —

— „Hansl — geh zum Vater — ob er nit mitsingen mag,“ sagte die Hirscheggerin.

Hansl that wie ihm geheißen und ging zum Vater, der jetzt auf der Bank am Fenster saß — ganz still geworden.

Er schüttelte den Kopf. „Na — macht's nur zu — 's is schon recht. —"

Da sangen sie die übrigen Verse noch; merkwürdigerweise fehlte ihnen diesmal keiner. Als sie dann schwiegen, war es mäuschenstill in der Stube und so dunkel, daß man durch die kleinen Fensterchen überm Bergwald einen Stern blitzen sah.

Die Hirscheggerin hob die weggeworfenen Gewandstücke vom Boden auf und sagte nach einer Weile: „Magst an Kaffee, Vater?"

Es war, als ob er schliefe, er hatte aber die Augen offen.

Ohne weiter etwas zu sagen, ging sie und machte Feuer. Die Buben schlichen sich einer nach dem andern zu ihr, so daß der Vater allein in der Stube blieb.

„Was steckt's denn alle da?" schalt sie, „geht's eini!"

Als sie mit dem fertigen Kaffee kam, saß der Hirschegger noch gerade so da, wie vorher. Sie schenkte ihm das größte Maß voll ein — und er löffelte es aus, aber ohne das Behagen, welches er sonst bei dieser Freigebigkeit empfunden hätte. — — —

Es mußte ein ordentlicher Schüttler gewesen sein, der über ihn gekommen, stärker und ganz anders, als der Pfarrer je mit Ermahnung und Buße bei ihm zuwege gebracht!

Am nächsten Sonntag ging der Hirschegger nicht ins Wirthshaus — dafür am andernächsten. Aber er kam bei Zeiten zurück, wofür abermals ein „freiwilliger" Kaffee sein Lohn war. Es wurde in dem leidigen Punkt nach und nach wirklich besser, und dies nicht zum mindesten durch die Hirscheggerin, die als Weib ihr Theilchen Schlangenklugheit besaß, welche seit jenem Sonntagabend erst erwacht zu sein schien. Sie schrieb es in ihrer Frömmigkeit einer höheren Macht zu — und er in seiner Weise auch. Denn, daß sein einfältiges Weib zu singen anfing, als er in seiner Zornwüthigkeit, wer weiß, bald ein Unglück angestellt hätte, das kam ihm nicht natürlich vor; da hatte sein Schutzengel einmal nicht allein, nein, eine ganze Schaar von Engeln zu ihm geredet aus dem Munde seiner Kinder, denen es vor dem eigenen Vater gegraust — —

Er redete nie von demselbigen Abend.



Gedichte

von

M. E. delle Grazie.

Gespenster.

Es stehen schwarze Schatten längs der Wände,
Wenn ich erwach', die ich allein nur seh'
Und kenn': sie reichen flüsternd sich die Hände,
Und starren an so grausig mich, so weh'.

Einst waren's Träume, froh und lebensmächtig,
Ach Träume, die mir Hirn und Herz bethört —
Gespenster treten finster nun allnächtig
Sie an mein Lager, bis sie mich zerstört.

Stumm steh'n sie da — in fürchterlichem Schweigen,
Ihr Blick durchschüttelt mich wie Grabesfrost;
Und wenn sie ihre fahlen Hände zeigen —
Braun klebt's dran, wie gesprengter Särge Rost . . . .

Und Einer tritt zuletzt aus ihrer Runde,
Der lächelt mich so eigen an und spricht:
Glaub' nicht, daß je Dir Hirn und Herz gesunde,
Weil Du nur wieder lachen kannst — glaub's nicht!

Ich legte auf die Lippen Dir dies Lachen,
Das mordet, ob auch scheinbar es befreit.
Wie Viele ließ ich schon gleich Dir erwachen
Aus Schmerz und Pein zu solcher Heiterkeit!

Dann lachten sie . . . .“ und wie mit meinem Munde
Lacht auf er, daß ich lausche, schreckenslahm . . . .
„Nun, kennst Du mich? Ich segn' Dir jede Stunde —
Dein Freund ward ich, und — Wahnsinn ist mein Nam'!“

Chopin.

Traumschwerer Dämm'rungszauber Du,
Klang gewordne Thräne, Musik Chopins . . . .

Tief hängt
Und schwer der Himmel,
Der bleigraue Herbsthimmel über der Stadt,
Seine ersten Thränen weint er:
Tropfen, die hart der Sturm
An's Fenster mir wirft, daß sie
Anpochen in melancholisch=stetem Takt . . . .

Und Sturm und fallende Tropfen,
Verwandte mengen sie sich
In's dämonische Gejauchz,
In's schwermuthvolle Geriesel
Der Töne, die unter meiner Hand
Lebendig werden, und aufbrausend bald,
Aufschluchzend bald Deine ew'ge Frage stellen,
O Menschenherz —
Ob's besser:
Prometheischen Trotz in der Seele,
Dionysische Gier im Herzen
Die Himmel zu stürmen;
Dahinzurasen
Klaglos, reulos
Im Taumel der Leidenschaft,
Die mit Bacchantenfüßen
Den Schmerz zerstampft, und hinwegrauscht,
Ein freier, göttlicher Sturm,

Ueber der Menschheit herbstliche Ohnmacht —
Ihr Todesschrei noch ein jauchzend „Evoë!“ —
Oder

Ob's besser nicht: reu'voll aufschluchzend,
Mit entsagungsstammelndem Mund
Zu knie'n vor Deinem Altar,
O Gott des Schmerzes;
Durch blauen Weihrauchduft
Des Himmels Glorie zu seh'n,
Und dahinzugleiten, wie
Auf Wolken, schwindellos,
Weil geschloss'nen Aug's auf sammt'ner Woge des Glaubens:
Verhüllt ruh'n unter uns
Die lockenden Tiefen, in uns
Der eig'nen Seele Wirrsale; hinschmilzt
In Liebe der Trotz, in Thränen die Sehnsucht, und
Blickt aufwärts das Aug', wird ihm ein Wunder zu Theil:
Entgegenstreckt
Vom sternenbesä'ten Himmel
Vergöttlichter Einfalt Bild uns weich die Hand,
Und uns're Schuld zertritt
Der schmale, lilienduft'ge Fuß der Madonna!

Sterben.

Wenn einst ich sterben gehe,
Nicht soll's in Frieden sein:
Sterben mit meinem Wehe
Will ich, mit meiner Pein!

Mit dem wühlenden Dolch im Herzen,
Meiner Sehnsucht verzehrender Glut,
In der Wollust aller Schmerzen,
Die vergiftet mir Hirn und Blut!

Ob ihnen auch im Leben
Geflucht oft Seel' und Mund —
Des Daseins schöpferisch Beben
That doch nur in ihnen sich kund!

Und geht's dem Grab, dem kühlen,
Entgegen zu träger Rast —
Noch einmal will ich fühlen,
Wie ich geliebt und gehaßt;

Noch einmal kämpfen und träumen,
Stolz auf mich selbst gestellt,
Daß sieghaft in mir aufschäumen,
Die Kräfte meiner Welt.

Und um mich zusammenschlagen
Wie Ströme flammenden Licht's,
Eh' sie hinab mich tragen
In den Ocean des Nichts!





Gedichte

von

Marie v. Najmájer.

Zuflucht.

I.

Trautes Thal, geliebter Wald,
Wo in tausend Flüstertönen
Mir Erinn'rung widerhallt —
Lehre mich ein mild Versöhnen!
Nimm aus harter Tage Lauf
Mich in Deinen Frieden auf!

Rauh und dornig war mein Pfad,
Bitt'res Weh hat mich durchdrungen,
Seit ich Dir zuletzt genaht!
Wohl hab' ich das Leid bezwungen,
Doch die Wunde schmerzt und brennt
Den auch, der sich Sieger nennt.

Trotz'ger Muth und Willenskraft
Mögen uns im Kampf erheben;
Doch des Kampfes Schwung erschlafft,
Und wir müssen weiter leben.
Grüner Wald, mein Trost, mein Glück,
Gib mich selber mir zurück!

II.

Ja! schon rauscht es an mein Ohr,
Dorther, wo die Wipfel ragen:
Menschenkind, heb' Dich empor!
Lern' ein reineres Entsagen!
Und es reift Dir ungesucht
Deines Lebens beste Frucht.

Nicht aus einer raschen That,
Aus dem Schwung von einer Stunde —
Nein! des Daseins reichste Saat
Sprießt aus einer tiefen Wunde.
Segen wird des Lebens Last,
Die Du gut getragen hast.

Meinst Du, Kampf und Dulderqual
Sind nur Dir im Sein beschieden?
Düfte steigen aus dem Thal,
Das Du wähnst in tiefem Frieden,
Doch der süße Opferrauch
Ist der Halme Todeshauch.

Was Du athmest süß erquickt,
Ist ihr tausendfach' Verbluten:
Von dem Sensenschnitt geknickt,
Duften sie in Sonnengluthen —
In der Schöpfung Du allein,
Menschenkind! willst glücklich sein?!

Besäß' ich den Zauber .....

Besäß' ich den Zauber und hätt' ich die Macht,
Und könnte mir Alles versinken
In lindes Vergessen, in dämmernde Nacht —
Ich will nicht Lethe trinken!

Was tief ich empfunden, erlitten, ist mein,
Mit all' seinem Süßen und Herben,
Ist Licht und ist Kraft meinem innersten Sein —
Ich lass' es auch nicht im Sterben!

Wohl mögen sich fröstelnder, dumpfer Ruh'
Die Klugen, die Kalten ergeben;
Ich schließe die Pforten des Herzens nicht zu
Und will, wenn ich athme, auch leben!



Sirocco.

Novelle

von

Mara Čop Marlet.

„Endlich!“ Mit diesem warmen Erlösungsruf der Sehnsucht eilt eine junge, offenbar der höchsten Gesellschaft angehörende Dame auf der Veranda einer dem Meere zugewandten Villa in Algier einem österreichischen Officier entgegen, der, von einem arabischen Packträger gefolgt, die sonnenüberglühten Marmorstufen hinaufsteigt. Sie reichen sich die Hände und blicken dann verstummend auf die herrliche Fernsicht hinab. Es sind offenbar vornehme Hiverneure des milden afrikanischen Klimas, und vor dem Auge des eben Angekommenen entrollt sich, wie er sich umwendet, zum ersten Male jenes zauberhafte Bild des sonnenüberhauchten Meeres, von dessen Ufern das tiefe gesättigte Grün der Palmen- und Orangenhaine und der darin versteckten, Schmuckkästchen gleichenden, blendend weißen maurischen Villen, immer höher ansteigt, gekrönt von dem hoch über das Meer hinaus leuchtenden Goldkreuze des Kirchleins: „Notre dame d'Afrique“.

Ihr Blick hat den seinen selbst dahin geleitet. Es ist ihr ja vor acht Tagen, als sie ankam, für ihre geschwächten Lungen ein Ausruhen in der milden Luft zu suchen, genau so ergangen. Sie hat sich selbst, und Alles, was sie an Menschen umgab, in einem einzigen tiefen Athemzug der Bewunderung dieses herrlichen Naturbildes vergessen müssen.

Wie die Beiden nebeneinander im Sonnenglanz stehen, bilden sie starke Gegensätze. Die junge Frau, in ihrem weißen, lang und elegant niederfließenden losen Hauskleid einer vornehmen Reconvalescentin, den schmalen, feinen Gesichtszügen, aus denen die Augen nicht leuchten, sondern sich jeden Augenblick umschatten, wie die ziehenden Wolken eines reichen tiefbewegten Seelenlebens eben im Innern über die glänzenden Glücksbilder des Lebens hingleiten . . . von einem starken Leid- und Liebesbedürfniß bewegt — hat etwas Seelisches, geistig Reines an sich.

Sie steht an der Brüstung der Veranda; nicht bedeutend, nicht berückend — ganz die zarte kleine Oesterreicherin, mit der vornehmen Reservirtheit der hohen Gesellschaftsclasse in den abgerundeten Bewegungen — unausgeträumte Mädchenträume in den großen, von blauen Schatten umgebenen, von körperlichem oder seelischem Leid überhauchten Frauenaugen.

Sie hat das Leben geträumt, er hat es genossen. Man erkennt das an der ganzen, eigenthümlich selbstbewußten Haltung der hohen Gestalt des Officiers. Menschen, die ein träumendes Gefühlsleben haben, sind nie sicher, nie herrisch im Auftreten. Nur wo der Egoismus, die Rücksichtnahme auf die eigene Persönlichkeit schon dominirend durchgebrochen, findet man dieses energische zielbewußte Fortschreiten unter allen Lebensverhältnissen. Es ist das ein sociales Vorschieben der für den Besitzer selbst hochwerthig gewordenen eigenen Persönlichkeit. Nur um den Mund schwebt manchesmal ein weicher Zug, der verräth, daß der eitle, selbstbewußte, energische, braune Mann dort einst ein echt österreichischer „guter Junge“ gewesen, der seiner Mutter in den Schooß weinen konnte, und als Lieutenant seinen Burschen, sein Pferd und seinen Hund, unter tausend Schimpfreden, wie das Theuerste seiner Existenz hielt.

Auch er war geistig bedeutend, aber alle seine seelischen Fähigkeiten waren nach außen gekehrt worden, wie wenn man den Staubkelch einer Blume öffnet und bloßlegt, daß jeder vorüberstreifende Luftzug die feinen Sammttheilchen abstreift. So war bei ihm das Beste verloren gegangen, während ihr Inneres wie ein geschlossener Kelch noch die zartesten Empfindungen und Gedanken festhielt. Sie war die jung verwitwete Fürstin Herberstadt, er ihr Verwandter, Fürst Verian Herberstadt, Oberst der Cavallerie.

Sie hatte das Panorama dort außen längst vergessen und ihren Blick mit tiefer, warmer Freude auf seinem von ihr abgewandten Gesicht ruhen lassen. „Entzückend, Verian — was?“ fragt sie jetzt fast schüchtern zu ihm herantretend. Ihr leicht zur Seite geneigter Kopf schien etwas wie eine abwehrende Bitte gegen eine schroffe Antwort auszudrücken.

„Entzückend, gewiß, Hulda — aber — —“ „Ein Dejeuner wäre Dir im Augenblick lieber!“ sagte sie, seinen Blick auffangend, der zu einem mit zierlichen arabischen Mokkaschalen gedeckten Tisch, in dessen Mitte sich ein Früchtenaufbau von Bananen, Datteln, Orangen verlockend erhob, hinübergeglitten war. Lachend schob sie ihm den Aufsatz zu: „Labe Dich, müder Wandersmann!“ sagte sie, sich dabei ihm gegenüber an dem Frühstückstisch niederlassend. In ihrer Bewegung lag jedoch etwas wie eine kleine müde Enttäuschung.

Der Officier zog eine schlanke Krystallcaraffe und die sie umgebenden klirrenden Gläschen, die auf einem Silberplateau seitwärts standen, zu sich heran. „Danke,“ — sagte er abwehrend — „ich ziehe vorläufig den französischen Import vor.“ Er war ganz damit beschäftigt, den goldschimmernden Cognac gegen die Lichte zu betrachten und einige feine Schnitten St. Danielo-Schinken zu verzehren, während sie wie in einer leichten geistigen Betäubung auf die Spitze ihres Schuhes niedersah.

Es mußte wohl die Hitze sein, was ihre Gedanken so verwirrte! Aber es war doch seltsam, daß er ihr nichts Anderes zu sagen hatte — daß er so gleichgiltig dasaß — nachdem, was sie miteinander erlebt — nachdem, was sie erwartet — gehofft — ein wenig gefürchtet — — „Und wie erholst Du Dich hier?“ fragte der Oberst jetzt, „Du siehst besser aus, entschieden“ — schloß er, ihrer Antwort zuvorkommend, despotisch, wie um rasch über einen langweiligen Gesprächsstoff hinwegzugleiten. Dann sich zurücklehnend, begann er behaglich eine Cigarrette zu rauchen, die ihm ein kleiner Biskri in arabischer Tracht, der halb zu seinen Füßen kauerte, geschickt gerollt hatte. Es war dies der petit chasseur der Fürstin Herberstadt, die sich neben ihrem mitgebrachten, vorzüglich geschulten österreichischen Kammermädchen aus Vorliebe mit einigen Exemplaren dieser exotischen inländischen Dienerschaft umgeben hatte. Außer diesen braunen Biskri-Jungen versah ein schlanker junger Araber aus Milianah Bedientendienste — die hauptsächlich in einem ostentativen Oeffnen der Saalthüren des großen, ganz in maurischem

Styl gehaltenen weißen Marmorsaales, an deren Schwelle er wie eine schöne Bronzestatue lehnte — für ganz fremde Besuche — bestand. Ueberdies hatte die junge Fürstin noch eine alte Maurin, Sareba, als Dienerin behalten, die von dem Besitzer der Villa als eine Art Beschließerin zurückgelassen worden war. Sareba hatte sich in dem kurzen Zeitraume von acht Tagen etwas wie die Rolle einer alten, bevorzugten Amme neben der Fürstin angemaßt. Sie war es, welche die junge nervöse Frau Abends entkleidete und mit ihren schönen arabischen Sagen und Märchen allmälig in den Schlummer sprach.

„Der hiesige Arzt meint," nahm die junge Frau das Gespräch wieder auf, nachdem sie eine Weile der regen Eßlust des Obersten schweigend zugesehen, „das milde Klima würde mir sehr wohl thun — er fürchtet nur die Tage des Sirocco — —"

„Pah" — zuckte der Oberst leichthin die Achseln — „aber lass' Dir lieber erzählen, was für ein hübsches Abenteuer ich noch in Nizza hatte. Als ich Dich vor acht Tagen Nachmittags eingeschifft, besuchte ich Abends den Marineball. Dort traf ich die geschiedene Gräfin Thorn mit ihrer nun erwachsenen sechzehnjährigen Tochter. Die Mutter noch verführerisch, die Tochter anmuthig, reich, wohlerzogen — frisch wie das Leben — ich tanzte sehr gerne mit ihr — vielleicht werde ich die Beziehungen sogar fortsetzen. Aber Du trinkst ja Deine Chocolade nicht, Hulda?"

Die Augen der jungen Frau hatten sich seltsam verfinstert. Leidenschaft, Stolz, Schmerz zuckten über das feine Gesicht, aber der Mund blieb fest geschlossen, die Hände krampfhaft im Schooße ineinander geschlungen. Die mühsam errungene Fassung verrieth sich kaum in dem leisen, ruhigen Ton, mit dem sie nach einigen Augenblicken sprach: „Du hättest drüben bleiben sollen. Es war ja des Opfers genug, daß Du mich von Paris bis Nizza begleitet."

Der Officier runzelte geärgert die Stirn. „Keine Sentimentalitäten, Hulda — Du weißt, ich hasse das. Mache mir das Leben bei Dir angenehm! Von einem Opfer ist hier nicht die Rede. Du weißt, daß ich in Paris vor sechs Monaten zu Dir kam, als ich durch ein Telegramm Deiner Mama, die ebenfalls leidend war, erfuhr, Du lägest im Hôtel Bristol allein, krank an einer schweren Rippenfellentzündung, nur von einer Kammerjungfer begleitet. Eine seltsame Begegnung, was?" — der Oberst lachte leicht und animirt auf — „ich hatte Dich das letzte Mal als Baby auf unseren böhmischen Besitzungen bei Tante Clarisse gesehen

— natürlich mit den dummen Augen eines neunjährigen Jungen — und nun finde ich Dich wieder, als junge Witwe meines Cousins Emerich, ein wenig leidend, aber interessant, geistig — dieses Compliment muß ich Dir machen — bedeutender als alle die Frauen, die ich bis nun gekannt. Ich faselte etwas von Liebe — Du schlugst mir reine Freundschaft vor — und" — eine leichte Verlegenheit beschleunigte die brüske Sprechweise des Officiers — „wir hätten dabei bleiben sollen!"

„Wir sind eben nicht dabei geblieben, Verian!" Die schlanken Hände der jungen Frau schlingen sich, wie sie im Schooße ruhen, jetzt so krampfhaft ineinander, daß der Fingerdruck rothe brennende Flecken zurückläßt, und sie ganz in den Kleiderfalten verschwinden.

Der Oberst zuckt leichthin mit den Achseln. „Darüber lassen wir eben einen Schleier fallen, die Versuchung war zu groß — Du nimmst das zu ernst, Hulda! Was ist natürlicher, als daß bei einer einsamen Waggonfahrt — bei dem discreten Licht der schlechten Petroleumdeckenlampe — beim Anblick Deiner mir gegenüber in Kissen und Pelze hingestreckten schlanken Gestalt mich die unwiderstehliche Lust überkam, Dich einmal in die Arme zu nehmen und mehrmals zu küssen! Du verwiesest es mir dann — ich fügte mich und nun sind wir wieder die alten vernünftigen Freunde wie früher."

Herberstadt hatte, so lange er sprach, seinen Blick nicht zu jenem der jungen Fürstin erhoben. Er wußte, daß in diesem großen Blick ein Vorwurf lag, den die stolzen reinen Lippen der jungen Frau nie aussprechen würden. In seiner ganzen Sprechweise lag unverkennbar eine gewisse Absichtlichkeit. Die Hände der jungen Frau waren indessen fieberheiß geworden. Das also war es gewesen! Nur eine Aufwallung der Sinnlichkeit, während sie in diesem langen, heißen Kusse ihre ganze Seele hinzugeben wähnte! Begriff er denn den Schimpf nicht, den er ihr anthat? Wenn er sie ohne tiefere Neigung so in die Arme geschlossen — so war sie ihm in jener Stunde nicht mehr gewesen als die gewöhnlichste Courtisane.

Der Oberst hatte sich ein wenig finster zum Gehen erhoben. Sie fuhr zusammen, als er jetzt dicht an ihren Rohr-Schaukelstuhl trat. „Adieu," sagte er leichthin, ihr kurz die Hand reichend, „ich gehe jetzt auf Abenteuer in den Straßen der Casbah, des arabischen Viertels. Willi Ronsdorf — Du weißt, er ist auch hier — hat mich schon orientirt — sehr pikant für uns österreichische Lebemänner — so eine

junge Maurin — mit den nackten Bronzearmen und den vielen klirrenden Armbändern — verhüllt wie das Bild von Saïs — gegen einige Francs natürlich zu entschleiern! Wir rücken zusammen aus."

„Das wirst Du nicht thun!" Die junge Frau stand plötzlich vor ihm, am ganzen Körper vor Erregung bebend.

Der Oberst runzelte die Stirn. Es schien, als ob er diesen Angriff erwartet — absichtlich provocirt hätte.

„Wieder diese thörichte Frauenschwäche, Hulda! Du hast doch kein Recht dazu, mir solche Einschränkungen zu machen. Ich habe Dir schon in Paris gesagt, daß ich mir meine persönliche Freiheit nicht beschränken lasse — wie Du in letzterer Zeit mehrmals versucht. Zwischen uns ist nun einmal nicht jene Liebe — die —". Der Oberst hatte eines der kleinen silbernen Dessertmesser ergriffen und trommelte damit achtlos auf die Marmorplatte des Tisches, um die kleine Gedankenpause auszufüllen. „Ich wollte Dir das schon länger sagen," fuhr er, eine bittende Bewegung der in ihren Stuhl zurückgesunkenen jungen Frau abwehrend, fort, „es muß ja doch einmal zur Sprache zwischen uns kommen, — daß Du diese lächerlichen Sentimentalitäten überwinden, Dich zwingen mußt, mich heiter, anregend zu empfangen, wie früher — sonst ziehe ich vor — —". Statt des silbernen Dessertmessers war es jetzt der weiße Reithandschuh des Obersten, den er, einen nicht bemerkbaren Staub von seinen Beinkleidern abklopfend, in Bewegung setzte, um der jungen Fürstin vorbereitend Zeit zu gönnen, den entscheidenden Satz zu vollenden.

Die junge Frau beharrte in ihrem Schweigen. Ihr ganzes Fühlen drängte sich in einem kurzen, krampfhaften Schmerze zusammen. Es war ein gewaltsam erstickter Aufruhr ihres Stolzes, ihres weiblichen Selbstgefühles, ihrer seelischen Reinheit, gegen die Todesangst, das ihr Liebste auf Erden für immer missen zu sollen. Einen Augenblick schloß sie die Lider über den glanzlos gewordenen Blick — dann fühlte sie, wie die Feigheit vor dem Verluste sie übermannte — entwaffnete —. Ein Lächeln auf den Lippen, stand sie plötzlich neben ihm: „Du hast Recht — ich danke Dir für Deinen kurzen Sermon — komm, laß' Dir etwas zeigen, ehe Du gehst — —". Mit plötzlicher Lebhaftigkeit trat sie in das kühle Innere des hinter der Veranda gelegenen Marmorsaales, der an die einstige Pracht arabischer Fürstenschlösser erinnerte. Mit einem raschen Griff hatte sie ein schützendes

Tuch von einem auf einer Staffelei stehenden Bilde gezogen. „Sieh' — Dein Bild — Du bist mir in Paris nur ein paarmal gesessen, aber ich habe es aus der Erinnerung vollendet."

„Ach, sehr gut — aber habe ich wirklich diesen harten Blick?"

„Mitunter" — sagte die junge Frau rasch, die Lider senkend und sich, wie von einem plötzlichen Schwindel erfaßt, an dem Holzrücken der Staffelei aufhaltend.

Es mußte doch Sirocco in der Luft liegen — die Blutwellen stiegen ihr so beängstigend empor.

„Auf Wiedersehen also . . . ."

* * *

Von der Sahara herüber streift ein Gluthauch. Tief im Innern hat der Sirocco die Sandberge zerwühlt und nun trägt er den feinen, glitzernden, die Kehle vertrocknenden, die Glieder lähmenden, in der Sonne flimmernden Goldstaub herüber an die Nordküsten Afrikas. Auf der Veranda der Villa Elbiar sitzt noch immer die junge Frau. Sie beachtet es kaum, daß unten im Park sich die Palmen und Orangenbäume, ja sogar der hohe Seifenbaum, aus dessen Körnern der Araber seinen Rosenkranz verfertigt, wie geängstigt zusammenkrümmen, und daß ihre eigene kranke Brust immer mühsamer, heftiger, kürzer, athmet.

Es lastet ja noch ein schwerer seelischer Schmerz auf ihr. Sie wird ihn nicht lieben dürfen — nie — nie — sie wird eine kühle Freundschaft heucheln müssen, um ihn nicht ganz zu verscheuchen — und dabei nach Glück dürsten — dürsten — wie jetzt, wo der Sirocco ihre Kehle vertrocknet. Ein Märtyrerthum der Lüge wird nun für sie beginnen — sie wird lächeln, freundlich zuhören müssen, wenn er von gleichgiltigen oder sie tief schmerzenden Dingen zu ihr sprechen wird. Sie weiß, daß sie endlich erliegen, ermatten wird, wie jetzt, wo der Sirocco immer drückender über ihre müden Glieder hinfährt . . .

Das Kammermädchen ist schon zweimal erschienen, und hat die Fürstin daran erinnert, daß Dr. Henri, der Algierer Hausarzt, strenge befohlen habe, bei eintretendem Sirocco alle Fenster der Villa fest zu verschließen und ruhig im kühlen Innern zu verweilen. Die Fürstin hat ihr nur mit einer müden Handbewegung abgewehrt — und da sie es bei weitem vorzieht, besonders seit sie gehört hat, daß

der Sirocco auch den Teint häßlich bräunt, in den inneren Räumen des Hauses zu verweilen, so stört sie die junge Frau nicht weiter.

Sareba ist jetzt unter die breite Thür zur Veranda getreten. Ihr braunes runzliges Gesicht sieht halb gutmüthig, halb finster aus den weißen, leichten Stoffhüllen, die ihre ganze Gestalt vermummen.

„Herrin," sagt sie in gebrochenem Französisch, „fliehe den Samun. Er ist ein gewaltiger Dämon und der glühende Hauch, den sein Mund ausstößt, nennen die Araber die wilde Leidenschaft der Liebe. Manchen Sterblichen streift sie nur — leicht, wie kosend — Manchen sengt sie nur vorübergehend heiß die Glieder — Einzelne aber drückt sie ganz zu Boden, tödtet sie mit dem unsichtbaren verzehrenden Feuer ihrer Dämonenmacht —."

Die Araberin sieht, daß die junge Fürstin plötzlich krampfhaft aufhustet, ihr Taschentuch an die Lippen führt, — sie fängt sie in ihren Armen auf und trägt sie, wie ein todtkrankes Kind, auf ihr Lager.

* * *

„Sie finden also die Fürstin sehr anämisch?" frägt Oberst Herberstadt einige Wochen später Dr. Henri den französischen Hausarzt, in dessen Begleitung er die herrlich blühenden Gehänge von Mustapha superieure — obwohl es erst Anfangs März ist — herunterschreitet. Jede Villa, an deren Thor sie vorüberkommen, gewährt den Einblick in ein wahres Feenreich von Blüten- und Blumenpracht. Welche tiefen, herrlich gesättigten Farben — welche reiche, an Ueppigkeit überquellende Natur, von kunstsinnigen Händen zu wechselvollen Bildern entfaltet! Equipagen rollen den breiten Fahrweg hinab, dazwischen die kleinen, leichten Miethwägen mit dem farbigen Parapluidach, Maulesel reitende Araber kommen dazwischen und stören die Herren jeden Augenblick in ihrem Gespräch.

„Anämisch und ungewöhnlich zart organisirt," erwidert der Doctor, fast jeden Insassen der vorüberrollenden Wägen grüßend. „Die Lungen sind durch den langanhaltenden Husten sehr geschwächt, zu Blutergießungen geneigt — die bei jeder heftigen Erregung eintreten können. Dazu ist die Patientin psychisch fortwährend ungewöhnlich aufgeregt. Hier müssen wir aber scheiden. Ich will den Berg wieder hinauf. Sie wissen, Sonntag Nachmittag gönne ich mir ein paar Stunden in meiner Villa im Kreise meiner Familie — —"

„Sie Glücklicher — viel Vergnügen!“ Oberst Herberstadt schüttelt dem Doctor heiter die Hand und blickt dabei nach ein paar hübschen vorüberfahrenden Engländerinnen. Dann setzt er seinen Weg allein fort. Es fällt ihm plötzlich ein, ob seine Cousine und Freundin, wie er sie absichtlich nennt, ob die junge Fürstin Herberstadt am Ende doch gefährlicher krank sei. Psychisch aufgeregt — sollte er dazu beitragen? Pah — möglich, daß sie in ihn verliebt ist, aber an so etwas stirbt man nicht. Sie ist neurasthenisch und nimmt darum Alles so tragisch. In den letzten Wochen war sie übrigens ganz vernünftig. Sie ließ sich sogar von ihm seine galanten Abenteuer erzählen — und hörte lächelnd zu, wenn er berichtete, daß Tante Clarisse ihm zu Hause eifrig eine Braut suche.

Sie müßte ja doch einsehen, daß sie Beide sich nicht näher treten konnten. Das Vermögen der Fürstin war durchaus nicht so bedeutend und bei ihrem train zu leben, schwand es rasch dahin. Dazu war sie leidend, nervös, gesellschaftlich nicht ganz gut accreditirt, da ihre Mutter, die Gräfin Jarisch, in dem Rufe stand, noch jetzt fortwährend junge Anbeter aus eigenen Mitteln zu erhalten.

Nein, das war unmöglich! Und eine Liaison mit dieser tief empfindenden, leidenschaftlich eifersüchtigen Frau, das hieße sich ja unerträgliche Fesseln auferlegen.

Sie bewachte ja ohnehin jeden seiner Blicke, und wenn er einmal die gewohnte Besuchsstunde versäumte, constatirte der Arzt am nächsten Morgen gewiß eine Fieberbewegung.

Eine fatale Geschichte! Der Oberst warf die Cigarrette ärgerlich fort und fühlte sich angenehm erheitert, als plötzlich ein hochgewachsener, ganz englisch gekleideter Gentleman, sein Freund Willi Ronsdorf von rückwärts seinen Arm in den seinen schob. „Allons, da bist Du endlich — laß' uns zu den Champs de manoeuvres abbiegen, es reiten dort ein paar prächtige Amazonen — die drei Polinnen, denen wir gestern nachstiegen — die eine versucht ein Pferd, das sie einem Araber abkaufen will. Sitzt ganz gut, wenn auch nicht aristokratisch im Sattel.“

Die beiden Herren biegen ab, und Oberst Herberstadt hat im nächsten Augenblick seine lästigen Gedanken über die leidende junge Frau in der Villa Elbiar vergessen.

Der Doctor ist indessen in seinem Vorhaben, ein wenig englische Sonntagsruhe zu genießen, unerwartet gestört worden. Nachdem er kaum die nächste Wegbiegung umschritten, hört er den athem-

losen Ruf: M'sieu! M'sieu! in der eigenthümlichen französischen Aussprache der Araber hinter sich. Es ist der kleine Biskri-Junge von der Villa Elbiar, der ihm nachgerannt kommt. Er steht jetzt vor ihm und berichtet, den Feß in der Hand, auf Arabisch, welches der ansässige Arzt längst versteht, daß die junge Fürstin „Blut, viel Blut ausgeworfen".

Mit einem Seufzer wendet sich der Doctor gegen den Weg zur Villa. Er blickt auf die Champs de manoeuvres hinab, wo eine starke Staubwolke aufwirbelt. Es sind die polnischen Reiterinnen, an deren Seite jetzt auch Oberst Herberstadt und sein Freund Ronsdorf lachend und scherzend längs dem Meeresufer hinjagen — —

* * *

Mit fest geschlossenen Läden blickt die sonnenüberglühte Vorderfront der Villa Elbiar hinunter auf das Meer.

Seit zwei Wochen hat die junge Fürstin ihr Bett nicht mehr verlassen. Von den Höhen weht ein selten anhaltender glühender Sirocco, der die meisten europäischen Hiverneure schon vertrieben hat. Nur in die Villa Elbiar sind neue Gäste gekommen: Die Gräfin Jarisch und ihr von Wien mitgebrachter junger Hausarzt. Man hat die Koffer, Reisedecken und Necessaires leise hinaufgeschafft, die Gräfin hat zwei Gemächer neben der Kranken bezogen, der Arzt ein in nächster Nähe gelegenes Cabinet. Bordeaux-, Porto- und Tokayer-Flaschen sind von der Dienerschaft ausgepackt worden, feine Conserven, obwohl die junge Fürstin von allen diesen Stärkungsmitteln, mit welchen die energische, etwas lärmende Gräfin Jarisch sie rasch in die Höhe bringen möchte, nichts nehmen darf.

Die alte Sareba erneuert nur fortwährend die kalten, recht kalten nassen Tücher, die auf dem entblößten Brustblatt liegen und hebt von Zeit zu Zeit den Kopf der jungen Frau, um sie etwas kalte Milch trinken zu lassen.

Der zarte Körper der jungen Fürstin drückt die Kissen kaum mehr ein, die weißen Spitzen und Schleifen begraben sie ganz und die leichte weiße Seidendecke mit der breiten Valencienne-Umrandung, fast so leicht wie ein Battisttuch, dem heißen Klima angemessen, verstärkt den Eindruck, daß sie in den Schnee gebettet liege. Diesen Eindruck empfängt man, wenn man in den großen maurischen Saal eintritt, der durch eine Glaswand von der langen Reihe der übrigen Gemächer geschieden ist, in deren letztem das Bett der jungen Fürstin steht.

Die Kranke stellt sich meist schlafend. Sie lehnt damit, ohne zu verletzen, die Gesellschaft der redseligen Gräfin Mutter, die ermuthigenden Zusprüche der Aerzte und die lästige Beflissenheit ihres Kammermädchens ab.

Dieser ganze Redeschwall um sie, über die täglichen Vorkommnisse, Nachrichten über ihr gleichgiltige Verwandte oder Bekannte, stört und belästigt sie. Sie will nur träumen — einem einzigen schmerzlichen Gedanken nachträumen. Manchmal öffnet sie die Lider, und dann gleitet ein rascher brennender Blick, in dem eine ruhelose Erwartung glüht, durch die Gemächerflucht, die sie absichtlich so öffnen ließ.

Sie sieht dadurch die hohe Gestalt des Obersten Herberstadt um einige Secunden früher, wenn er in den Marmorsaal tritt, durch die Glaswand blickt und dann durch den rothsammtenen Salon, das blauseidene Musikzimmer und die lange, ganz in arabischem Styl eingerichtete Bibliothek auf ihr Schlafzimmer zukommt. Der Oberst kommt täglich mehrmals. Er nimmt seine Freundespflichten ernst, ja er gefällt sich darin, sie aufopfernd auszuüben. Er hat um die Gräfin Jarisch telegraphirt, ihr gerathen, einen österreichischen Arzt mitzubringen, er befiehlt und ordnet Alles um die Kranke an.

Seine Besuche thun ihr trotzdem nicht wohl. Nur in den ersten Tagen, wo ihr Leben im Verlöschen schien, und er, ihre Hand in der seinen, in dem ganz verdunkelten Zimmer neben ihr saß, war ein Gefühl glücklichen, traumhaften Friedens über sie gekommen. Aber in dem Maße, als die Lebensgeister der jungen Frau wiederkamen, wuchs auch wieder seine absichtliche Zurückhaltung.

Er reichte ihr nur kurz die Hand, setzte sich entfernt von ihr oder rief die Gräfin Jarisch herein, ihre Plauderstunde zu theilen, wobei er dann jede Veränderung im Befinden der jungen Frau auf allerlei Ursachen zurückführte, die Vorschriften des Arztes kritisirte oder erheiternde Tagesereignisse mit der Gräfin besprach.

Die Kranke schloß dann wie ermüdet die Augen. Mußte er sie denn immer von Neuem verwunden? Wenn er die Gräfin lachend versicherte, daß sie beide durchaus keine Geheimnisse mit einander hätten, die Gräfin möge nur bleiben, man habe sich nichts Besonderes mitzutheilen, zog ein schneidender Schmerz durch die kranke Brust der jungen Frau.

Ja, sie hatten einander nichts mitzutheilen — obwohl es eine kurze Zeit gab, wo diese absichtliche Fremdheit noch nicht zwischen ihnen lag. Und der heiße Wunsch zu sterben erschütterte die kranken Nerven der zart organisirten Frau unaufhörlich, bis die krankhafte Ueberreizung ihr jede Möglichkeit der Erholung benahm.

Einmal bat sie den Obersten ihr nicht von der Zukunft zu sprechen. „Warum?" fragte er gereizt. „Ich spreche sehr gerne von meiner Zukunft. Ich hoffe noch zu heiraten, hübsche Kinder zu erzeugen das Leben zu genießen."

„Thue das Alles, aber sprich mir nicht davon."

„Warum?"

„Weil ich selbst keine Zukunft mehr habe!"

Der tiefe schmerzgesättigte Ton ihrer Stimme fiel ihm diesmal doch auf, und Beide schwiegen eine Weile. Sie hatte ihm nicht alles gesagt — nicht, daß es sie so tief schmerzte, daß in allen seinen Zukunftsträumen ihr selbst nie ein Raum angewiesen war. Auch wenn er von einer möglichst schleunigen Ortsveränderung für sie sprach, einem Aufenthalt in Mentone, Abbazia, Görz, lauter Gegenden, die er selbst nicht zu besuchen gedachte, fühlte sie die Schwere der Hoffnungslosigkeit, den Kampf ihrer nach Genesung ringenden Natur gegen die Zerstörungen ihres Leidens zu Ungunsten der ersteren entscheiden.

Der Wiener Arzt that dasselbe, was der französische früher versucht. Man gab der Patientin Codeïn gegen den immer anhaltenden schmerzhaften Hustenreiz, Morphium gegen die Schlaflosigkeit der Nächte, und Beide schrieben den raschen Kräfteverfall der Kranken dem andauernden Sirocco zu.

Auch Oberst Herberstadt begnügte sich mit dieser Erklärung, die er als moderner und nüchterner Mann ganz plausibel fand. Er setzte seine häufigen aufmerksamen Freundesbesuche fort, nach denen die junge Frau immer eine Weile mit jagenden Pulsen, heftigem Herzklopfen und der erstickenden Last unterdrückter Thränen, in allen Gliedern fiebernd dalag.

Wie sie dieses stumme Zurückweisen ihrer Liebe in ihrem Stolze verletzte! Und doch, konnte sie ihm diese Liebe noch leugnen — wo sie einmal in einem heißen, sich völlig hingebenden Kuß an seinen Lippen gehangen? Dann stieg es manchmal wie leidenschaftlicher Groll in ihr empor. Wie hatte er es wagen können, so ihre Seele zu stehlen

und sich dann aller bindenden Verpflichtungen frei zu dünken — weil sie nicht ganz seine Geliebte geworden? Dachte ein Mann ihrer Gesellschaft, von der Bildung, dem Charakter des Obersten wirklich moralisch so niedrig? War sein Seelenleben so roh, so arm, oder hatte es nie die Hand eines edleren Weibes geweckt?

Aber diese leidenschaftlichen Anklagen wurden nur zu wortlosen Selbstgesprächen ihrer schlaflosen Nächte. Der Stolz verbot ihr, einen lauten Vorwurf gegen ihn zu richten — daß er nicht vermochte, sie weiter zu lieben. Auch das Märtyrerthum der Lüge mußte sie fortsetzen. Sie hatte sich die Staffelei mit dem nicht ganz vollendeten Bilde des Obersten in ihr Schlafgemach bringen lassen. Das Kammermädchen hatte es in die Ecke dem Kopfende ihres Bettes gegenüber aufstellen müssen. Wenn ein Sonnenstrahl darüber hinglitt, oder Abends plötzlich ein Kerzenschimmer es streifte, schien es der Kranken, als ob die Züge sich belebten.

„Wozu ließest Du das Bild hieher bringen?" fragte der Oberst in seiner gewohnten gereizten Art. „Krankenzimmer soll man nicht so encombriren, sondern luftfrei halten."

„Es ist nicht ganz vollendet — ich studire indessen das Colorit — und male manchmal ein wenig daran."

Die junge Frau hielt den Blick gesenkt, während sie dies sagte, aber ihre kranken Pulse jagten schneller bei dem Gedanken, daß er sie vielleicht durchschaue.

Der Oberst aber ließ den Gesprächsstoff nur ärgerlich fallen. „Unsinn — krank sein — und malen! Gönne Dir Ruhe."

Und die junge Fürstin gönnte sich Ruhe — die Ruhe, bewegungslos in den Kissen zu liegen, die man von ihr verlangte. Unter der weißen Seidendecke aber pochte ihr Herz so heftig, zitterten alle die erkrankten Nerven des zarten Körpers so unausgesetzt, wie man es bei Jagden an den vorbeigehetzten zusammenstürzenden Thieren beobachtet.

Eines Morgens — es war der sechzehnte Tag, daß der Sirocco anhielt — hatte die junge Frau wieder mehrmals Blut ausgeworfen. Der Oberst, den man davon nicht benachrichtigt hatte, ließ sagen, daß er vermuthlich diesen Abend nicht kommen werde, da er einen Ausflug mit mehreren Damen und Herren vorhabe. Übrigens falls er nicht zu spät zurück sei, würde er dennoch nachsehen kommen.

Die junge Fürstin, die todesmatt in den Kissen lag, hatte das Billet kaum zu lesen vermocht. Sie hielt es noch in der Hand, als der

französische Arzt eintrat und mit dem Wiener Hausarzte zu einer kurzen Besprechung bei Seite trat. Sie hörte, daß man ihr seigle d'ergotine verordnete, daß die Gräfin Jarisch über die drastischen Mittel seufzte und die Aerzte ein wenig über ihr Kammermädchen witzelten, die von dem anhaltenden Sirocco — seekrank geworden war und daran zu sterben wähnte.

Dr. Henri trat dann zu der theilnahmslos schweigenden Kranken. „Ein wenig mehr Muth — mehr Lebensfreudigkeit," sagte er freundlich, — „wir möchten Sie gerne bald draußen haben, unter den Spaziergängern am Quai. Da sollten Sie Ihren Cousin, den Obersten sehen, wie er an der Seite der schönen Polin — die ganz ernstlich nach ihm fahnden soll — Sonne und Luft genießend, unermüdlich lustwandelt. So etwas brauchen Sie auch — — "

Durch den Körper der Kranken ging ein heftiges Zucken. Das Fieber stieg — stieg nun unaufhaltsam zu ungewöhnlicher Höhe. Am Nachmittag lag sie nicht mehr ruhig, sie warf sich in den Kissen umher und duldete Niemanden um sich, als die alte Sareba. Sie zählte die Stunden, die Minuten, die Secunden, er hatte ja geschrieben, daß er vielleicht dennoch kommen würde — und das Fieber der Erwartung steigerte das Delirium der Krankheit. Am Abend befahl sie die großen Kronluster im Marmorsaale anzuzünden und alle dazwischen liegenden Gemächer stark zu erhellen. Die Dienerschaft schüttelte den Kopf über den Eigensinn der Kranken und die festliche Lichtfluth in den verödeten Gemächern.

Die junge Fürstin aber sandte sie zur Ruhe, ohne die Gasflammen verlöschen zu lassen. Sie wollte den Obersten sehen — gleich — wenn er aus dem Marmorsaal näher kam — und es wurde ihr heute öfters so dunkel — so seltsam dunkel vor den Augen.

Die Stunden vergingen, langsam schleichend, aber unaufhaltsam. Die Fürstin hörte ihre kleine Roccocouhr Mitternacht schlagen. Nun wußte sie, daß der Oberst nicht mehr kommen würde, und ihre fieberhafte Unruhe wich einer unendlich wohlthuenden Mattigkeit. „Sareba" — fragte sie plötzlich, die Augen groß öffnend — „warum muß ich sterben?"

Die Araberin, die am Teppich kauerte, erhob sich und trat näher.

„Weil Du gesündigt hast."

„Womit?"

Die Araberin wies finster auf das Bild: „Als Du dies geschaffen. Wir Araber halten es für einen Frevel, ein Bild zu malen — weil Gott am jüngsten Tage denjenigen, die das thaten und die sich erkühnten, zu bilden, was nur seiner Schöpferhand zukommt, sagen wird: Gib dem Wesen, das Du schufst, nun auch eine Seele!"

„Und wenn man das nicht vermag —?"

„Dann mußt Du ihm Deine eigene Seele schenken."

Über das Antlitz der jungen Fürstin zog ein traumhaftes Lächeln. Ja, der kindliche Wunderglaube der Araber hatte Recht — sie hatte ihre Seele verschenken müssen. Das war es gewesen .... Und nun fühlte sie sich so leicht — so körperlos leicht — vielleicht trug sie der Engel Azrael, der mit seinen weißen Flügeln manchmal eine Secunde lang die ganze Erde bedeckt, um den Menschen Frieden zu bringen — schon empor — weit in das Grenzenlose — damit sie Rechenschaft ablege vor dem ewigen Throne der Gottheit von dem Reichthum des Empfindens, das sie nutzlos verschwenderisch hingegeben — —

* * *

In der Villa Elbiar herrscht heute eine ungewöhnliche, wenn auch fast bis zur Lautlosigkeit gedämpfte Bewegung. Die junge Fürstin Herberstadt ist in der Nacht verschieden. Die ein- und ausgehende Dienerschaft ist schon in tiefes Schwarz gekleidet — der Kammerdiener spricht mit dem Kutscher, der mit den unruhig stampfenden Pferden vor der kleinen maurischen Hinterpforte hält und den Bagagewagen vorgespannt hat, um die nöthigsten Aufbahrungssachen zu besorgen.

Die Gräfin Jarisch ist mit dem Anordnen ihrer Trauertoilette beschäftigt und der Arzt schreibt in seinem Zimmer einen Bericht über den lethalen Ausgang der Phtysis und Anämie der Fürstin Herberstadt unter dem klimatischen Einfluß des Sirocco an seinen Vorgesetzten Hofrath Professor Braun in Wien.

So gelangt Oberst Herberstadt ganz unbemerkt an das Lager der Verschiedenen. Er ist ernst, aber er hat die Zimmer mit demselben lauten energischen Schritt durchmessen, wie sonst. Jetzt steht er vor ihr. Sie liegt noch in den Kissen wie entschlummert, nur die großen seelenvollen Augen richten sich heute nicht mehr auf ihn.

Etwas Seltsames geht in dem Manne vor. Es erschüttert ihn heftig, unerwartet. Er war trotzig, eigensinnig, er hat sich mit Hart-

näckigkeit dagegen gewehrt, die Freundschaft, die er für die junge Frau gehegt, mit einem anderen wärmeren Namen zu nennen.

Er hat sie nicht begehrt — keine Erinnerung an heiße Küsse — an innige Liebkosungen — durchzieht ihr letztes Beisammensein. Aber es scheint ihm unmöglich, daß dieses zarte Wesen, das jeden seiner Gedanken fraglos ergänzt, das ihm seelisch und geistig so nahe stand, das er quälte in dem unbewußt sicheren Gefühl, daß es ganz sein eigen sei — ihn nun für immer verlassen habe.

Wie, wenn er sich getäuscht? Wenn die Liebe nicht das war, was er für alle jene schönen, sinnlich berückenden Frauen empfunden, die er in wechselvoller Reihenfolge in den Armen gehalten, sondern das, was er an seelischer Zusammengehörigkeit für diese todesblasse schwache Frau gefühlt, die da wie eine gebrochene Blüthe vor ihm in den Kissen lag. Wie eine Ahnung jener reinen, edlen Liebe, die der genußsüchtige Mann nie gekannt und die die Züge der Entschlafenen noch jetzt verklärte — kam es über ihn.

Und in plötzlich aufwallendem, ungeheuerem Schmerz kniet er vor dem Bette nieder, schlingt die Arme um ihren Körper und drückt einen heißen Liebeskuß auf die empfindungslose Stirne — —

* * *

„Geben Sie der Gräfin Jarisch meine Karte und sagen Sie, daß es mir zu schmerzlich gewesen sei, sie jetzt wiederzusehen. Ich reise mit dem nächsten Dampfer.“ Es ist Oberst Herberstadt, der auffallend bleich aussehend vor dem sich tief verneigenden Kammerdiener im Marmorsaale steht. Er wendet sich zum Gehen und sagt nur noch im Tone eines scharfen Verweises: „Weshalb läßt man die Verschiedene so allein?“

„Durchlaucht verzeihen — ich ließ nur die Fenster gegen die Nordseite öffnen — der Sirocco hat eben aufgehört —“





Chrast.*

Von

Ludwig August Frankl.

Hoffnungskühn und jung an Jahren
Bin ich durch die Welt gefahren,
Wüsten durch und übers Meer.
Phantasie ließ mich nicht ruhen,
Nimmer müd', in Pilgerschuhen
Zog ich Welten hin und her:

Vom Vesuv zu Pästums Rosen,
Und des Meeres Wellen kosen,
Um Neapels goldnen Glanz;
Sah Italiens Paläste,
Farbenwunder und als Gäste
Der antiken Götter Kranz.

Las im Angesicht des Meeres,
Jenes ew'gen Dichters hehres
Trauerspiel auf Kolonos.
Unstät gings zum Norden wieder,
Wasserfälle tos'ten nieder,
Die des Nordlichts Glanz umfloß.

In dem Schatten deutscher Bäume
Sann ich nach der Barden Träume,
Stieg ins Land, wo Klingsor sang.
Gegen mächt'ge Gletscherriesen
Hab' ich tapfer mich erwiesen
Auf der Alpen Übergang.

* Stadt in Böhmen bei Chrudim.

In Jerusalems Ruinen,
Unterm Zelt der Beduinen
Ruht' ich als ein flücht'ger Gast;
In Egyptens Pyramiden
Sucht' ich stiller Ruhe Frieden,
Und hielt unter Palmen Rast.

Wie ich so die Welt durchmessen,
Nie doch hab' ich Dein vergessen,
Meiner Heimat stille Stadt!
Grau die Haare, müd' gegangen,
Zieht zu Dir mich das Verlangen,
Einen Pilger, alt und matt.

Wenn auch noch die Räder surren,
Langsam nur, um abzuschnurren,
Bis sie völlig stille steh'n.
Winkst Du mir? Ich komme gerne
Von der Erde fernster Ferne,
Um noch einmal Dich zu seh'n.

Und ich steige zu Dir nieder,
Ja, das bist Du, bist Du wieder:
Flächen, Berge, waldumkränzt;
Grünende Kastanienbäume,
D'raus in blaue Himmelsräume,
Zweigethürmt die Kirche glänzt.

Horch, vom Thurm herab die Glocken,
Ich erkenne, froh erschrocken,
Wieder ihren trauten Klang.
Oft, ich wußt' es nicht zu deuten,
War es dieses Glockenläuten,
Heimweh's trauriger Gesang.

Unverändert noch die Gassen,
Alles, wie ich's einst verlassen
Auf dem stillen Laubenring.
Hier das Bischofschloß mit seinen
Hundert Fenstern, Wappensteinen
Und wo ich zur Schule ging.

Viel geprüft und doch kein Meister,
Gruben mir Gedankengeister
Furchen in das Angesicht.
Selten Glück, der Arbeit Mühen
Machten Herz und Sehnen glühen,
Brod erwerben mir zur Pflicht.

Hier der Spielplatz meiner Jugend,
Wo ich, in die Bäume lugend,
Aus dem Blasrohr Bolzen schoß,
Bis bei gutem, scharfem Zielen
Spatzen von den Aesten fielen,
Ach, wie war die Freude groß!

Doch wo sind die Spielgesellen,
Czechenmädchen mit den hellen
Augen, blondem Haargeflecht?
Fremde Blicke und Gestalten
Und es kennt auch nicht, mich Alten
Dieses jüngere Geschlecht.

Hier der Brunnen, d'rauf als Wappen
Hähne, sich entgegen schnappen,
Zorngesträubt das Flügelpaar,
Die ein lustiger Verwandte
Das Symbol der Einheit nannte
Von der Chraster Bürgerschaar.

Einem Hause jetzt mit Zagen
Nah' ich, fremde Menschen fragen,
Wer der bleiche Fremdling ist?
„Hier geboren, laß't mich weilen,
Flücht'ges Hausrecht mit Euch theilen,
Träumen eine kurze Frist.“

Niemand gibt mir das Geleite,
Mit gepreßtem Athem schreite
Ich zum engen Stubenraum;
Unter treuer Eltern Sorgen
Lebt' ich hier der Kindheit Morgen,
Mir entschwunden scheint er kaum.

Und ich seh' der Mutter Walten,
Fromm des Hauses Ordnung halten,
Sorgen, schaffen ohne Ruh'n
Alle ihre Lebenstage,
Von dem Pelikan die Sage
Machte wahr ihr treues Thun.

Als ein Kind fühl' ich mich wieder,
An der Stelle knie' ich nieder,
Wo der Eltern Ehbett war.
Worte, ernste, zärtlich süße
Tönen, wie entfernte Grüße
Stellen sich mir Scenen dar.

Heiße Thränen fallen nieder,
Aus der Stube scheid' ich wieder
Und die Klinke an der Thür,
Weil berührt von Elternhänden,
Küß' ich und das Herz will wenden
Sich vor Leid im Busen mir.

In den Hof jetzt — weg die Blicke!
Dunkle tragische Geschicke
Steigen auf und schmerzdurchwühlt
Kommen mir Erinnerungen,
Wie von Rüden angesprungen
Ein gehetztes Wild sich fühlt.

Fort zum Garten! Mächt'ge Bäume
Werfen Schatten in die Räume,
Die ich mitgepflanzt als Kind.
Aepfel mit rothgoldnen Wangen,
Kirschen stillten mein Verlangen,
O, wie war ich frohgesinnt.

Jetzt Gestalten, längst vergessen,
Funken aus versunk'nen Essen,
Wirbeln geisterhaft empor,
Staunend, dass ich noch lebendig,
Starren sie mich an beständig.
„Bald bin ich in eu'rem Chor!“

Und ihr wogendes Gebrause,
Aus dem Garten, aus dem Hause
Treibt mich das Entsetzen fort.
Wie an's Eltern Herz der Knabe
Flücht' ich mich zu ihrem Grabe,
Draußen nach dem guten Ort.

Und der Mutter Stimme wieder
Raunt mir in die Seele nieder,
Wie durch welkes Laub der Wind:
„Flüchte Dich zu meinem Herzen,
Auszuweinen Deine Schmerzen,
Bist Du müde? Armes Kind!“

„„Bis zum Sterben!““ Nebel schauert
Naß und kalt, die Landschaft trauert,
Athmet feuchten Erdgeruch.
Und im Windhauch zieh'n und schweben
Weiße Fäden, leise weben
Sie des Herbstes Leichentuch.





Gedichte

von

Stephan Milow.

Vor einer Bergesspitze.

Nach langen Jahren schau' ich heut Dir wieder
Ins vieldurchfurchte steinerne Gesicht.
Der Wind umbraust Dich, Wolkenschwärme zieh'n,
Gestalt und Farbe wechselnd, Dir ums Haupt,
Du aber tauchst stets neu daraus hervor,
Die gleichen Züge weisend unbewegt.
Starr scheinst Du, todt; allein ich möchte meinen,
Du bist nur treu, festruhend in Dir selbst,
Und wundersam, als wärest Du beseelt
Und blicktest auf mich in erhab'nem Schweigen,
Ergreifst Du mich und bannst mein ganzes Wesen.
Mir ist, als sollt' ich mich im jähen Wandel,
Den ringsum alles herzbedrückend kündet,
An Dich als wie an meinen Retter klammern;
Du ragst vor mir empor, wie aufgerichtet,
Daß alles, was in der Erinnerung
Die Zeit verwehen will, an Dir sich wieder
Erneue zu lebend'gem, vollem Sein.
Was liegt nicht zwischen einst, da ich Dich sah,
Und heut! Mit manchem Schmerz auch manches Glück.
Und welches Glück! das schönste uns'res Lebens:
Die Traumesseligkeit, das lichte Hoffen,
Das in sich selbst schon reich und nicht erst mißt,
Wie viel ihm jeder neue Tag erfüllte.

Das ist vorbei! Die Flügel sind gebrochen,
Und bang enttäuscht, das Auge trüb umflort,
Zähl' ich nur nach, was alles, ach! vergebens
Ich bis zu diesem Augenblick ersehnt.
Doch da ich so wie einst Dich vor mir sehe,
Als ich mit trunk'nen Blicken an Dir hing;
Da jeder Zug in Deinem Angesicht
Mich grüßt, wie den Beschwingten er gegrüßt,
Der voll von Träumen und Entwürfen schweifte:
Fühl' ich mich selbst auch als den Einst'gen wieder.
Wach wird die unbefang'ne helle Lust,
Und Kampf und Drang und Schmerzen gehen unter.
Mit Dir steht die Vergangenheit vor mir;
Was bang auf mich gewälzt die vielen Jahre,
Du nimmst es von mir, daß ich wieder fliege,
Und wenn ich immer ernster sinnen muß,
So bin ich doch im Innern froh bewegt.
Es ruft in mir: Heg' in der tiefsten Brust
Nur allezeit, was Dir als Höchstes gilt,
Und klage nicht, wenn's nicht den Sieg errang,
Ob Du dafür auch treulich Deine Kraft
Mit freud'gem Glaubensmuthe eingesetzt.
Dir selber thue nie genug im Schaffen,
Du nimmst Dein Lebenswerk nicht bald zu schwer;
Doch bebe ängstlich um sein Schicksal nicht.
Hast Du die Saat bestellt, so gib dem Himmel
Anheim das Wetter, das sie reifen soll,
Und wahre Dir, ob Du ergraut in Mühen,
Der Jugend schönen Theil: Die Heiterkeit. —
Je länger ich empor zur Höhe schaue,
Je mächt'ger greift mir's in der Seele Grund.
Steinriese Du, beherrscht auch Dich die Zeit,
Dir aus dem Antlitz bröckelnd Stück um Stück?
Mag sein, doch für ein Menschenauge nicht.
So bleibst Du mir der Stäte, Wandellose,
Der aus dem nicht'gen, wirren Streit der Erde
Mich sanft erlösend nach dem Ew'gen weist.

Im Alter.

Laß die Rosen, sie gehören
Nur der Jugend und dem Lenze;
Laß Dich nimmermehr bethören,
Dir daraus zu winden Kränze.

Aber wenn sie sich entfalten,
Süße Düfte um sich streuen,
Magst Du träumend stille halten
Und an ihrem Bild Dich freuen.

An einen Freund.

Noch seh' ich Dich vor mir, Du theurer Mann:
Ich lag zu Tod krank, fieberheiß und schwach,
Da blicktest Du mich voller Trauer an
Und doch gefaßt; mir war, Dein Auge sprach:
Wie schade! Will es Dich schon heim verlangen?
Noch wär' ich gern ein Stück mit Dir gegangen.

Doch starb ich nicht. Du trittst wie damals heut
Zu meinem Bett und reichst mir Deine Hand.
Wohl bist Du tief im Innersten erfreut
Und doch gefaßt, daß es sich so gewandt.
Mir ist, es spricht zu mir Dein Auge heiter:
Du lebst? Wie schön! So wandle mit mir weiter!





Aquarelle aus Oesterreich.

Von

Ernst Keiter.

Seebenstein.

... Ein schöner Maitag ist's. Ueber das weite sonnenbeglänzte Pittenthal wölbt sich der Himmel. Das Sägewerk am Flusse lärmt und der schrille schneidige Ton, das scharfe Gesurre der in den Baumstämmen vorrückenden Messer dringt hinaus in die wohlige stille Frühlingsluft ... Im Dämmerdunkel des Waldes jubiliren die Vögel. Durchs Gezweige fallen einzelne leuchtende Goldstrahlen herein und in ihrem hellen, zitternden Schein kriechen schimmernde Käfer, die ihr kleines Leben munter weiter tragen ... Ein zierliches Ding, wie herausgeschnitten aus einem deutschen Märchenbilde, schreitet vor mir den Burgberg hinan. Ein rothbackiges Mägdlein von vier, fünf Jahren, im bunten, grellen Röckchen, ein Körbchen am Arme, trippelt den Pfad aufwärts. Kirchenstille ruht über der dunkelgrünen Baumwelt. Man meint wahrhaftig, Rothkäppchen, welches Kuchen zur Großmutter trägt, oder Grethel, die ihr Hänschen verloren, sei lebendig geworden. Aber nicht Rothkäppchen und nicht Grethchen ist's, was vor mir den Steig emporwandelt, sondern des Castellans Töchterlein, das seiner Mutter vom Dorfe Fleisch für den Mittagstisch bringt. Wir gehen nun miteinander den sachte ansteigenden Weg vorwärts. Durch den alten hohen Thorbogen treten wir ein ins Bereich der ehrwürdigen Veste, die der Phantasie gar weiten Spielraum gewährt.

Es geht durch einen hallenartigen Gang, über die Brücke in den äußeren, dann in den inneren Burghof, dessen Wände über und über mit altem, wucherndem Epheu bedeckt sind. Die Sonne wirft ihre Lichter herein und über den zierlichen Erker drüben in der Höhe, an dem unser Auge eine herzliebe holde Maid zu sehen meint. Lustig spielt das flammende Leuchten da über dem feingezeichneten, kunstvoll geschmiedeten Brunnenhäuschen, dessen Eisenstäbchen und Eisenarabesken wie aus tiefgebräuntem Zucker gefertigt scheinen . . .

Bunte Bilder tauchen Einem auf, in denen es an stattlichen Rittern und Recken, an edlen Frauen und Jungfräulein nicht fehlt. Eckbert von Neuburg, der die Veste im elften Jahrhundert hier auf der Höhe erbaut hat zum Schutz des Thales gegen feindliche Einfälle, ersteht dem geistigen Blicke. Die schöne Markgräfin Itha oder Ida, des Herzogs Leopold dritte Gemalin, die Mutter Leopolds VI., des Heiligen, erscheint auf der Bildfläche.

Mit großem Gefolge war die hohe Frau anno 1100 von diesem Schlosse weg nach Palästina gepilgert und nicht wieder heimgekehrt. Am Beginn des XIII. Säculums saßen die Brüder von Wildenstein da oben, dann die „Seebensteine", ein neuentstandenes Rittergeschlecht, deren letztes Glied, Meinhard von Seebenstein, in der Schlacht gegen die Magyaren bei Neustadt fiel.

Andere Edelherren steigen aus der Vergessenheit herauf: Die Auer, die Königsberge; aber auch sie verschwinden wieder und machen neuen Besitzern Platz. In der kleinen Kirche unten im Dorfe schauen uns die Marmordenksteine der Letzteren entgegen.

Lebensgroß zeigen sich die Steinfiguren en relief, mit voller Rüstung, mit Lanze und Helm . . . Nach ihnen kamen die Jörger, die Pergen erschienen, bis endlich 1824 die Burg an Fürst Johann Liechtenstein fiel, der die Herrschaft durch Kauf an sich gebracht hat. Noch heute gehört sie diesem Geschlechte zu eigen.

Die Geschichte der Veste ist eine inhaltsreiche.

Wiederholt hatte Seebenstein von den andrängenden wilden Schaaren der Magyaren, der Türken zu leiden gehabt. Auch in der Zeit der Protestantenverfolgung wird unser Rittersitz genannt, denn der damalige Herr auf dem nahen Schlosse Thernberg, Thonradl von Ebergassing, ließ den Bedrängten seinen Schutz angedeihen, und auf einem halb verborgenen Felsblock nahe der Veste predigten die luthe-

rischen Geistlichen ihren Anhängern. In der neueren Historie der Burg ist die bemerkenswertheste Episode wohl jene, welche von der „Ritterschaft zur blauen Erde", von der Geschichte der „Wildensteiner" erzählt.

Anton David Steiger, der einstige Herrschafts-Erbpächter, der, später geadelt, sich Edler von Am Stein nannte, und als Förderer des Montanwesens in Oesterreich sich große Verdienste erworben hatte, der sich vom einfachen Grubenknappen bis zum wohlhabenden Bergwerksbesitzer emporgeschwungen, er ist mit der Chronik Seebensteins für immer verbunden. Steiger hatte den seltsamen Bund begründet, dem nachmals Erzherzog Johann, „Prinz Hanns", der „Thernberger", als Hochgroßmeister vorstand und dem Erzherzog Anton (Anton von Oesterreich), Karl August von Weimar, der Freund Goethe's (Pant auf Weimar), Leopold Prinz von Salerno (Leopold der Sicilier), Leopold Prinz von Sachsen-Coburg, der spätere König der Belgier (Friedrich der Streitbare) und Wilhelm Prinz von Preußen, Kaiser „Weißbart" (Wilhelm der Brandenburger) als Ehrenritter angehörten. Steiger hatte die romantische Idee erfaßt, das Ritterwesen des Mittelalters wieder aufleben zu lassen und als er 1792 die Veste in Pacht nahm, ließ er es sich bedeutende Summen kosten, den halb und halb dem Untergange geweihten Bau wieder in Stand zu setzen und wohnbar im Geiste jener verrauschten Zeit herzustellen. Am 25. Mai 1806 fand im Rittersaale die feierliche erste Zusammenkunft der neuen Ritterschaft statt. Dieselbe besaß festgesetzte Bestimmungen, welche die Aufnahme in den Bund, die Gebräuche und Sitten aus den alten Tagen der ritterlichen Epoche mit peinlicher Gewissenhaftigkeit regelten.

Jahre vor dieser ersten festlichen Vereinigung hatte der Bund schon im Stillen bestanden. Den „Wildensteinern" fehlte nicht die ganze Reihe von Würdenträgern, wie sie das Mittelalter besaß. Es gab da Turnier-Marschälle, Vögte, Anführer der Reisigen, Kanzler, Schöffen, Waibel und Andere.

Eine der originellsten Figuren aber, originell in ihrem eigensten Wesen — denn das Ritterthum und die mittelalterliche Reckenzeit war dem Manne förmlich in Fleisch und Blut übergegangen — war ein ehemaliger Garderobier und Schneider des Wiedener Theaters, der Grazer Joseph Schnepfleitner, welcher auf der Veste als Burgvogt hauste und wohl kaum von einem echten Burgvogt früherer Jahr-

hunderte in dem Ernste, mit dem er seinen Obliegenheiten nachkam, übertroffen werden konnte. „Kuno" war nicht nur in Gewandung, Gehaben und in seiner Rede das treueste Abbild eines Burgvogtes der grauen Vorzeit, er hätte es sich selbst kaum jemals vergeben können, wenn er nur die kleinste Ceremonie, die unbedeutendste Gebräuchlichkeit bei Empfang der zu Besuche erschienenen Ritter und während des Aufenthaltes derselben auf der Burg verabsäumt oder vergessen hätte . . .

Der Wahlspruch der Ritterschaft war: „Alles für Gott, Kaiser, Oesterreich und Freundschaft", und der Bund verfolgte daher auch edlere Zwecke, als nur frohsinnige Feste und Gelage zu feiern. Es wurden namhafte freiwillige Beiträge zu wohlthätigen und patriotischen Zwecken von den „Wildensteinern" gespendet . . . Aber die Behörde betrachtete dennoch mit scheelen Augen die „geheime Verbindung". Der Präsident der „Obersten Hofpolizeistelle" hatte an den Kreishauptmann v. Stieler in Neustadt ein „vertrauliches" Schreiben erlassen mit dem Auftrage, dem Gründer des Ritterbundes nahezulegen, den Verein aufzulösen. Doch zog diesmal das drohende Gewitter nicht nur ohne Schaden zu thun, vorüber; es ersuchte bald nachher der genannte Kreishauptmann sogar um Aufnahme in den Bund als Knappe und ward auch rasch einer der eifrigsten und getreuesten Ritter.

Im Jahre 1811 besuchte Kaiser Franz die Veste, 1815 Erzherzog Johann mit den Prinzen Wilhelm von Preußen, von Sachsen und Sachsen-Weimar. Auch die Kaiserin erschien einmal mit den Erzherzoginnen, ihren Töchtern, auf der Burg, um einerseits in der Kapelle einer Messe beizuwohnen, bei welcher die Ritter Kirchenlieder sangen, und anderseits dem ritterlichen Treiben, an dem die hohe Frau ein sichtliches Wohlgefallen nahm, zuzusehen.

Die Kämpen erschienen bei solch festlichen Anläßen im Rittermantel mit der himmelblauen seidenen Leibbinde, dem altdeutschen Hute, dem Barett oder dem glänzenden Eisenhelm, von dem ein blaues Seidenband flatterte. Die Unterkleider waren von blauer Farbe und hatten Puffen. Zu Anfang der Zwanziger-Jahre nahm jedoch das ritterliche Leben auf Seebenstein für immer ein Ende . . .

Heute liegen die traulichen Gemächer, die großen Säle, in tiefem Frieden und zeigen mit ihren hübschen, stimmungsvollen Details reizvolle Interieurs, welche dem Maler und Zeichner gute Ausbeute geben würden. Es weht der Athem verrauschter Jahrhunderte in den wohl-

eingerichteten Räumen, in deren lauschigen Ecken und Fensternischen sich gar angenehm träumen und sinnen läßt ... Da vergolden die einfallenden Sonnenstrahlen im schmucken Trabantensaal, dessen Wände, gleichwie den Plafond, reichgeschnitztes, dunkles Getäfel deckt, die niederen Sammtdivans, welche sich vom tiefliegenden Fenster weg hinziehen. Auch die feinciselirten Eisenhelme glitzern an der Wand, und über dem alten dunkelbraunen, massiven Eichentische, der in kunstvoller Schnitzarbeit die Embleme des Kriegshandwerks der Osmanen zeigt, über den alten Zinnkrügen und Zinnkannen, die mitunter die gravirte Jahreszahl des XV. und XVI. Säculums weisen, spielen freudige Sonnenlichter. Da hängt eine sogenannte „Hungerlarve“, eine Eisenmaske, die dem Inquisiten derart über den Kopf gesteckt und dann geschlossen wurde, daß derselbe nur sehen und hören, aber keine Nahrung zu sich nehmen konnte. Dann wurden dem Aermsten, der vielleicht unweit der schmausenden und zechenden Knappenschaft festgebannt war, die leckersten Bissen gezeigt, um seine Hungerqual zu steigern. Freilich war ein noch höherer Grad des leiblichen Schmerzes die Tortur, zu der jene offenen Eisenschuhe dienten. Diese „Folterschuhe“ allein charakterisiren in grauenhafter Weise die Epoche jenes barbarischen, menschenunwürdigen, wahrhaft teuflischen Treibens. Die eisernen Schuhe wurden glühend gemacht und der nackte Fuß des Unglücklichen mußte hineinschlüpfen und sich darin auf die heiße Bleisohle stellen ... Kann man sich Grausameres ausdenken? ...

Von den Wänden im Zimmer der Königsberge blicken aus den alten Gemälden die hohen, lebensgroßen Porträtfiguren der Glieder jenes Rittergeschlechtes herab. Es sind „ehrenveste“ Männer im Harnisch und im Burgkleide, alte Damen und junge blühende Edelfrauen mit großen, weißen Halskrausen. Vielleicht mit ähnlichen Gedanken werden unsere Enkel nach Jahrhunderten vor den Porträts der heutigen Frauen stehen und kaum begreifen können, wie man solche Tracht schön finden und sich mit ihr kleiden konnte ...

Nun geht es durch den „Communicationsgang“ in den stattlichen Rittersaal, der von seinen bleigefaßten Fenstern aus ein wunderbares Panorama bietet. Uns gegenüber in der Ferne steht der Schneeberg, ein majestätischer Koloß, dessen sonnebeleuchtetes Haupt im grellen Weiß erglänzt. Wie ein Gigant steigt er empor in den reinblauen Aether, der, einer Riesendecke gleich, das Thal, die Ebene im

Norden und die verschwimmenden Weiten überwölbt. Gegen Südosten, nach links, erhebt sich die gleichfalls schneebedeckte grandiose Höhe der Rax, und näher her schieben sich coulissenartig die blauen und grünen Vorberge in einander, hinter denen noch die eine oder andere mächtige Berghöhe aufragt. Der Sonnwendstein, das Stuhleck und gegen Osten zu die breite, dunkle Wand des Wechsels, auf dem auch reichlich Schnee liegt. Und unten, tief zu Füßen der Burg Seebenstein und weiter bis in die jenseitigen Gefilde, ruht eine Welt voll Schönheit, voll Glanz und Leben. Die weißen Straßen, wie Spinnenfäden ausgreifend, glänzen im grellen Lichte, der Eisenbahnweg, auf dem ein dampfender Zug rollt, das helle und wieder dunklere Grün der Gärten, der Wälder, der Auen, der glitzernde Fluß, der sich durch das Sammtgrün der Fluren schlängelt, das prächtig gelegene Parkschloß mit den Nebenbauten, die Gassenzeile des Dörfchens und die Kirche, draußen der Bahnhof, das Thal von Pitten, Pitten selbst und in der Ferne, im blauen violetten Duft verrinnend, die Neustädter Ebene: Es ist ein erhabenes Schauen, ein gewaltiges Bild, das uns immer schöner und schöner erscheint und von dem wir uns nur schwer zu trennen vermögen . . . Das Auge ist wie geblendet von der wunderbaren Märchenpracht der Natur und erlabt sich nun wohl, um einen Ruhepunkt zu finden, gerne an dem dunkleren dämmerigen Tableau, das der Rittersaal bietet. Die mit grünem Sammt bekleideten Wände und die reich mit Stickereien gezierten kostbaren Gobelinmöbel aus Ludwigs XIV. Zeit, die Silber-Girandolen an den Tapeten, die alten Schränke mit dem venetianischen Gläserschatze, der Marmorkamin, die alten Gefäße, welche auf dem Kaminsims stehen, die Tische mit den alten Krügen und allerlei andere Zier und anderer Schmuck fesseln den Blick.

Die Perle unter den Gemächern des Schlosses ist jedoch das trauliche Schlafzimmer. Hier das breite zweispännige Bett, dort der Betaltar aus Nürnbergs besten Tagen, die meisterliche Holzschnitzerei von Albrecht Dürer, eine Kreuzigung darstellend und mit 1509 datirt, der kleine, aus Elfenbein geschnitzte Flügelaltar aus dem XII. Jahrhundert, das hohe Crucifix, die zierlichen Pretiosenkästchen aus Holz und Bein; das Wandkästchen mit den zahlreichen Laden, jede einzelne mit minutiösen Beinmosaiken, Bildern aus der griechischen Mythologie intarsirt; die alten Porträts von Liechtensteinern, eine alte Kinder-

wiege und manch' anderes werthvolle Stück geben dem Raume den Charakter eines echten Museums.

In einigen Gelassen finden sich Werke aus der italienischen Schule des XVII. und XVIII. Säculums. Eingehende Besichtigung verdient die Mineraliensammlung, die, aufbewahrt in großen Glasschränken, ein ganzes Zimmer füllt. Zumeist zeigt dieselbe Gesteinsarten Niederösterreichs und speciell solche aus dem Thale des Pittenflusses, von den Bergzügen der „Buckligen Welt", des Wechselgebietes und der Nachbarberge. Ein Unicum ist die „Forstbibliothek", die nicht nur für Fachleute werthvoll sein dürfte. Da finden wir 120 Bände aus Holz in Form dickleibiger kleinerer Bücher, die sich öffnen lassen und dann das Innere zweier Schachteln aufweisen. Jeder einzelne Band zeigt den Entwicklungsgang einer Baumgattung durch alle seine Stadien: Keim, Blüthe, Frucht, Blätter, Rinde, Holzstructur 2c. Der Laie erhält so ein höchst anschauliches Bild von dem Werden der einzelnen Baumarten ... In den „Herzogszimmern" ließe sich's wohl einige Wochen ganz angenehm hausen. Dieselben sind gar traulich in ihrer reichen Ausstattung mit Möbeln aus dem XV. Jahrhundert. Das gedämpfte Licht, welches durch die schweren Vorhänge dringt, hüllt den Besucher in eine Art Helldunkel, das leicht zu Träumereien verführt ..... Hier grüßt ein guter Bekannter aus alter Zeit von der Ledertapete herab. Ein dunkles Oelbild gibt das fröhliche, übermüthige Treiben auf einem niederländischen Kirchweihfeste wieder. Im flotten Reigen drehen sich die kernhaften ländlichen Gestalten, die behäbigen Männer, die dicken Weiber mit den breiten Gesichtern, über welche ein Strahl der Lust und Herzensfreude tänzelt .... Da schaut uns eine lustige Gesellschaft kleiner Bürgersleute in festtäglicher Tracht entgegen. Sie sitzen beim Mahle, das wohl aus irgend einem freudigen oder feierlichen Anlasse veranstaltet wurde. Pieter Breughel, der „Alte", kurzweg auch der „Bauernbreughel" ist der Maler dieser Bilder.

Sein Elysium sozusagen wird der Freund und Kenner von Gewaffen in der Rüstkammer des Schlosses finden. Eine ganz besonders schöne Arbeit ist die Eisengewandung des deutschen Kaisers Ferdinand I., jüngeren Bruders Kaiser Karls V. Dieselbe ist das Werk eines berühmten Mailänder Waffenschmieds aus dem Jahre 1548. Namentlich die Ciselirung der Rüstung ist ein Meisterstück. Auch die

drei Rüstungen der Brüder Puechheim, die zu Kirchberg am Wechsel begütert waren und von denen einer einen seiner Brüder ermordet hatte, um den beglückteren Nebenbuhler für immer los zu werden, sind Cabinetsstücke der reichen und aus den verschiedensten Epochen zusammengetragenen Waffen. Sogenannte „Blutdolche" — mit Vertiefungen zum Abrinnen des „kostbaren Saftes" —, herrliche Degen mit Silbergriffen, Panzerhemden aus zierlichstem Drahtgeflecht aus dem XIII. Jahrhundert, burgundische Turnierhelme, schöne seltene Tartschen, schwarze Panzerrüstungen aus dem dreißigjährigen Krieg von Wallensteinern, Eisenhauben von Pappenheimern, Armbrüste aus dem XIII. und XIV. Säculum, Lanzen aus der für die Oesterreicher so verhängnißvollen Schlacht bei Sempach am 9. Juli 1386 und viele andere Waffenstücke decken da, hübsch gruppirt, die hohen weißen Thurmwände.

Wohl Manches, das unsere Aufmerksamkeit fesseln kann, gäbe es in dem alten interessanten Bau noch zu sehen, doch hier innen ist es kühl, kalt und todt und es dünkt dem Besucher, als ob er inmitten einer ausgestorbenen Welt dahinschreiten würde. Draußen flammt und leuchtet hingegen ein Meer von goldigem Sonnenlicht über den sattgrünen sammtgleichen Wiesen- und Waldhöhen . . . Da außen gibt es volles freudiges Leben, warmpulsirendes Getriebe, das allen Moder verrauschter Zeiten rasch vergessen läßt. Fröhlicher Sang der Burschen, der Knechte, schallt herüber von den Saatfeldern, aus denen die junge Lerche in die Lüfte steigt . . . . . Eine warme Luft umfängt uns — wir gehören wieder dem frischen vollen Erdendasein, der Gegenwart, und gedenken der versunkenen Ritterzeit und ihrer Geschlechter nur wie eines Traumes und seiner schemenhaften Gestalten . . . .

Am Bodensee.

Ein Sommerbild.

Als wollte die Natur, die landschaftliche Schönheit unserer Alpenländer, noch einmal ihren ganzen Reiz und Zauber zum Ausdrucke bringen, um den Wanderer zu fesseln, so vereint sie im fernsten Westen unserer Monarchie die Herrlichkeit der Alpen mit der Pracht eines großen Sees.

Hat man auf einer Fahrt durchs Vorarlberger Land die himmelhohen Bergriesen mit ihren Schnee- und Eiskuppen geschaut, hat man im Montavon in hehren Hoch-Alpenbildern gleichsam geschwelgt, so ziehen nun am Gestade des „schwäbischen Meeres“ vor unseren Blicken Gemälde auf, welche den Charakter der Lieblichkeit an sich tragen. Da breitet sich am Fuße des im leichten Bogen sich hinziehenden Pfänderstockes, dessen sanftere Höhen waldbedeckt emporstreben, die Hauptstadt des Landes aus und man kann sich, blickt man vom See auf die Bucht hin, wohl kaum ein malerischeres, berückenderes und fesselnderes Tableau denken, als dasjenige, welches eben wie eine einzige Riesen-Landschaft sich da ausbreitet.

Es ist im Vordergrunde, als ob ein unbegrenzter Garten hier läge, in welchen gütige Götter Kirchen, Häuser und Häuschen eingestreut haben und als ob sie zum Schutze derselben im Hintergrunde Wälle aus höher und höher aufsteigenden Bergen aufgerichtet hätten.

Dort drüben zur Linken grüßen sie alle herüber, die mächtigen Höhen: Die Canisfluh, die Mörzelspitze, der Hohe-Freschen, die Staufenspitze, die hohe Kugel, der Gallina-Kopf, der Callanda und die Drei-Schwestern. Und weiter nach rechts herüber die Kette der Grauen Hörner, die Kurfürsten-Gruppe und, das glänzende Bild rechter Hand abschließend, der hohe Säntis. Im grauen Dunst verlieren sich daneben und dahinter noch manche ehrwürdige schneebedeckte Häupter und wenn die Sonne ihren flammenden Sommerschein darüber breitet, dann muß dem Beschauer wohl das Herz aufgehen beim Anblick dieser Wunderpracht und Wunderwelt . . .

Und da im Vordergrunde, die Pfänderkette im steilen Absturz abschließend, hebt sich wie ein saftgrüner blitzender Edelstein der Gebhartsberg in den reinblauen Himmel. Bescheiden klebt oben auf dem Felsenvorsprung, über das Baumreich sich erhebend, neben dem alten Kirchlein das gastliche Haus einer alten „Wirthschaft“, die Herberge von gutem Rufe, auf deren Altane seit mehr als fünfzig Jahren schon Tausende und Tausende mit Entzücken das einzig schöne Panorama betrachtet haben.

Zu allen Stunden des Tages vom frühen Morgen bis nach Untergang der Sonne drüben in den Fluthen, erscheint das grandiose Naturgemälde in anderen Farbentönen, in anderen Tinten und in

immer wechselnden Nuancen. Kein Maler vermag diese Farben, dieses bald milde, bald wieder kräftige und kraftvolle Colorit nachzubilden, keiner auch seinen Tönen jenes unbeschreibliche Etwas beizugeben, das uns aus diesen Bildern entgegenblickt. Die liebe Sonne treibt wahrlich ein ergötzlich Spiel mit den Wassern des Sees und mit den Uferlandschaften. In ihrer Laune gießt sie vielleicht in früher Tagesstunde ihr volles flammendes Licht über einen oder den andern lieblichen Ort am Gestade aus, so daß das Gemäuer in schneeiger Weiße erglänzt, während dasselbe Oertchen Stunden später vielleicht wie in halbe Schatten getaucht, nur einem Märchenreiche anzugehören scheint . . .

Diese Beobachtung kann man am nachhaltigsten an der nahen Inselstadt Lindau machen, die thatsächlich im Laufe eines schönen Sommertages stets wechselnden Ausdruck zeigt. Bald schneiden sich die Contouren der Häuserzeilen längs des Sees so scharf und rein ab, und das Gemäuer steigt aus der lichtblauen ruhigen Fläche wie aus Marmor gemeißelt empor, daß man meint, es sei eine Feenstadt über Nacht aus dem „schwäbischen Meer" entstiegen, die nach wenigen Minuten in die Tiefe der Wasser versinken müsse . . .

Dann wieder, in anderen Stunden, liegt die alterthümliche und pittoreske Stadt in tiefgrauen Tönen drüben auf den Fluthen und man könnte glauben, jedes Leben und Weben sei aus diesem verwitterten todten Häuserhaufen seit Jahrhunderten schon gewichen . . .

Manche Oertchen am entfernter liegenden Ufersaume sind aber im Schattendunkel mancher Stunde ganz und gar verschwunden, während sie vielleicht in der vorhergegangenen Tageshälfte mit ihrem grellweiß schimmernden Kirchthurm ein geradezu bezauberndes Detailbildchen am Bodensee geboten haben . . .

Wer aber wollte die Farbeneffecte schildern, welche sich zeigen beim Niedergang der Sonne? . . . Rasch wechseln dann die Farbenstreifen des Sees. Blutroth, wie ein brennender Ball, senkt sich das Tagesgestirn, die große Feuerkugel, immer rascher und rascher hinter die niederen Bergstreifen im Westen herab. Ein breiter Goldstrom zieht sich noch über einen Theil der Wasser, wird kleiner und kürzer, bis er dann rasch gänzlich schwindet . . .

An sonnigen Sommer-Nachmittagen glaubt man wohl die funkelnden flüssigen Goldmassen mit Eimern aus dem See schöpfen zu

können, wenn man vom Ufer oder von der Berghöhe aus auf die stille Fluth hinsieht . . .

Wendet man seinen Blick aber von der Altane der Herberge auf den Gebhartsberg gegen die Vorarlberger Alpenwelt hin, so hat man die imposanteste Bergwelt vor sich. Vielleicht ist der Aussichtspunkt auf dieser Höhe gerade deshalb so eigenartig, so überaus fesselnd, ja geradezu berückend, weil man sozusagen knapp nebeneinander und fast mit einem einzigen Blick oder doch nur mit einer kleinen Wendung des Auges das herrliche Seegemälde und das majestätische Gebirgspanorama zu überschauen vermag.

Viele namhafte Poeten haben von hier oben auf der Altane ihren Blick hinausgesandt über das weite Land und über die Wasserfläche und als Dank für diese Genüsse manchen innigen Vers, tief empfunden und aus dem Herzen kommend, da niedergeschrieben. Spiegelt sich dann ein goldiger Sonnenstrahl im rothen Saft der Südtiroler Trauben, so gewährt wohl auch dieses kleine Stillleben ein liebes Bildchen.

An der Wand eines Gastzimmers hängt hinter Glas und Rahmen ein Gedicht Castelli's, der zu Ende der Dreißiger-Jahre dem Gebhartsberg seinen Besuch gemacht hat. Auch Castelli war beglückt und entzückt von der großartigen Landschaft, die sich in der Tiefe ausbreitet. Sein diesbezügliches Gedicht wird wohl von manchem nüchternen Leser für etwas überschwänglich erklärt werden, aber wer selbst dieses kleine Erden-Paradies am Bodensee sehen durfte, wird dem Dichter kaum die begeisterten Worte übelnehmen. Eine Stelle, in welcher der Enthusiasmus unseres Poeten zum Ausdrucke gelangt, lautet:

„ . . . . Und hätt' ich einen Feind auf dieser Erde,
Jetzt komm' er, daß er mir zum Bruder werde!“

Und an anderer Stelle läßt sich Castelli vernehmen:

„ . . . . . Du glücklich Volk, das hier in diesen Auen,
Die ganze Welt in einem Punkt kann schauen!“

Am Schlusse seines den Gebhartsberg und die Aussicht von demselben verherrlichenden Gedichtes heißt es:

„ . . . . Wer dies geseh'n, kann unbekümmert sterben,
Für's Auge hat er nichts mehr zu erwerben!“ —

Wie uns aber die zahlreichen Bände „Fremdenbücher" in der Gastwirthschaft hier oben beweisen, werden nicht selten auch ganz gewöhnliche Sterbliche, die sich keiner poetischen Regung oder doch nicht der poetischen Gestaltungskunst erfreuen, im Angesichte des längst gerühmten Landschaftsbildes poetisch und drücken ihre Empfindungen in mehr oder weniger gelungenen Versen aus. In den „Fremdenbüchern" auf dem Gebhartsberge vermag ein Psychologe und wohl auch selbst ein simpler Menschenkenner Studien zu machen über seine Mitmenschen. Wie verschieden äußert sich doch der Eindruck solch' eines großartigen Naturgemäldes auf die Individualität, auf den verschieden gearteten Charakter der einzelnen Beschauer! . . .

Fast jeder derselben bringt in anderer Weise sein Empfinden zu Papier und ein und dasselbe Bild ruft die ganz verschiedensten Stimmungen und Exclamationen wach . . .

Durch einen dichten Waldstreifen, etwas aufwärts steigend, führt ein Pfad empor zur Landstraße, welche nach dem kleinen Oertchen Fluh führt.

Das Panorama, welches sich uns von einer Gastwirthschaft auf dieser Höhe darbietet, ist in seiner Art wieder ein ganz verschiedenes. Wir sehen die hinter einander aufstrebenden Berge des „Bregenzer Waldes", sehen in manche Thäler desselben und erblicken da und dort auf grünen Hochmatten und auf dem Thalboden, die freundlichen Weiler und Dörfer und verstreut, wie kleine Spielsachen, die einzelnen Gehöfte der „Wäldler" . . . Die schneebedeckten Häupter der Riesen des „Bregenzerwaldes" grüßen uns aus blauer Luft herüber und die reichen Schattirungen der Bergwände, wie die sonnenbeschienenen Thalpartien, geben zusammen ein ganz unbeschreiblich fesselndes Bild. Von den unfernen Almböden her mag wohl ab und zu, wenn ein Luftstrom weht, das Geklingel der Rinderglocken herübertönen — sonst stört hier wohl kaum Etwas die Stille in der Natur.

Ganz unbeschwerlich, gleichfalls ein Spaziergang nur, ist eine Wanderung auf die Höhe des Pfänders, von welchem der Blick vielleicht einen umfassenderen Sehkreis über die Wasser genießt. Im Ganzen jedoch bietet die Aussicht vom Gebhartsberge so ziemlich dasselbe Panorama.

Wer an Bord unserer schönen österreichischen und so comfortabel eingerichteten Salondampfer die Fahrt von Bregenz aus an der

nordöstlichen Uferseite entlang unternimmt, dem werden sich, wie die Bilder einer Wandeldecoration, die Städte und Orte am Gestade nacheinander entwickeln, immer plastischer hervortreten, und dann wieder mehr und mehr — wenn der Dampfer längst vorüber gefahren ist — im leichten Dunsthauch gehüllt, versinken . . . .

Unstreitig die landschaftlich fesselndere Uferseite des Sees ist die südwestliche, die Schweizer Seite. Hügel reiht sich hier an Hügel, denen man wohl noch nicht das Prädicat Berg geben kann, weil sie doch einer imposanteren Höhe entbehren. Aber diese grünen Hügelketten sind besäet mit Villen, Gehöften und Gastwirthschaften, auch mit Dörfern, Städtchen und Ansiedelungen aller Art, so, dass es überall auf den Gehängen nur zu leben und sich zu bewegen scheint. Da und dort flattern von stattlichen Landhäusern Flaggen und dann meint man, diese freundlichen Herbergen winken Einem einladend zu und man möchte wohl sein Schiff verlassen und die grünen Höhen emporsteigen . . . .

In den alten Städtchen am Ueberlingersee und am Untersee wird sich aber nicht nur der Maler mit Stift und Pinsel sofort heimisch fühlen, sondern gewiß Jeder, der nur ein wenig Sinn für pittoreske Scenerien, für alterthümliche Häuser und alterthümliche Gäßchen, für mittelalterliche Münster und Dome, für Burgen und Schlösser und für die fast überall gutmüthigen, gemüthvollen heiteren Menschen sich bewahrt hat . . .

Demjenigen aber, welcher in der Geschichte der verrauschten Jahrhunderte bis zurück in die fernsten Zeiten heimisch ist, wird sich am Bodensee, wo er auch immer stehen mag, eine ganze, wenn auch versunkene Welt vor dem geistigen Auge aufthun und sein Blick wird zurückreichen bis in die Epoche der Römerherrschaft und bis in die Tage des Pfahlbauernlebens.

Heute gehören in sommerlicher Zeit der Bodensee und seine Ufergegenden dem Vergnügungsfahrer, der nur einen Zweck zu verfolgen braucht, und zwar den: sich die Stunden und Tage auf die angenehmste Weise zu verscheuchen. Freilich muß er, um diesen Zweck erreichen zu können, dem Zuspruche Jago's folgen, welcher bekanntlich sagt: „Thu' du nur Geld in deinen Beutel!“

Es muß hier noch hinzugesetzt werden: In Gulden, Francs und Markscheinen . . . .



Gedichte

von

Guido Freiherr v. Kübeck.

Alpengruß.

Sei mir gegrüßt, du Bächlein, hell und klar,
Das thalwärts führet von den höchsten Höhen,
Das reinste Wasser, jedes Schlammes bar!
Wie lieblich bist im Lauf du anzusehen!

In deinem Bette liegt manch' Felsgestein,
Das deine Wässer schäumend überfließen;
Ein freundlich Grün rahmt deine Ufer ein,
Wo Gras und Bäume dich im Wandern grüßen.

Versenke in dein Wasser ich den Blick,
Erschau' ein Fischlein ich an einer Stelle,
Wo ruhig sich das Wasser staut zurück;
Es suchet Schutz beim Felsblock die Forelle.

Forelle! die oft aufwärts wandern muß
Bis zu des Baches Quell im Hochgesteine,
Nimm mit dir, wenn du ziehst, den besten Gruß
Den Bergen, die so schön im Abendscheine.

Und ziehest, Fischlein! abwärts du zu Thal,
Dann sage allen, die da unten wohnen,
Daß Alpenluft das Herz erhebt, zumal
Wenn bergwärts Abendsonnengluthen thronen.

Fischer-Hans von Prags.

Der Fischer-Hans vom Pragser See
Hat seine eignen Wetterzeichen:
Er weiß es, wie die Winde streichen,
Ob's Regen gibt, ob Sturm, ob Schnee.

Er sagt bedacht, doch flugs und stracks:
Verschont sind wir vom Sturm und Regen,
Den Mond hindurch gibt's Sonnessegen;
So meint der Fischer-Hans von Prags.

Doch ach! wie ist's am Tag darauf?
Da regnet es gar arg wie Schnüre,
Als ob uns Regen nur gebühre;
Mir scheint, der Hans, der schneidet auf.

Wo hat der seine Zeichen her?
Hans als Prophet ist wohl ein Fretter; —
Er meint, der Fisch sagt ihm das Wetter,
Doch er versteht ihn manchmal schwer.

Freud' und Leid.

So Freud' als Leid in diesem Erdenleben,
Sie geben Dir auf ihre Art sich kund:
Das Freud'ge niedersteigt zum Herzensgrund,
Von wo Gefühle sich dann warm erheben,

Die freudig rufend laut nach aufwärts streben.
Doch still und schweigend bleibt der Herzensmund,
Wenn bitt'res Leid das Herz trifft, tief und wund;
Er will die Botschaft nimmer weitergeben,

Das schwere Leid will lautlos er betrauern.
Herzlose Menschen! seid ihr zu bedauern!
Ihr könnt an Freud'gem nimmer euch erfreuen

Und könnt dem Leide niemals Antheil leihen,
Weil statt des Herzens euch nur ward ein — Stein;
Wie greulich muß ein solches Leben sein!

Sei stark!

Wenn etwas schmerzlich Dich berührt,
Dann trage es in aller Stille
Und lasse ab von lauten Klagen,
Denn jeder Schmerz läßt sich ertragen,
Wenn kräftig ist und stark der Wille —
Und der allein zur Ruhe führt.





Deutschmichel in Spanien.

Von

Marie v. Ernest

I.

Ankunft.

Im catalonischen Hafen gelandet,
Erfaßt mich wie Wirbelwind buntes Gedränge,
Mein Ohr ist betäubt, — wie von Meerfluth umbrandet,
Von diesem Gewirre fremdartiger Klänge.

Wie kalt, ach, der weißen Terrassen Gefunkel!
Wie öde der Palmen hochstarrende Fächer!
Wo blieb meiner Tannen erfrischendes Dunkel?
Wo sind meine deutschen, rothschimmernden Dächer?!

Von all' den Gestalten und ihrem Gebahren,
Dem Zanken und Jubeln kann Nichts ich verstehen,
Doch bang' ist mir, bange, als hätt' ich seit Jahren
Kein freundlichbekanntes Gesicht mehr gesehen.

Da dämmert die Nacht, — und die Brust wird mir weiter.
Trost flimmert herab aus der helldunklen Ferne.
Ich grüß' euch, ihr trautesten Reisebegleiter,
Du deutscher Mond und ihr deutschen Sterne!

Doch, Alter, auch du scheinst mir strahlender, runder. . .
Hier hast du dich weidlich zusammengenommen!
Er lächelt verdrießlich: „Was nimmt es dich Wunder?
Ich versprach dir, einmal spanisch zu kommen!

II.

Stimmung.

Blau und Gold ist hier der Himmel,
Blau und Gold das weite Meer.
Der Terrassen weiß' Gewimmel
Schimmert blendend um mich her.

Doch das Auge span'scher Frauen
Ist wie deutsche Wetternacht:
Unter wolkendüster'n Brauen
Blitzdurchzuckte, schwarze Pracht.

Warum schleich' ich durch die Gassen,
Durch die lichten, traurig hin —
Tiefzerstreut und kaltgelassen
Von dem Blick der Spanierin?!

O, du weckst der Seele Klage,
Ziehst gen Deutschland, lauer Wind, —
Hin, wo dunkler wohl die Tage,
Doch die Frauen lichter sind.

Dort in schwarzen Sturmesnächten
Blauer Augen Wundermacht, —
Holde Wirrniß gold'ner Flechten — —
Arm ist Spaniens Farbenpracht!

O, du weckst der Seele Klage,
Heimwärts ziehst du, lauer Wind,
Hin, wo dunkler wohl die Tage,
Doch die Frauen lichter sind.

III.

Also doch.

„Ich glaube, die rechte Laune schied —
Wie konnte das nur gescheh'n?
Im fremden Land — das deutsche Lied —
Wir wollen zu Bette geh'n!"

Es webt mir im Herzen, es lebt mir im Mund',
O Sänger, dein schönstes Gedicht:
Wie dem Deutschen das Lied vom „Mühlrad im Grund"
In der Fremde zur Seele spricht.

Hier zirpt die Guitarre durch wüstes Gedräng'; —
Ein Krüppel schlägt sie. Mir graut.
Ein Lied meiner Heimath, ein Wort nur — wie kläng'
Den müden Ohren es traut!

Doch lausch' ich vergebens. Nur fort und fort
Umschnarrt mich verstelltes Latein.
Wie? Fänd' ich vielleicht in dem Laden dort
Ein deutsches Buch? Rasch hinein!

Und ich frage nach Heine, nach Bodenstedt und
Nach Wilhelm Busch, mit Gefühl . .
Sie denken: Der ist wohl nicht ganz gesund?!
„Non hai“ ist die Antwort, so kühl.

O Barcelona, du Nymphe am Meer,
Du weiße, gebadet in Licht,
Wie scheinst du mir kalt, an Seele wie leer — —
Denn mein Deutschland grüßt mich hier nicht!

— — — Was ist's, das da plötzlich pfeilschnell und wild
In's tiefste Herze mich trifft? . . . .
Da les' ich es schwarz . . . auf weißem Schild . . .
„Bierstube“ . . . in gothischer Schrift.

Und den großoff'nen Augen trau' ich wohl kaum . . .
Und stehe wie festgebannt noch . . .
„Bier“ les' ich, und „Stube“ — es ist kein Traum. —
Da seufz' ich beseelt: Also doch!!

Und kaum sich der Geist vom Banne befreit,
Beflügelt die Sehnsucht den Fuß, —
Schon bin ich am Schanktisch . . die spanische Maid
Reicht mir lächelnd den schäumenden Gruß.

O du herrlicher Saft vom „Spaten“ und „Hof“,
Im Baierlande gebraut.
Reichst fast weiter als deutscher Philosoph
Und deutscher Dichter und Laut!

Und ich schlürfe — und schlürfe . . . — in's Meer schon sank
Die Sonne mit bräutlicher Glut, —
Da wird mir beim deutschen Gerstentrank
Ganz wunderlich-spanisch zu Muth . .

Es zittert das Glas in den Händen mir . .
Hab' ich Thränen im Auge nicht steh'n?! . . . .
„Im fremden Land . . . das deutsche . . Bier . . .
— — Wir wollen zu Bette geh'n!" . .

IV.

Abschied.

Leb' wohl, schönes Land, du glühendes Eis,
Du Kälte voll gleißendem Schimmer!
Gelöst sind die Taue — o selige Reis'! —
Ich hoffe, wir sehen uns nimmer.

Bald hat mir dein Bild das Meer überblaut.
Wer grüßt noch vom Ufersande?
Das ist meine Braut, meine wilde Braut,
Die ließ ich zurück dort am Strande.

Sie war mir Genossin bei Tag', und bei Nacht
Küßte flüsternd ihr Mund meine Stirne, —
Sie hat mich so klug und so elend gemacht
Die süße, die traurige Dirne.

O Heimweh! Ich laß dich am Ufer zurück,
Lehr' And're in Zukunft das Sehnen,
Und landet ein Bruder, so nimm ihn und drück'
An's Herz ihn, wie mich, bis zu Thränen!

Mein Deutschland, ich komme! Nie schmäh' ich dich mehr,
Nun ich kannte iberische Zonen — —
Doch halt! — ich vergaß, daß von Alters her
Zwei Seelen im Busen mir wohnen.

Ich berg' zu Thannhäuser's Verhängniß den Keim:
Was fern ist, so reizend zu wähnen, — —
Nach dem Heimweh, fürcht' ich, werd' ich daheim
Nach dem wilden Liebchen mich sehnen!?



Gedichte

von

Carl Coronini.

Auf dem Felde der Ehre.

„Frisch auf, ihr Franzosen, es geht in den Kampf,
Schon wirbelt dort unten der Pulverdampf!"

Das lange Marschiren schon hatten sie satt,
Und Mancher nur schleppte sich müde und matt.

Da riß ihrem Führer zu Roß die Geduld,
Er sondert nicht mehr die Schwäche von Schuld,

Und haut mit der Gerte in's junge Gesicht
Eines Nachzüglers, zu dem er die Worte spricht:

„Glaubst Du, wir marschiren zum Zeitvertreib?
Wie? Hast Du kein Blut, keine Ehr' mehr im Leib?"

Da sprang der Beleidigte stürmisch hervor
Und zielt auf den Führer mit seinem Rohr,

Drückt los! doch die Büchse — sie hat ihm versagt! —
Da hörte den Führer man, unverzagt:

„Du hältst Deine Waffe nicht rein, darum
Schließt ihn nach der Schlacht auf drei Tage krumm,

Und was er im Wahnwitz, aus Ehrgefühl that,
Das sei ihm vergessen — auch ich bin Soldat."

Da, während er Worte des Dankes nicht fand,
Im glänzenden Aug' eine Thräne ihm stand,

Ertönt in dem Schwarm ein einziger Schall:
„Hoch mein Kamerad! Hoch mein General!" —

Corsica.

Urgestein ist Dein Gerippe,
Das sich aus der Fluth erhoben.
Als erstrebtest Du von Oben
Einen Kuß auf Deine Lippe.

Weißt Du, daß wir nach Eonen
Nun schon Deine Tage zählen?
Und wo Küsse sich vermählen,
Muß der Jugend Zauber wohnen.

Doch wer soll Dir nicht verzeihen,
Daß Du schwelgst im süßen Wähnen,
Da der Berge Blumenmähnen
Selbst Dich ew'ger Jugend weihen?

Deine Gletscher, Deine Schluchten
Tragen zwar des Alters Spuren,
Doch die duftberauschten Fluren
Säumen goldbestreute Buchten.

Wer sich wohl mit Dir vergliche!
Mit der Zauberkraft des Schönen
Weißt Du lieblich zu versöhnen
Deine inn'ren Widersprüche!

Doppelräthsel.

I.

Ich bin die Feder nicht,
Der Weisheit Zunftgenosse,
Das Schwert auch bin ich nicht
Im kriegerischen Trosse.
Auch bin ich nicht das Wort,
Das, kräftig ausgesprochen,
Die Herzen reißet fort,
Gewöhnt zu unterjochen.

Ich bin auch nicht der Ton,
Der in den Lüften schwinget,
Als warmer Minnelohn
Tief in die Seele dringet,
Und Sinn und Herz so süß
Beschleichet und berauschet,
Daß selbst im Paradies,
Man gerne ihn belauschet.

Und dennoch ist die Macht,
Die ich auf Geister übe,
Durch meiner Leistung Pracht,
Ob meiner Schönheitsliebe
So zwingend und so hehr,
Daß Alles ich verkläre. —
Nur Eines quält mich sehr:
Daß mir nicht gilt die Ehre!

Ein Werkzeug bin ich nur
In eines Meisters Hand,
Bei mir ist keine Spur
Von Willen und Verstand.
Der beste Theil von mir
Er stammt aus einem Felle
Von einem Säugethier:
Wird's nun im Geist Dir helle?

Nun rasch, die Lösung sprich,
Des richt'gen Urtheils Zeichen,
Daß rohe Spötter Dich
Nicht schnöd' mit mir vergleichen.

II.

Mein Werkzeug gilt der Wahrheit und ist nur Wahn,
Ich hab' einen Bart, doch keinen Zahn;
Zwar esse ich nicht, doch trinke ich viel
Und taumelnd beherrsch' ich das Farbenspiel.
Geschickt wie ein Affe, so ahme ich nach,
Behandle das ernste und heitere Fach.
Oft eil' ich hinauf eine senkrechte Wand,
Besteige die Decke selbst rasch und gewandt.
Jahrtausende weisen auf meine Spur,
Ich diene der Kunst und lieb' die Natur.
Oft spottet man meiner, oft huldigt man mir,
Und demüthig trag' ich der Einfalt Panier.
Ich stamme bescheiden aus einem Schopf —
Und lege mich schlafen in einem Topf. —





Damaskus.

Wüstenbauern und Beduinen.

Erinnerungsblätter

von

Carl von Vincenti.

Waffentosen geht durch die Welt.

Im Abendlande ist die gewaltige Gährung, aus welcher das Mittelalter geboren wird, noch nicht zu Ende und über den schäumenden Völkerfluthen steigt langsam das strahlende Kreuz empor.

Im Morgenlande ist ein Riese erwacht: das arabische Volk. Sein Zeichen ist der Neumond am feierlich-klaren Wüstenhimmel. Verheißung erschüttert seine Seele, Beutewitterung steigt ihm zu Kopfe. Wassersehnsucht treibt die Darber und Dürster der Einöde, Kameelknechte und Raubritter, Hirten und Händler, Gotteskrieger und Knüttelbeduinen fort nach den Strömen, nach den Oasen.

Wo Wasser, ist Blüte, Ernte, Beute.

Dort am „Milchgebirge“ gen' Untergang — so singen die beduinischen Stegreifdichter — rinnen Wasser, schimmern Kuppeln, blühen Gärten, strotzen Bäume, lärmt der Markt und klingt der Hammer: Damaskus! Das „Auge der Welt!“ Stimmen rufen des Nachts in der Einöde: „Habt ihr in das Auge der Welt geschaut?“

Und man erzählte sich, der Prophet selbst habe vom Granitberge aus die Stadt am Barrada geschaut, das Rauschen ihrer Wasser

gehört, den Duft ihrer Gärten geathmet, sich jedoch in Buße versagt, dies Paradies der Welt zu betreten.

Und als dann aus der Wüste der Glaubenssturm hervorbricht, ist der verwegene Khalid, der Sieger von Jarmuk, der Feldhauptmann des Islâm, der den funkelnden Blick in das „Auge der Welt" taucht.

Muawia, ein armer Schlucker, wie der Prophet gesagt, gründet das Khalifat am Libanon. Ein Oasentraum, zieht das Jahrhundert der „weißen" Khalifen vorüber, versinkt in Wein, Weib und Gesang. Furchtbar ist die Buße der omajadischen Sippe. Ihrer neunzig werden mit Keulen erschlagen; dann breiten die Sieger einen Prachtteppich über die Leiber und tafeln darauf, während Hischâms Leiche, an's Kreuz geschlagen, als Todtenfackel auflodert.

Abdurrahman entkommt, um den Khalifenzauber an den Guadalquivir zu tragen; Damascener Schwertschmiede hämmern das heilige, arabische Schwert, das Europa Spanien vom Rumpfe haut. Damaskus aber ist „schwarz"-khalifitisch, ein abbasidischer Statthaltersitz geworden.

Hell bleibt das „Auge der Welt." Reich und trotzig blüht die Oasenstadt durch die Zeiten fort; ihre Bazare hallen vom Völkertritt, ihre Schwertschmieden vom Hammerschlag wieder. In Barrada-Wasser wird das Schwert Salah-ed-din's gehärtet, mit dem Leopold von Oesterreich und Richard Löwenherz die Klinge kreuzen.

Dreifache Mongolennoth kommt über das üppige Damaskus, das dem Hordenkaiser Timur tausendmal tausend Golddinare vor die Füße schüttet. Dann legen Mamelukenfürsten vom Nil die Faust auf das syrische Oasenkleinod. Selim aber, der Sultan, trennt diese Faust mit Einem Streiche ab: die arabische Stadt am Barrada wird türkisch und versinkt mälig in tiefen Geschichtsschlaf, bis wieder der Egypter kommt: Ibrahim Pascha . . . .

* * *

Alte Tagebuchblätter von meiner ersten Orientfahrt rascheln in meinen Händen. Fast riechen sie nach Blut und Brand, denn sie sind hastig und wirr beschrieben im Frühjahr nach der großen Blutschuld, welche Damaskus mit dem Christenmord von 1860 auf sich genommen. Sechstausend waren im Juli niedergemacht worden. War das ein Frühling auf der Oase das Jahr darauf! In leuchtender Barmherzigkeit hatte er die Stadt selbst durchblüht und weithin seinen Blüthen-

schleier ausgebreitet bis nach den finsteren Kraterkegeln von Sâfa; dort duftete er in die Wüste hinein.

Als wollte dies Blühen die Blutspuren verdecken.

In den Bazargassen, im „Asad-Khan", auf dem Meidan draußen, in den Kaffeeschänken am Wasser, auf der „Merdsch" trieb das arabische Leben seine Alltagswellen, bei den Christen aber war's ruinenstill.

Ich hatte mich in der Locanda Melluk einquartiert, die ihre nach Innen geradezu entzückende saracenische Eigenart der Prachtliebe Ali Agha's verdankte, der Finanzsecretär Ibrahim Paschas von Egypten gewesen.

In den ersten Tagen besteig ich das Minaret, das wie ein Späh-thurm des argwöhnischen Islâm aus dem Ostthore heraus den langen Hals über das Christenviertel emporreckt: brandschwarze Mauern, eingebrochene Terrassen, hier und dort ein stummes Glockenthürmchen mit geknicktem Kreuz; bunte Laken an gespannten Stricken, Oleander und Rosen in den Höfen, sonst Schutt und Scherben, Aas und Hunde und — in der blauen Höhe dunkle Punkte wie Todten-ampeln: Wüstengeier.

Man hörte häufig den Namen Abd-el-Kader's. Das Volk sprach mit Scheu von dem afrikanischen Emir, der hier in Verbannung lebte und die Christen mit seinem Leibe gedeckt hatte. Der „Löwe von Oran" bewohnte mit seinem zahlreichen Hausstande ein Gewirr von Gebäu-lichkeiten, welche sich um ein adaptirtes Bethaus gruppirten, worin der Emir den Seinigen Wochenpredigten hielt. Im Wandel der Zeit war das Gebäude Schänke und dann Koranschule gewesen; wo ehedem ein griechischer Wirth Rosinenschnaps verabreichte, spendete jetzt der große Marabut Offenbarung.

Später baute sich Abd-el-Kader einen Landsitz am Gelände des sagenreichen Granitberges Kasjun („Aesun" — sagen die Damascener), von wo der Blick über die Oase und ihren Goldkern, die gelbflimmernde Stadt, hinschweift. Unter den uralten Nußbäumen der „Merdsch" (Wiese), im Thalgrunde des Barrada sah ich den Emir zum ersten Male. Er saß mit seinem ältesten Sohne Mohammed und seinem Lieutenant Sidi-Kadur am Bache; alle drei fingerten schweigend an ihren Betschnüren; schwarze Reitknechte hielten in einiger Entfernung die Rosse. Der Emir trug einen hellblauen Mantel und sein

schneeweißer Haik, nach Art der priesterlichen Turbane gewunden, warf einen leichten Schatten auf sein feierlich unbewegliches, wie aus bleichem Bernstein geschnittenes Gesicht, welchem der tiefschwarz gefärbte, spärliche, kinnspitze Bart etwas echt Beduinisches gab. Ueber der Nasenwurzel trug er eine dunkle Narbe; es wird wohl die blaugeätzte Raute, das Clanzeichen der Haschem gewesen sein. Beduinisch war auch die stark vorgeneigte Haltung des Kopfes, als er später an mir vorüberritt; seine hagere, kleine Gestalt hockte wie von einer schweren Last niedergedrückt im Sattel.

Wie aber konnte sie emporschnellen, emporwachsen in's Heldenhafte! Die Franzosen wußten es und die Damascener Christen hatten es am entsetzlichen neunten Juli vorigen Jahres erfahren. Das Zeichen zum Blutbade war von der Kaserne aus gegeben worden, welche unweit des Christenviertels in der „geraden" Straße gelegen ist. Ruchlose Hände hatten die Nacht vorher mit Kohle jene Häuser angezeichnet, wo der Tod einkehren sollte. Die Mordbrenner legten zuerst die Consulatsgebäude — das englische ausgenommen — in Asche; bei den Franziskanern gellte das Zügenglöcklein — in Zwischenräumen: ein Strolch zerrte am Strang und allemal fiel der Kopf eines Klosterbruders.

Ein unverhoffter Retter, schlägt sich Abd-el-Kader, von zweihundert Algieresen begleitet, siebenmal an diesem furchtbaren Tage, über Schutt und Leichen, beim Flammenschein durch das enge Gassengewirr, dessen verrammelte Thore seine Leute einbrechen. Verwünschungen und Kugeln seiner Glaubensgenossen geben ihm das Geleite. Des Abends aber hat der Emir 11.000 Christen in der Citadelle und 3000 in seinen Behausungen geborgen.

Die Nacht ist bang. Im Thorweg des Hauses, das er mit seiner Familie bewohnt, wacht der Emir auf der Steinbank; zu seinen Füßen kauern die Waffenträger und die Windhunde.

Aus dem brennenden Christenviertel dringt dumpfes Tosen . . . — „Welche Schmach für den Glauben!" schleudert der Marabut Tags darauf dem Gouverneur Achmet in's Gesicht . . . .

Abd-el-Kader aber war ein Segenswort auf allen Lippen.

* * *

Damaskus ist immer noch die arabischeste Stadt. Vom Hochwall des Libanon gegen das Abendland geschützt, hat es dessen Sitte und

Geist am längsten Trotz geboten. Es besitzt derzeit noch keinen Bahnhof. Der Damascener hat einen schlimmen Ruf. Schâmi — Schumi, das will heißen: Damascener — ein Rüppel. Dagegen sagt man vom Alepiner: Halebi — Tschelebi oder Alepiner — feiner Herr. Beides wird wohl Alepiner Ursprungs sein. Aber die Leute von Damaskus sind in der That zumeist unnahbar, dünkelhaft, argwöhnisch, hochfahrend. Ist doch ihre Stadt eine Herzkammer des Islâm, die Kopfstation der großen Glaubenskarawane! Gewerbe und Handel haben allezeit auf ihrer Prachtoase geblüht, und war nicht Damaskus zur Zeit der syrischen Hansa schon ein mächtiges Gemeinwesen? Was wäre der Orient ohne diese „Perle“, wie stünde es um die Schönheit des Morgenlandes ohne dies „Halsband“, ohne Damaskus, die Weitbesungene?

Nirgends im Oriente wird es den Frischangekommenen so sehr nach einem Vollbad in Lokalfarbe gelüsten, als den Reisenden, der in Damaskus aus dem Beiruter französischen Postwagen steigt. Kaum ist er bei Dimitri in der Nähe des Halteplatzes abgestiegen und hat den Reisestaub heruntergespült, so treibt's ihn hinaus.

Die Enttäuschung bleibt nicht aus, denn Kairiner Reize, Schmuckplätze, Ausblicke, Straßenzüge, Boulevards und Prinzenschlösser, wie in der Halbmillionenstadt am Nil, gibt's hier nicht. Auch die Reitesel sind schlecht, die Eselsjungen halten den Vergleich mit den Kairiner Berufsgenossen nicht im Entferntesten aus; sie haben weder Humor, noch Findigkeit, kennen keine fremden Sprachbrocken, und sprechen nur Schami, echt damascenisch, das den Touristen vom Nil wie eine andere Sprache vorkommt.

Aber es ist mehr als Enttäuschung. Dem Reisenden ist, sofern er nicht nach Cook'schem oder Stangen'schem Recept auf Orientschau spedirt worden, plötzlich ganz unsicher zumuthe; er hat die Empfindung, als wären die Fäden, welche ihn mit seinem abendländischen Rückhalt verbinden, jäh abgerissen. Diese argwöhnische Stadt zeigt ihm thatsächlich den Rücken, als hätten sich alle Häuser umgedreht. Aller Reiz ist nach innen, denn nirgends gibt sich das Haus arabischer verschlossen als in Damaskus. Nur Jenem, der die rauhe, unschöne Außenschale überwindet, zeigt die Stadt am Barrada ihr wahres Gesicht. Nur wer genügend Arabisch mit sich führt, das Ungefähr nicht scheut und seinen Tarbusch nicht spotten läßt, lernt sie kennen und lieben.

Für den ist sie aber auch eine Bethörerin; für ihn löst sie die alten Märchenschleier. In Sprache und Wesen ist sie ja so ganz anders, als die fränkisch verwälschte Weltbadestadt am afrikanischen Nil. Sie hat in ihre Seele etwas von der unermeßlichen beduinischen Welt aufgenommen, die sich zu ihren Füßen bricht. Seit uralter Zeit sendet der Damascener Kaufmann seine Waarenzüge nach dem Euphrat, nach dem Irâk-Lande. Das ungeheuere unsichere Wüstengebiet gehört zu seinem Handelsgebiet, die Raubstämme sind seine Abnehmer, oft genug Gewaltsame, oft aber auch friedlich Austauschende. Der „Kameelmilchtrinker" betrachtet wieder die große Oasenstadt als „seine" Stadt, in deren Spartruhen er gelegentlich, soweit es der Türke gestattet, einen guten Griff thut, mit deren Händlern er jedoch auch ein ehrlich Geschäft nicht verschmäht.

Für den ächten Beduinen ist die gewaltige Kuppel der omajadischen Moschee ein Wahrzeichen der Wüste; in seiner Sprache nennt er sie den größten „Kameelbuckel" der Welt.

Mit Unwillen blickt er denn auch auf Neuerungen nach jungtürkischem Recept, und besonders Mithad Pascha mit seiner Verschönerungswuth war ihm ein Greuel. Mittlerweile hat wohl Damaskus in Manchem ein modern verändertes Gesicht erhalten, im Kern aber ist's das alte geblieben.

Orientfreund, laß dich nicht zu dem gewöhnlichen ersten Touristenritt vom Pferdemarkte durch das Revier der Sattler und Kupferschmiede über den „Läusemarkt" nach dem großen „Griechenbazar" beschwatzen. Stolpere lieber auf's Geradewohl in die erste beste Seitengasse hinein, die noch lange nicht die schlimmste zu sein braucht. Waffne dich mit Geduld, und hast du eiserne Geruchsnerven, dann wird dir der Gott Mohammed's weiterhelfen.

Ueber eine Weile bist du in eine holprichte, engverknäuelte, dämmerige Gassenwirrniß hineingerathen, wo kein beladenes Kameel sich durchdrücken kann; entsetzliche Wohlgerüche dampfen dir aus dem schmutzigen Schlupfgange entgegen; hier narrt dich ein Kreuzweg, dort ein Sackgäßchen; lotterige, gelbgraue Lehmhäuser zeigen dir despectirlich ihre nackten, mürrischen Rückansichten, windschiefes Gemäuer bedroht dich; oben verdunkeln Bretter und Binsenmatten die Gasse, bisweilen schießt ein sonnenstäubiger Strahl schräg auf den Kehrichtboden herab; durch einen Lukeneinschnitt funkeln zwei Augen, es

treibt blutrothe Nelken durch ein Holzgitter — vielleicht blüht da ein lieblich Oasenkind; wette, daß ein Gartenhof mit Myrthen und Rosen, Springstrahl und Marmorfliesen hinter dem abscheulichen Gemäuer liegt. Im Gassendämmer aber stockt die Luft und wird dein Hals trocken; am Bretterdach duftet feuchte Wäsche; der Aufprall eines hölzernen Thürhammers schlägt in die dumpfe Stille; du schrickst unwillkürlich zusammen; jetzt kommst du an einem Pförtlein mit Hufeisenbogen vorüber, ein blaues Laken ist vorgezogen: Frauenbadtag. Nicht stehen bleiben! Denn die Mauern, wenn auch fensterblind, haben Augen. Hinter dem blauen Zeug torkelt gerade etwas Rothgelbes, Vermummtes heraus, es hat hochgestöckelte Holzpantoffel unter den Sohlen; etwas Blaugelbes folgt nach, dann etwas Weißes. Ehrsame Weiber sind's, die vom Bad und Klatsch kommen. Ein gedämpfter Singsang dringt dir in's Ohr, es ist der Betthürmer. Ein Verirrter, gehst du dem Klange nach und plötzlich fährt dir ein jäher Sonnenstrahl in die Augen, auf schuttwüstem, freien Raum liegt Mittagslicht, geblendet stolperst du über ein Hunde-Idyll im Kehricht, rechtgläubige Jugend balgt sich unter uralten Bäumen, ein Ball fliegt dir in's Gesicht ... Dann ist's wieder friedhofstill, du hast soundsoviele offene Holzthore, wo nach dem Abendgebet der Hâris fünf Para Sperrgeld heischt, passirt, und stehst nun mit einem Male an einem Hauptbazar; das lärmt und lungert, Locksprüchlein greinen, Messingschalen klappern und das arabische Straßenleben ergreift dich mit tausend farbigen Armen und zerrt dich in seinen betäubenden Wirbel hinein.

* * *

Damaskus ist Großbazar. Lange war es der unverfälschteste Markt des Orientes. Das ist nun freilich anders geworden, seit die Damascener Klingen in Solingen geschmiedet, die Damascener Frauenröcke aus englischem und sächsischem Tuch geschnitten werden und die Oasenstädterinnen am Barrada sich mit züchtigen Geweben verschleiern, welche die Maschinenweber des Canton Glarus liefern.

Die steinernen Kaufhallen mit den Kuppeln, die Bazarstraßen mit ihren Ueberdachungen im Holzgebälk und Matten haben sich mannigfach noch aus der voromajadischen Zeit erhalten; so beispielsweise der vornehme „Griechenbazar", wo nur echteste Moslems Waffen

verkaufen, die freilich nicht allemal echt sind. Andere wuchsen unter den Chalifen um die große Moschee hinzu. Türkischer Zeit gehört wenig an.

In den Waffenbazar reitet Niemand hinein; Ketten sind gezogen, und selbst Seine Excellenz der Wali und Ehrenemir der Wallfahrt steigt ab. Ob wohl der alte Abu Antika — der „Vater der Alterthümer" noch lebt. Ein frommer Gauch, bei Gott! Sicher ist ihm das Paradies, wenn er nicht schon dorten ruht, denn Keiner hat wie er so viele Ungläubige so gottgefällig geprellt. Und Abu Hark, der hagere, abgefeimte Gesell, der an Dienstagen auf seinem zerschlißenen Teppich im Waffenbazar hockte und sein Tintensiegel auf lange Papierstreifen — es waren beduinische „Wüstenpässe" — stempelte. Das fragwürdigste Einödgesindel hatte für den Siegelabdruck des Abu Hark eine Art von Aberglauben. Er galt für den Bevollmächtigten der Stämme.

Die Völkermusterkarte ist in den Damascener Bazaren minder reich, der Farbenauftrag minder pastos als in Kairo, denn es fehlt vor Allem das hamitische Element mit seinen vielfach abschattirten Hautpigmenten. Auch das Weltbadmäßige, auf den Fremden Gedrillte des Kairiner Verkehrs findet sich hier nicht. Der Bazarlärm der Verkäufer und Ausrufer dagegen ist ebenso würdig in Edison's Phonographen verzaubert zu werden, wie die Kairiner Muski-Orgie des Tones. Das kreischt und gröhlt, lockt und fleht, heult und klagt, klappert und klimpert, jede Waare hat ihren Sonderruf, ihre Eigennote, bald in Dur: schrillauf aus der Kehle wie ein Hungerschrei, bald in Moll: langgezogen, inbrünstig wie eine Blindenpsalmodie, über dem Ganzen schwebt die Gottesnote. Von reizender Volksthümlichkeit sind die Lob- und Preissprüchlein. So ruft der Salatmann: „Salat welkt, Gott bleibt!" Auf die Rose singt ein halbwüchsiger Junge das Sprüchlein: „Dorn war die Rose, durch des Profeten Schweiß ist sie aufgeblüht." Der Humor kommt zu Wort: „Zarte Kresse" — singt der Kressemann, „ißt eine alte Frau davon, über Nacht wird sie jung." Und das Jasminsträußlein wird uns mit der beherzigenswerthen Mahnung angeboten: „Besänftige Deine Schwiegermutter." (Das heißt: Kauf' ihr ein Sträußchen.)

Wirkliches Interesse haben nur die echt gebliebenen Bazare. Kehren wir bei den Goldschmieden ein. Zierliches kommt aus den Händen der Filigranisten, das Eigenartigste aber bleibt der Münzen-

schmuck. Von allen Prägestöcken der Welt geht die Münze in die arabische und beduinische Welt. Was so eine wohlhabende „Kameelmelkerin" aus der Hamâd-Wüste alles am Halse trägt! Ein Entzücken für den Sammler! Altarabische Groschen und jüdische Schekels, Templer-Münzen und syrische Dinare, alte Vollzechinen und phönizische Münzen — zumeist aber Maria-Theresienthaler, spanische Säulenthaler und ungarische Marienducaten. Unglaublich ist die Mannigfaltigkeit in der Verwendung der Schmuckmünze; wir finden sie am Kopfputz — die Handwerkerfrau aus dem syrischen Belka liebt dies besonders — als Stirnband, Schläfenschmuck, Ohrgehänge, Halsgeschmeide, Busenbehänge, Gürtelzier. Der barbarisch-pikante Volksschmuck, welchen die Damascener Edelschmiede verfertigen, weicht immer mehr in die Einöden zurück, wo die Frauen Ohrenringe in den Nasen, wie unsere Damen Nasenringe in den Ohren tragen, Lippenring, Nasenflügelknopf, Fußknöchelspange, Zehenring sind derart verwunderliches Kleingeschmeide, das für den Kenner seinen malerischen Schmückwerth hat.

Des Nachmittags drängen die Frauen in die Seidenwaarengasse und zu den Detaillisten von der Elle, deren überdeckte Straße den Zuspruch bisweilen kaum zu fassen vermag. Mitten unter der buntvermummten Weiblichkeit bemerkt man Beduinen, hier barfuß und zerlumpt, dort in Scharlachpantoffeln, mit schöngestreiften Kameelmänteln, die grellgelbe und rothe Kopftücher, Baghdadiner Mäntel, bisweilen auch farbige Stickereien aus dem Libanon für ihre Zeltfrauen kaufen.

Am lebhaftesten gehts bei den Ellenwaarenhändlern her, wo ausschließlich weibliche Kundschaft verkehrt. Das ist ein Wackeln und Feilschen, ein Probiren und Debattiren; die Käuferinnen lassen Augen und Zunge spielen, und wenn nichts verfangen will, den Schleier locker. Das macht auf gläubisch-sittigliche Ellenjünglinge immer noch Eindruck, wie zu den Zeiten der fünf Damen von Baghdad, von welchen Schehrezade so launig ihrem schlaflosen Khalifen erzählt.

Welche Feierlichkeit dagegen im Vergleich mit dieser Weltlichkeit der Fetzen und Flitter herrscht bei der strenggläubigen Gilde der gelehrten Buchhändler! Natürlich hausen sie der heiligen Moschee am nächsten. Kein Lockruf kirrt hier den Käufer. Strenge Ruhe liegt auf der Gasse, in welche wir über die Treppe beim Triumphbogen hinabsteigen. Hieher dringt der Bazarlärm nur gedämpft und die beschauliche Stille

6*

wird höchstens durch das eintönige Korannäseln der Bücherkrämer unterbrochen. Einen unzweifelhaften Kâfir würdigen diese Gottgeliebten keines Blickes; er ist ihnen tief verhaßt, weil er ja „das Buch der Bücher“ nachgedruckt hat. Wenn diese Fanatiker der Gottesgelahrtheit erst wüßten, wie viele heilige und unheilige arabische Drucke Herr F. Andreas Perthes in Gotha auf dem Gewissen hat! Bekanntlich steht an der Stirne der meisten Koranhandschriften geschrieben: „Es sollen ihn nur Gereinigte berühren“ — Ungläubige aber sind allemal auch unrein ...

Der Großhandel lebt vornehm in den Chânen, den geschlossenen Kaufhallen. Mancher Reisende ist im Seidenchân teppichkrank geworden. Die berühmteste Halle derart ist der Asad-Chân, nach seinem Erbauer so benannt; er ist die Damascener Waarenbörse und nach der großen Moschee der schönste Bau der Stadt. Ein reizendes Stalaktitenthor in schwarzweißem Marmor gibt Zugang. Das Viereck des Hofraumes zeigt vier mächtige Marmorpfeiler, neun freigeschwungene Kuppeln mit hohen Fenstern überwölben ihn; Marmorplatten verkleiden die Wände, bilden den Estrich. Die Verkaufslocale ziehen sich im Stockwerk ringsum, ein Wasserbecken nimmt die Hofmitte ein.

Asad Pascha hat auch einen arabischen Palast bauen lassen; nächst dem Tabaks-Chân gelegen und heute im Besitz Abdallah Begs el Adm, ist er für das vornehme Damascener Haus typisch geblieben, welches sich zumeist durch den offenen römischen Hof von dem Kairiner Mamelukenhause unterscheidet. Der Liwan, die spitzbogige Hofhalle, die nach Norden offen, als Sommerempfangsgemach dient, fehlt in guten Häusern nie. Die geschlossene Rückwand hat meist ein landesüblicher Frescant mit Landschaften im byzantinischen Geschmacke „geziert“. Weißblaue oder weißrothe Horizontalstreifen geben den Außenmauern einen allzu heiteren Anstrich, der glücklicherweise fast immer durch wilden Wein und Schlingpflanzen theilweise überwuchert wird. Bisweilen hängt ein Prachtteppich von Rosen darüber herunter, denn Blumen liebt Damascus wie keine zweite Stadt. Um den Wasserstrahl in der Mitte, der in sein Marmorbecken graupelt, ist ein fortwährend Blühen. Alle Gelasse, deren Plafonds oft wahre tektonische Kleinode, öffnen sich dem Hof oder den Höfen zu — denn manchmal sind deren mehrere, wovon der Innerste der Geschmückteste; dort ist Frauengebiet, werden die „Verbotenen“ verwahrt, so sorglich wie Schmuck

und Wohlgerüche, denn, meint der Moslem, alle drei verflüchtigen sich gern.

Kleinstadtmarkt und Wüstenmarkt ist auf dem „Meidan“ draußen, einem weitläufigen Damascener Vorort. Dort raucht die Schmiedeesse, schüttet der Nukrabauer sein Korn und der Wüstenbauer seine Hülsenfrüchte auf, bringt der kurdische Hirt sein Schaf zum Schlächter, verkauft der Beduine Wolle und Unzenfelle, tummelt der junge Wüstenstrolch seine feingebaute Stute und bringt der Kameelzüchter seine jungen Thiere auf den Markt. Ein mittelalterlich fürstlich Schauspiel ist's, wenn ein drusischer Scheik aus dem Hauran mit seinem funkelnden Troß gezogen kommt, Leute von trotzigem Blut, das sich in Blick und Geberde verräth. Ueber den Meidan endlich zieht die große Wallfahrt vom Gottesthor hinaus.

Das Wiesenthal des vielarmigen Barrada — die sogenannte „Merdsch“ — ist der Damascener Prater, vor dem Thomasthor gelegen. Hier ist Volksleben. Schaubuden locken dich nicht, höchstens wenn ab und zu ein hauranischer Hyänenjäger seine Thiere „tanzen“ läßt, aber Kaffeehäuser mit blühenden Terrassen neigen sich über das schäumige, hurtige, eiskühle Gewässer. Da gibts Musik, Gesang und Rosinenschnaps, jetzt auch wohl Wiener Damencapellen, wie auf der Esbekije in Kairo. Denn wo gäbe es heute nicht Damen vom Wiener „Eisvogel“?

Localgenuß bieten die Musikanten, die zugleich Sänger sind! Bei Gott! Sechs wohlbeleibte Herren sitzen auf ihren Schenkeln; der Orchesterchef, Primgeiger zugleich, streicht die Spindelfiedel, zwei glauben Laute zu spielen, zwei sind dem Tamburin ergeben. Der Sechste topfpaukt. Es wird aus Leibeskräften gefiedelt, gefingert, gefistelt, gepaukt. Unter beständigem Kopfschaukeln stoßen die ehrenwerthen Künstler schnapsige Kopftöne heraus, die Schauder erwecken. Den berühmten arabischen Tenors Ma'bad und Gharid aus der classischen Zeit muß im Paradiese Hören und Sehen vergehen! Und gar Jesid, dem Damascener Khalifen, wenn er nach seiner Oase hinabhorcht, ihm, der so musikalisch empfand, daß er sich zu Tode grämte, als seine liebste Sängerin an einer Weinbeere erstickt war!

Eine zeitlang war das „Befta hinde“ in der Mode. Das geht in C-moll, allegro molto, Vier-Achtel-Takt, ohne Auftakt, eine eigenartig bewegte Weise. Die Worte dazu beginnen wie die Reclame eines

Modewaarengeschäftes: „Besta hinde, das heißt: indische Shawls, seidene Tücher, flammende Hosen und feine Mousseline und noch anderes mehr bekommst du mein Kind, öffnest du Herz und Thür mir geschwind . . .“

Und die Sängerinnen! Ihre Moschuslieder sind nicht billig zu haben. Lady Digby, jene merkwürdige Dame vornehmer englischer Abkunft, die den Scheik Mischoël vom anisitischen Beduinenclane der Mizrab geheiratet und sich im Meidan-Viertel ein mit aller Anmuth des Lebens geschmücktes arabisch-englisches Home geschaffen hatte, pflegte zu meiner Zeit Awalim zu sich zu laden.

Da saß Dschemila, mit Geschmeide gepanzert, ein schmächtiges Dämchen, und doch ganz rundlich im üblichen Vollmondstyl der arabischen Märchenfrauen gebaut. Sie hatte keine Nachtigall verschluckt, wie alle unsere Dive seit der Alboni, aber ihr Altstimmchen klang, trotz des lückenhaften Registers, wehmüthig ansprechend. In Gesangsweise und Text lehnte sie sich an persische Muster an, wodurch das Ganze oft etwas Süßliches bekam. Sie brachte einen Chor von fünf Untersängerinnen mit, welche allerdings das Möglichste verdarben. Schon ihr Aufzug — Purpurmäntel, dottergelbe Pluderhosen und froschgrüne Jacken — ließ eine Empfindung von Harmonie nicht aufkommen. Dschemila markirte, discret und nicht ohne Geschmack, die Ritornellen mit der Mohrentrommel; wenn dann der Chor einfiel, war die Illusion weg.

Hätte ich ein Damascener Touristenpensum abzurobotten, dann würde dem Leser keine Moschee, keine neutürkische Kaserne, keine Medrese, kein Thor, kein Bazar, kein Suk (Markt), kein Regierungsgebäude, keine Badeanstalt erspart bleiben. So aber bin ich, Dank dem Allbeschützer, der gnädig über mir gewaltet hat in goldenen Wandertagen, nichts als Einer, der Erinnerungsblätter sachte und träumerisch umdreht und hie und da etwas herausskizzirt.

Und nach all' dem Profanen dürfte ein Augenblick Sammlung in der großen Moschee der Omajaden recht wohl am Platze sein. Was die Beduinen den größten „Kameelbuckel“ der Welt nennen, ist die Krone der Oasenstadt, ihr flammender Stolz. Früher mußte man sich mit Gefahr seines Lebens hineinstehlen, denn erst seit den Siebenziger Jahren ist diese heilige Glaubensstätte des Islâm Andersgläubigen zugänglich. Sie ist kein arabisches Werk. Griechen waren die Bau-

und Werkleute, welche diesen Wunderbau auf der Trümmerstätte des Johannesdomes aufgerichtet haben. Die Kostbarkeiten, die edlen Steine und goldenen Weinreben der Betnischen, die Goldampeln, alles, was Walid in frommer Begeisterung in das Heiligthum hineinverschwendet, haben die Mongolen kahl gefegt. Ueber dem Haupte des Täufers, das hier beigesetzt ist, schwingt sich die machtvolle „Geierkuppel“ empor, deren goldener Halbmond bis in die Wüste hinein funkelt. Das Aeußere dieser arabischen Basilika verwirrt den Beschauer, narrt den Beschreiber; das Innere mit dem entzückenden Durchblick nach dem offenen Säulenvorhof, in Rothmarmor schimmernd, stimmt träumerisch. Moosweiche, zu Gebet und Frommschlaf einladende Teppiche bedecken über und über den Estrich. Wenn an Tagen der Glut von den vier Betrufthürmen leise klingende Schauer herabsinken, dann ist's hier kühl und gut ein Moslem zu sein. Zwei Minarete haben poetische Namen: Braut-Minaret und Jesu-Minaret. Das erste hat leider keine Sage, um so schöner ist jene, die sich an das zweite knüpft: Am Tage der Angst, des Gerichts, wird Jesus Christus zuerst den Fuß auf den Knauf dieses heiligen Moslemsthurmes setzen.

Wird es der milde Heiland über's Herz bringen, Strafgericht zu halten, wenn er den Blick in dies blühende Oasenland hinausschweifen läßt?

* * *

Damaskus hat ein Doppelantlitz. Aus dem einen lacht die Sorglosigkeit der Oase, in dem andern liegt die Schwermuth der Wüste. Ueberfluß dort, Darben hier. Nach Westen an den Libanon, den Hochsitz ältester Cultur, angelehnt, blickt die Stadt nach Osten in's theilweise Unerforschte, schier Geheimnißvolle, in eine schweigsame Welt voll ungezügelter Freiheit, spannender Gefahren, wilder Größe. Nur wer wahrhaft einen Blick in diese Welt gethan, kann den Stimmungsreiz, der von ihr der Oasenstadt sich mittheilt, voll empfinden.

Selbst auf den Türken wirkt dies. Von Zeit zu Zeit wandelt ihn die unwiderstehliche Lust eines Vorstoßes nach der großen Wüste, dem großen Ungefähr an. Irgend ein ehrgeiziger Pascha will die unsicheren Grenzmarken colonisiren, das einbrechende Beduinenthum zurückdämmen und unter eine gewisse Botmäßigkeit bringen. Das mißlingt so ziemlich allemal, aber die unermeßlichen Einöden üben immer wieder die alte Anziehungskraft.

Zwischen Damaskus und den Beduinen sind zwei Mittelglieder: der Oasenbauer und der Wüstenbauer. Der Erste ist erbgesessen auf der „Ghuta“ — die Spanier würden sagen „vega“ — von Damaskus. Stundenlang dehnt sich zwischen der Route nach Tidmor und jener nach dem Hauran, dies gesegnete Garten- und Wiesenland, das tausend Lieder preisen. Die Vorfahren der Obstzüchter, Melonen- und Gemüsegärtner auf der Ghuta haben zur Römerszeit den Ager Damascenus besiedelt und bebaut. Was an ungestümen Wässern aus den Felsschluchten des Gegenlibanon hervorbricht, klingt und braust im Rinnennetz der Ghuta; siebenstrahlig hastet der Barrada fort, bis ihn die Wiesenseen am Wüstenrande einschlürfen. Dieses ganze Kunstgeflecht von Wasseradern ist uralt, vorkhalifitisch.

Wo die nackten, finstern Kraterkegel von Sâfa aufschießen, ist die Zone der Wüstenbauern. Auf einer Landzunge des größten Sumpfsee's liegt das letzte Oasendorf. Dort spricht der ängstliche Bauer schon vom „Gebiet der Raubzüge“ — derb el ghazawât. Wohl hat die Regierung ihren Militärcordon an den syrischen Wüstengrenzen verstärkt, weiter vorgeschoben und schweifen ihre Maulthierreiter wüstenwärts, um den schmalen Streifen Culturlandes von Höms bis in's Haurangebiet zu beschützen, die Beduinen aber machen sich nicht allzu viel aus den Klepperreitern des Padischah's, und der Wüstenbauer weiß dies. Seine mühsam der fressenden, „ungebändigten“ Einöde abgerungene Ackerkrume schrumpft immer mehr zusammen und der Culturstreif wird schmäler.

Nicht bald habe ich so lebensunsichere Menschen gesehen, wie diese syrischen Einödbauern. Einst war da stark bevölkertes Land; Ueberreste, Trümmer, Siedelungsspuren deuten darauf hin. Dann ist Alles türkisch verkommen. Und doch ackert der Wüstenbauer weiter.

Ich bin das Kiesland der syrischen Wüstengrenze entlang geritten. Hie und da stößt man auf einzelne, oft kilometerlange Furchen, die Einer für vom breiten Kameelhuf ausgetretene Weggeleise halten könnte. Es sind aber in Wahrheit Probefurchen, welche der sässige Wüstenaraber mit dem Pfluge gezogen hat, um die Bodenbeschaffenheit zu prüfen.

Graue zausige Pappeln kündigen eine Siedelung an; flache, braune Lehmhaufen — die Hütten — sind kaum vom Erdboden zu unterscheiden. Wir reiten an mauerumhegten Aeckern vorüber; enge

Schlupflöcher durchbrechen die Mauern; Korn und Gerste stehen dicht, die heitere Wicke sprenkelt ihr Roth dazwischen; Gurken, Eierflanzen ranken; lehmgestampfte Dreschtennen bieten sich dar; hinter der Steinmauer schattet sich ein Wüstenesel, aus der dunklen Ecke reckt sich etwas empor, das wie ein junges Wallroß aussieht: ein Fettschwanz-Schaaf.

So ein offenes Mergellehmdorf besteht auf seine eigene Gefahr; es wird, braust ein Trupp Kameelreiter daher, fast überritten. Meist siedelt sich denn auch der Einödfellach in verfallenen Karwansereien, in Ruinenstätten an; im Hauran verkriecht er sich in die Lavahäuser. Beduinengefahr bleibt allemal, leider ist sie nicht die einzige. In Trümmerstädten ist so eine Siedelung wohl leidlich geschützt und durch kleine, niedrige Pförtlein schwer zugänglich gemacht. Schaafe und Ziegen aber müssen draußen bleiben, beduinischer Raublust preisgegeben, denn Stallfütterung ist unerschwinglich. Da zahlt denn der Wüstenbauer dem Stamme, der sein Weidegebiet beherrscht, eine Abgabe für Heerdenschutz, zahlt er nicht, so exequirt ihn der Scheik. Dem Türken entrichtet er den Zehnten, zahlt er nicht, so exequirt ihn der Pascha.

Zwischen Scheik und Pascha — zwei guten Mühlsteinen — zerreibt sich das Leben des Wüstenbauers.

Fällt Mißwachs oder ein Heuschreckenschwarm vom Hamâd ein, dann borgt der Wüstenbauer. Fünfzehn von Hundert ist in Syrien gerichtlicher Zinsfuß; Zweihundert von Hundert landesüblich. Bargeld bekommt er wenig, meist Naturalien, die Zinsen aber zahlt er bar. Sein Schuldschein ist sein Todesurtheil, der Wüstenbauer stirbt an Wucher, der großen Bauernseuche. Und doch, kommst du vorüber, bist du sein Gast. Tischplatte und Kaffeekanne aus getriebenen Metall fehlen nie in seiner Hütte. Er selbst bereitet vor deinen Augen den Kaffee, holt die Bohnen aus dem Verließ, läßt sie auf der Schaufel rösten, zerschlägt sie mit dem Holzhammer und gießt auf.

Mindestens vier Täßchen — zum Drittel gefüllt — mußt du trinken, sonst kränkst du ihn. Draußen unter dem Jasminstrauch in Blüthe hockt der alte Bauer und spinnt; das ist hier Altmännerarbeit, die Frauen haben's härter.

Langsam zupft der Alte die schwarze Wolle, dreht seine Kunkel, daß sich's zwirnt, zieht den Faden durch's Loch am Holzstäbchen, wickelt ihn auf und dann geht's wieder von vorne an. Das Haus-

töchterlein, ein halbwüchsig Ding, in ein blaues Zeuch eingeschlagen, geht mit einer Blechschale zu unseren Pferden hin . . . . . Sie braucht Brennmaterial.

Mit Tabak und einer Schachtel Insectenpulver vergiltst du reichlich das gastlich Gebotene; das gelbgraue Pulver kennt und schätzt der Wüstenbauer, denn alle Blutsauger — nicht allein solche in Menschengestalt — haben es auf ihn abgesehen. Bleib im Schutze Gottes, du einsames Wüstenhaus! Blüht der Jasmin wieder, so bist du vielleicht still und öde geworden . . .

* * *

Die Beduinennoth für die syrischen Marken ist eigentlich nicht älter, als die letzte Türkennoth vor Wien. Aber sie besteht heute noch. Vor 210 Jahren, als der Sultan Mahomet der Vierte Wien berannte, hatten die Türken ihre ganze Kriegsmacht nach dem Abendlande geworfen und die Ostprovinzen des Reiches sich selbst überlassen. Da brach, vom Hunger getrieben, aus dem Herzen Arabiens ein streitbarer Großstamm, die Schammar, unter dem Emir Fâris hervor, überschritt die große Rothsandwüste, den Nefud, und ergoß sich über die unermeßlichen Weidegebiete des karstigen Hamâd nach dem mittleren Euphrat zu. Sie drängten die Moalis, jene syrischen Beduinen, deren Scheike khalifitisches Blut in den Adern haben, in den nordöstlichen Winkel gen' Höms zurück, fegten über die Oasenstädte Tidmor, Dschâfar, Rahabe und El Haddr hin und bedrohten Syrien.

Die türkischen Statthalter wußten allmählich den gefährlichen Stamm durch Zwietracht zu schwächen. Als daher Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts ein zweiter Großstamm von 30.000 Zelten, die Anisi, aus Mittelarabien nachstoben, wichen die Schammar über den Euphrat zurück. Zwischen diesen beiden Großstämmen ist Blut bis heute. Menschenalter vergingen, die Schammar beunruhigten Bagdad, ein anisitischer Unterstamm, die Gomussa, wurden seit Beginn dieses Jahrhunderts durch Plünderung großer Euphrat-Karawanen reich, die Anisi rissen das Schutzrecht des syrisch-euphratischen Karawanenverkehrs an sich und erpreßten allenthalben Tribut. So war Mitte dieses Jahrhunderts die türkische Herrschaft am oberen und mittleren Euphrat so gut wie aufgehoben. Da rafften sich die Türken auf. Omar Pascha zog 1862 mit starker Truppenmacht aus, besetzte das obere Euphratthal, brachte den stockenden Handelsverkehr wieder in

Fluß und befestigte Deir als vorgeschobenen Euphratposten. Sieben Jahre später ließ Midhat Pascha von Baghdad aus die Station Ana am Mitteleuphrat in Vertheidigungszustand versetzen.

Die türkische Regierung ging noch weiter. Sie ernannte Ferhan, den Großscheich der Schammar, zum Pascha und sicherte ihm 3000 Pfund Jahresgehalt zu, welchen er auch wirklich eine Zeit lang erhalten haben muß, denn bis tief in die Siebziger Jahre hinein verhielten sich die Schammar ruhig. Bei den Anisi scheiterten jedoch alle Anerbieten derart. Clan-Beduinen ihres Blutes, die reichen Sebáa, die zu den besten Pferdezüchtern gehören, wurden durch Aslan Pascha von Deir überrascht, eingeschlossen und zur Seßhaftigkeit am Euphrat gezwungen.

Aussichtsloses Beginnen! Nach drei Monaten verloren die Türken die Geduld und zogen ab und die Beduinen auch. Aehnliche Versuche, von ähnlichen Mißerfolgen begleitet, wiederholten sich in den Siebziger Jahren. Nach den Niederlagen gegen die Russen erlahmten Wüstenaction und Colonisationsthätigkeit der Türken, nur der syrisch-euphratische Wüstencordon blieb übrig. Heute begreift er von Tidmur aus alle Brunnenstationen bis Deir.

Eingeschüchtert hat dies Spiel die freien Stämme keineswegs. Ja, wenn Beutegier, Blutrache oder Liebe sie anspornten, brachen sie bisweilen selbst in die Damascener Vorstädte ein, raubten, rächten und entführten. Um die ganze Verwegenheit solch' beduinischer Handstreiche würdigen zu können, muß man das vielfach durchschnittene Damascener Oasenland mit seinem Gewirr von Wasseradern, Gartenmauern, Umfriedungen und Hohlwegen kennen. Da des Nachts heraus und heil in's Freie zu finden, scheint für einen Reitertrupp geradezu ein tolles Wagstück.

Seit es Martini-Hinterlader gibt, ist der Beduine allerdings etwas vorsichtiger geworden, aber Damaskus bleibt das Ziel seiner Beuteträume. Wenn er seine Rosse in den schwarzen Sumpfseen tränkt, schweift sein brennender Blick nach der großen, arabischen Stadt. Er ist stolz auf sie, wenn es ihm auch den Athem benimmt in ihrem Gassengewirre, wenn er auch die Städter nicht liebt und auf den Zwang ihres Lebens mit Verachtung blickt.

Auf dem Meidan, außerhalb der Damascener Stadtenge, da fühlt er sich noch am wohlsten; in den breiten, luftigen Marktstraßen,

auf den großen schuttwüsten Lagerplätzen, zwischen zerfallenen Moscheen zeltet er sogar tagelang. Dort vermiethet er seine Last- und Trab-kameele und sich selbst als Zugführer der Karawanen, dort macht er vor seinem Zug nach dem Süden im November bei den Grobschmieden seine Einkäufe, dort bringt er nach seiner Rückkehr im Frühjahre die Fohlen auf den Markt und im Mai die Wolle der letzten Schur. Tausend Meilen Wanderung im Zickzack, ein Dutzend Kilometer gewöhnlich auf den Tag, liegen zwischen diesen beiden Besuchen, und er hat es nicht erwarten können, die große Oasenstadt mit dem größten „Kameelbuckel" wiederzusehen.

Sie ist ein Theil seines Daseins, so wüstenstolz er sein mag. Und sein Auge blickt finster, wenn er hört, daß es immer mehr Franken und Fremde in Damaskus gibt. Das entweiht, entheiligt ihm seine Stadt.

Nun, das Project einer Euphratbahn von den syrischen Städten nach dem oberen Stromlauf ist zwar vorläufig aufgegeben, aber der Tag wird doch kommen, wo dem Durchbruch der Zeit die zähe Eigen-art der Oasenstadt und am Ende selbst das Beduinenthum weichen müssen. Auch über diese Beiden wird die Christennoth kommen, auch über sie wird hinwegschreiten jener große, alles unaufhaltsam vor sich niederwerfende Zug des Weltverkehrs, dessen Soldaten Bahningenieure und Kaufleute sind, der Kreuzzug des zwanzigsten Jahrhunderts!





Uebersetzungen und Nachdichtungen

von

Louise Breisky.

Aus dem Böhmischen.

Aus Jaroslav Vrchlicky's „Moje Sonata".

Meine Sonate.

Ich kannte sie. Es waren vier Genossen.
Einmal die Woche kamen sie zusammen,
Und Poesie war ihnen dieser Abend
Im Alltagsleben. In der Vorstadt hatten
In einem neuen Haus ein Zimmer sie
Gemiethet; dessen Wände waren leer.
Doch später schmückten es zwei Kupferstiche,
Die Einer von den Vieren hingehängt.
Auf einem faltet' sich Beethovens Stirne,
Vom andern blickte Richard Wagner ruhig
Herab. Der Pulte vier und Notenhefte —
Nichts anderes. — Hieher nun kamen sie,
Geheimen Gottesdienst zu üben um
Die sechste Stunde, wenn der Winternebel
Die Straßen einhüllt und sie schlüpfrig macht.
Laternen in der Dämm'rung blinken wie
Die Sterne im Verlöschen. — Also spielten
Zusammen sie zwei Stunden; ihren Seelen
Eröffneten sich Welten unschätzbar,
Hoch über dem Gemeinen. Weiter wurden
Zwei Worte kaum gewechselt an dem Abend.

Ob Einer unter ihnen eine Frau,
Ob er Familie habe, wußte Keiner
Vom Andern. Kaum kannt' Einer den Beruf
Der Anderen, und ihren Broterwerb. —
Der Eine, im Gefangenhaus Beamter,
Schrieb täglich Ziffern nur; ein Kaufmann war
Der Zweite, und der Dritte Priester. Ohne
Beruf der Vierte, der war Junggesell. —
Ein Zufall führte sie zuerst zusammen,
Der Tonkunst Muse machte sie bekannt;
Mit ihrem Kusse weihte sie die Seelen,
Nicht weiter fragend, wer ein jeder sei. —
So fanden sich im Herbste diese Vier
Stets nach der fünften Stunde pünktlich ein,
Und spielten nur für sich — der Kunst zuliebe. —
Ich selbst erfuhr es auch durch Zufall bloß:
Der Priester war mein Lehrer in der Schule,
Und Nachmittags, wenn er die Stunde gab,
Bracht' er ein großes Lederfutteral
Mit sich, und legt' es neben das Katheder.
Darin war eine Geige; wiederholt,
Im Strome der lebendgen Rede, wandte
Nach der geliebten Geige er die Blicke,
In welcher Harmonien ruhig schliefen,
Und harrten, bis er sie erwecken werde.
Dann sprach er weiter in gewohnter Weise,
Und nur sein Auge flammte ausdrucksvoll
In Ahnung still geheimnißvoller Freuden.
Das reizte meine knabenhafte Neugier:
Kaum daß zum Schluß das Glockenzeichen tönte,
Die Jugend lärmend aus dem Zimmer stürmte,
Wie aus dem Stocke summt der Bienenschwarm —
Ergriff der Pater schon sein Futteral,
Und ich, neugierig, folgte ihm, obschon
Der Sturmwind herbstlich durch die Straßen pfiff,
Mit raschen Schritten. Schnell voran ging dieser
Der Vorstadt zu, durch's Thor, durch krumme Gäßchen,
Bis er im neuen hohen Haus verschwand.
Bevor ich in der stillen Straße mich
Recht umsehn konnte, klangen aus der Höh'
Schon süße Melodien. Noch heute hör'
Ich das Quartett im Dunkeln. Klagend süß
Erhob sich draus des Flöten-Solo Stimme. —
Wie festgebannt, im Mantel eingehüllt,

So stand ich unter'm Fenster, um zu horchen.
Die zauberhaften Klänge strömten wie
Ein stiller Regen durch die Luft herab,
Ergossen und verflochten schmelzend sich,
Um zwischen Dächern abgeleg'ner Häuser
Zu enden. — Längst schon brannten in den Straßen
Die Lampen hell, wenn die Musik verstummte,
Und gleich darauf erhoben sich die Schatten
Der Vier. Es schieden von einander die
Gefährten, stumm sich grüßend, dann ging jeder
In andrer Richtung seine eig'nen Wege
Mit eil'gen Schritten, und verschwand im Nebel. —
Zu dem Concert im still versteckten Winkel,
Und ohne Publikum, da waren sie
Von ihrem Tagewerk, das mühevoll,
Beschwerlich oft, begeistert hergeeilt,
Um ihre Seelen gleichsam zu erquicken
An etwas Thau für diese ganze Woche,
Im Alltagstreiben, und in dessen Sorgen:
Im Einerlei langweilig gleichen Schaffens,
Wo eingespannt der Geist, als wie ein Thier,
Das stets im Feld die gleichen Furchen zieht. —

Der tiefe Eindruck war verblieben mir
Nach Jahren noch — als mir die Einsicht kam
In den, der Mehrzahl noch verschloss'nen Park
Der Kunst, die aus dem Drangsal uns befreit.
Der Neugier Weniger ist es vergönnt —
Doch würden sie ihr Leben darum geben
Nur eine Stunde lang zu schreiten dort
Auf ihren wunderbar verschlungnen Pfaden,
Und der Fontaine Plätschern zu belauschen.
Wo ernst im Morgenroth die Eiche träumt,
Da lernte ich den heilgen Eifer jener
Mir unbekannten Musiker, erst tief
Ergriffen schätzen, welche ihre Seelen
Voll ungeduld'ger Sehnsucht tauchten in
Ein himmlisch Bad, den aufgeworfnen Staub
Des Lebens abzuschütteln. Wenigstens
Um für ein Weilchen noch zurückzukehren
Zum Urquell, der einst „Schönheit" ward genannt,
Und Göttlichkeit; dem heiligen Vermächtniß
Von einem Paradies, das uns verloren,
Im Herzen aller aber, als das Ziel
In einer bessern Zukunft, übrig blieb. —

Nun, da ich eig'ne Lieder überblicke —
Des Herzens melancholische Sonate —
Gedacht' ich wieder jenes Spiels der Viere.
In mir erlosch die Bitterkeit der Seele,
Und das Gefühl der Sorge; sel'ger Friede,
Beruhigung, Versöhnung, folgte schnell.
Sei meiner Lieder Los auch welches immer —
Wie jene Künstler spielt' ich für mich selbst,
Und ich war glücklich. Kann man mehr verlangen?
Als ich im Finstern ihnen zugehört —
Sie wußten's nicht. Kann ich es wohl schon wissen
Wer meinen Melodien lauschen wird?
Warum auch soll mein Schicksal besser sein,
Warum grad schlimmer? —
Klinge aus, mein Lied! —

Rispetti.

1.

Nur kurz (Jen krátko).

Der Weißdorn blüht, doch pfeift der Wind so heftig,
— Vielleicht zu mahnen an des Winters Walten? —
Er rüttelt an den Himmelsschlüsseln kräftig,
Auf daß im Sonnenschein sie sich entfalten.

Der erste Donnerschlag. Des Veilchens Duft
Vergeht; fühlt's schon den Winter in der Luft? —

Daß Frühlingszeit, ach Gott, so kurz sein muß
Wie ein Erinnern, wie das Glück, der Kuß!

2.

Gedenke! (Pak vzpomínej!)

Wenn an dem Bach die Erlen knospend träumen,
Wie einst, wie immer, im vergang'nen Jahr,
Wenn zum Hollunder und den Ulmenbäumen
Zurückgekehrt der Staare munt're Schaar:

Wenn im Verglüh'n der Abendsonne Strahlen
Mit Gold die Fenster armer Hütten malen,

Wie einst, wie immer, im vergang'nen Jahr —
Gedenk', wie flüchtig stets das Leben war! —

3.

Das Lächeln. (Úsměv.)

Einst war das Lächeln König in der Welt,
Da mußte alles glücklich sich gestalten:
Im Vogelsang, im Blumenkelch im Feld,
In Mägdlein's Schelmengrübchen war's enthalten.

Der Bettler, ob ihm wenig auch beschieden,
War heiter lächelnd, königlich zufrieden.

Geflogen kam es zu der Weißdornblüthe,
Der Dichter, näher Gott, trug's im Gemüthe.

4.

Nicht wahr? (Viď?)

Nicht wahr, wir beide liebten uns schon lang,
Und werden niemals von einander lassen?
Es flog das Glück vorbei, ich sagte: „Fang"!
Du aber sprachst: „Ich will's mit Dir erfassen." —

Wir folgen ihm, ob es uns stets auch necke,
Zum Fluß, auf's Feld, durch manche Dornenhecke.

Es fliegt vor uns beständig, rufend: „Fang'"! —
Nicht wahr, wir beide liebten uns schon lang? —

Ballade

von den drei Metamorphosen der Haare meiner lieben Frau.

Hell wie der Fluß im Sonnengold, und reich,
So war Dein Haar, als ich zuerst Dich sah;
Erglüht bis an die Schläfen standst Du da,
In Purpur, und wir fanden uns sogleich.

Nun ist es dunkler, wie der feuchte Schatten
Der Birken, an dem Wiesensaum beim Teiche,
Der kühlend Ruhe bringt den Matten.
Nicht starre Ruhe, wie im Todtenreiche —
Nein, Frieden, der beseligt, weil entstammt
Dem Blitz des Auges, das zur That entflammt,
Verzeihend dem, der irrt vom Ziel in's Weite. —
Es kommt die Zeit — mög' es in Glück geschehen —
Da wird Dein Haar im Silberglanze stehen
Beim Kuß der Kinder; — meines Dir zur Seite! —

Ballade

vom Herbstmorgen.

Der Nebel fällt, es wird ein schöner Tag! —
Aus reifen Trauben lacht der Herbst in Wonne,
Ob auch darauf ein Spinngewebe lag —
Dem Weisen gleich, in Träumen eingesponnen.

Die letzten Blüthen steh'n im Perlenthau,
Und Früchte glänzen wie die Edelsteine,
Sie blicken aufwärts in des Aethers Blau —
Der Wald erglüht, als wie im Feuerscheine.

Es sieht so aus, als ob noch Sommer wäre!
Der Fluß im Nebel gleicht der Bucht im Meere;
So wie der Leuchtthurm hoch, ragt die Kapelle,
Und leuchtet weit in Farbengluth und Helle.
Doch Winter ist es bald — mit einem Schlag! —
Der Nebel fällt, es wird ein schöner Tag! —

Ballade

von meinen zwei Töchtern.

Die Aelt're ernst, im Auge hundert Fragen,
Die Jüngere voll froher Kindereien,
Und beide frisch, so wie die Blümelein
Dem Fels entsprossen, und von ihm getragen.

Die, altklug schon, die Puppe nicht beachtet,
Die Kleine bloß nach Spiel und Scherzen trachtet;
Die gleicht dem Abend — die dem frischen Morgen.
Die eine leicht gebräunt, die Andre weiß
Wie Aepfelblüthen, die vom Zephir leis
In's Gras geweht, vom Schnee die Reinheit borgen,
Und Liebe tragen beide im Gemüthe —
Im Auge, auf der klaren Stirn die Güte.

Da bete ich: O Zeit, steh' still so lang,
Bis auch in ihnen Freude jubelnd sang!

Aus dem Englischen.

Dora

von Alfred Tennyson.

Mit Pächter Allan auf dem Hofe wohnten
William und Dora. William war sein Sohn
Und sie die Nichte. Oft sah er auf beide,
Und dacht': Als Mann und Weib will ich sie sehn. —
In Allem fügte Dora sich dem Oheim,
Trug Neigung auch zu William; aber der,
Weil er im Hause täglich ihr begegnet',
Dacht' nicht an Dora. — Dann kam einst ein Tag,
Wo Allan rief den Sohn, und sprach: „Mein Sohn,
Ich hab' mich spät vermählt, und wünschte noch
Mein Enkelkind zu wiegen, eh' ich sterbe.
Mein Herz verlangt, verehlicht Dich zu seh'n.
Erwähle Dora Dir; anmuthig ist
Sie anzuseh'n, und jung und wirthschaftlich,
Die Tochter meines Bruders; er und ich,
Wir stritten einst, und trennten uns. Er starb
Im fremden Land; um seinetwillen aber
Erzog ich Dora. Nimm sie Dir zum Weib —
Ich wünschte diesen Eh'bund täglich, stündlich,
Schon jahrelang." — Doch Williams Antwort war:
„Ich kann mir Dora nicht zum Weibe nehmen,
Bei meinem Leben — nein, ich will es nicht!" —
Da zürnt' der Alte, ballt' die Faust, und sprach:
Du willst nicht, Knabe, wagst zu widersprechen!
Zu meiner Zeit war eines Vaters Wort

Gesetz, und so soll's jetzt noch sein. Merk' auf!
Besinn' Dich, einen Monat überlege,
Und gib mir Antwort dann nach meinem Wunsch,
Sonst, beim allmächt'gen Gott, verstoß' ich Dich,
Und nie darfst in mein Haus Du wiederkehren." —
Doch William heftig ward, und biß die Lippen,
Und stürmte fort. — Je öfter er sie sah,
Je wen'ger liebt' er sie, und ward oft mürrisch.
Das Mädchen trug es sanft. — Er ging, noch eh
Der Monat um war, aus des Vater Haus,
Verdingte auswärts sich zur Feldarbeit,
Und freite, halb aus Liebe, halb aus Trotz,
Die Tochter eines Landmanns, Mary Morrison. —
Die Glocken klangen — Allan rief die Nichte
Und sagte ihr: „Mein Kind, ich lieb' Dich sehr;
Doch redest Du mit ihm, der Sohn mir war,
Und wechselst Du ein Wort mit seinem Weibe,
Dann ist mein Haus nicht Deine Heimat mehr." —
Und Dora still gehorchte, denn sie dachte:
Es kann nicht sein; der Ohm wird sich besinnen. —
Die Zeit verging! Ein Knabe ward geboren
Dem William, dann verfolgte Unglück ihn;
Gebroch'nen Herzens ging er jeden Tag
An seines Vaters Thor vorbei; doch der
Bot ihm nicht Hilfe. Dora sparte, was
Nur zu entbehren war, und sandt' es heimlich —
Sie wußten nicht, wer es gesandt. Zuletzt
Erkrankte William schwer an einem Fieber,
Und starb gerad zur Zeit der Ernte. Dora
Besuchte gleich die Witwe. Mary saß
In Thränen aufgelöst bei ihrem Knaben
Und dachte schlimm von Dora. Diese sagte:
„Dem Oheim habe ich gehorcht bis jetzt,
Und das war Sünde; denn durch mich zuerst
Kam alles Unglück über William.
Doch Mary, um des Hingeschied'nen willen,
Auch Deinethalb, die er zum Weib erwählte,
Und dieses Waisleins wegen komme ich.
Du weißt, so reich war seit fünf Jahren nicht
Die Ernte. Lasse mich den Knaben nehmen,
Daß ich dem Oheim ihn vor Augen bringe
Im Weizenfeld; daß, wenn sein Herz sich freut
Der reichen Ernte, er den Knaben sieht
Und segnet, um des Hingeschiednen willen." —

Und Dora nahm das Kind, und ging mit ihm
Durch's Feld, und setzte sich auf eine Scholle,
Wo ringsum wilder Mohn in Fülle wuchs. —
Von weitem sah den Pächter sie im Feld
Er aber sah sie nicht, und Niemand wagte
Zu sagen, Dora warte mit dem Kind.
Schon wollte Dora ihm entgegengeh'n,
Doch fehlte ihr der Muth. Die Schnitter mähten,
Die Sonne sank, und Dunkel deckt' das Land. —
Am nächsten Morgen stand sie auf und nahm
Das Kind noch einmal, saß mit ihm am Hügel,
Und flocht ein Kränzlein ihm von all den Blumen,
Die ringsum blühten, seinen Hut zu schmücken,
Daſs er des Oheims Augen wohlgefalle.
Als dann der Pächter näher kam dem Feld,
Gewahrt' er sie, verließ die Arbeitsleute,
Und ging zu ihr, und frug: „Wo warst Du gestern?
Und wessen Kind ist dies? Was thust Du hier?"
Die Augen schlug verwirrt zu Boden Dora,
Erwidernd leise: „Dies ist Williams Kind!" —
D'rauf sagte Allan: „Hab' ich Dir's nicht streng
Verboten, Dora?" — Diese aber sprach:
„Thu' mit mir, was Du willst, doch nimm das Kind,
Und segne es, um des Verstorb'nen willen!" —
Doch Allan sprach: „Ich seh', es ist ein Streich,
Den Du mit jenem Weibe abgekartet;
Ihr Beide wollt mich meine Pflichten lehren!
Mein Wille war Gesetz, doch wagtest Du
Zu trotzen mir. Nun gut, ich nehm' den Knaben,
Du aber geh, ich will Dich nicht mehr seh'n." —
Er sprach's, und nahm das Kind; laut weinte es,
Und sträubte sich. Das Blumenkränzlein fiel
Zu Dora's Füßen. In die Hände barg
Ihr Antlitz sie; das Schrei'n des Knaben klang
Von ferne schwächer über's Feld herüber.
Sie senkt' das Haupt, des Tags gedenkend, da
Sie kam in's Haus, und wie es sonst gewesen.
Still weinte sie, die Schnitter aber mähten,
Die Sonne sank und Dunkel deckt' das Land. —
Hierauf ging Dora hin zu Mary's Haus,
Und blieb dort auf der Schwelle stehen. Mary,
Da sie das Kind nicht mehr bei Dora sah,
War froh, und dankte Gott für seine Hilfe,
Der Witwe Trost. Und Dora sprach: „Der Ohm

Behielt das Kind — Du aber, Mary, laß
Mit Dir mich leben, und die Arbeit theilen.
Er sagt', er wollt' mich niemals wiederseh'n!" —
Doch Mary's Antwort war: „Das darf nicht sein,
Daß Du mit meinem Kummer Dich belastest;
Ich denke auch, er soll das Kind nicht haben.
Er wird es lehren hart zu sein, die Mutter
Gering zu schätzen; deßhalb laß uns geh'n
Den Knaben holen, und nach Hause bringen.
Ich will ihn bitten, Dich zurückzunehmen;
Doch nimmt er Dich nicht wieder, dann sollst
Mit mir Du leben in demselben Haus,
Für Williams Sohn so lange zu verdienen,
Bis er im Stand sein wird, uns selbst zu helfen." —
Die Frauen küßten sich, und gingen Beide
Mitsammen nach dem Hof. Das Hausthor war
Bloß zugelehnt; sie spähten durch den Spalt,
Und sah'n den Knaben auf den Knien des Alten;
Der hielt umfaßt ihn zärtlich mit den Armen,
Wie Einer, der ihn liebt; der Kleine langte
Mit Lallen nach dem goldnen Petschaft, welches
An Allans Uhr hing, funkelnd bei dem Feuer.
Da traten sie herein. Und als der Knabe
Die Mutter sah, da weint' er und verlangt'
Nach ihr; nun sagte Mary, während Allan
Vom Kinde ließ: „O Vater, — laß mich so
Dich nennen! Niemals bin ich noch gekommen,
Um für mich selbst zu bitten, nie für William
Und dieses Kind; doch heut' komm' ich zu Dir
Um Dora's willen. Nimm sie wieder auf,
Sie liebt Dich sehr. O Herr, als William starb, —
In Frieden starb er ja mit aller Welt;
Und auf mein Fragen sagt' er, niemals habe
Er seinen Ehebund mit mir bereut,
Indem ich ein geduldig Weib gewesen.
Nur unrecht habe er gethan, dem Vater
Zu trotzen. „Gottes Segen sei mit ihm,"
So sprach er: „möcht' er niemals wissen, wie
Das Unglück mich verfolgte. „Und er wandte
Sich ab, und starb. — O welch ein Schmerz für mich! —
Doch Herr, jetzt gib mir meinen Knaben; denn
Du wirst ihn lehren hart zu sein, und nicht
In Ehren seines Vaters Namen halten.
Nimm Du nur Dora wieder auf, und laß

Es Alles sein, so wie zuvor es war." —
So sagte Mary. — Dora aber barg
Ihr Angesicht, und stille war's im Zimmer. —
Da brach der alte Mann in Schluchzen aus:
„Ich bin zu tadeln — ich allein; — ich habe
Den Sohn getödtet — meinen Sohn getödtet —
Und dennoch liebt' ich ihn, den theuern Sohn!
Vergebe Gott mir meine große Schuld! —
Kommt Kinder, küsset mich!" — Und sie umhalsten
Den alten Mam, ihn küssend viele Mal.
Der ganze Greis war reuevoll gebrochen,
Und hundeıtfach zurück kehrt' seine Liebe;
Drei Stunden schluchzte er bei Williams Kind,
Des Sohn's gedenkend. — Einig lebten dann
Die Vier in einem Hause, und im Lauf
Der Zeit wählt' Mary einen andern Gatten,
Doch unvermählt blieb Dora bis zum Tode. —

Niagara

von Lydia Sigourney.

So ströme ewig in dem Prachtgewand
Des Schreckens und der Schönheit! Fließe fort,
Unwiderstehlich, unergründlich! — Sieh
Den Regenbogen trägst Du auf der Stirne,
In Wolken hüllst Du ein die Füße; Gott
Verleiht die Donnerstimme Dir und Macht
Für ewig ihn zu preisen; er gebietet
Den Menschen Schweigen, auf daß sie ihm bringen
Auf Deinem Felsaltar ein Weihrauchopfer
In Ehrfurcht und in Andacht. — Niemand wagt
Von irdisch kleinen Hoffnungen zu sprechen,
Von Liebe oder Trauer hier inmitten
Des furchtbar mächt'gen Schalles Deiner Hymne. —
Selbst der gewalt'ge Ocean ist Dir
Nicht ebenbürtig, seine Wellen zieh'n
Erschreckt sich oft zurück. Er scheint zuweilen
Zu schlafen wie ein müder Wanderer;
Die Wogen enden ihr erregtes Spiel
Und schlummern friedlich wie in einer Wiege,
Doch unaufhörlich fort strömt Deine Fluth
Bei Tag und Nacht, und rastet nie. Die Sterne,

Als sie zuerst die junge Schöpfung sah'n,
Sie hörten Deiner tiefen Stimme Dröhnen;
Und jene Feuerflammen, die nur harren
Auf den Befehl des Engels, um die Erde
Zu schmelzen einst — sie werden Deinem Strome
Jehova's Namen eingegraben finden,
Als wie von tausend diamant'nen Speeren. —
Ein jedes Blatt in Deinem weiten Reiche
Entsprossen nah und ferne, dankt sein Grün
Nur Deinem lebensvollen Hauch, und doch
Erzittert's bei der Taufe. — Jene Vögel —
Sie wagen muthig sich heran, und baden
Die Flügel schnell in Deinem Schaum und Gischt.
Und sie berühren Deines Kleides Saum
Mit leichten Schwingen, streifend schneeig weißes
Gewölk von Nebelschleiern und von Dämpfen.
Sie spielen ungefährdet in den Wolken
Und horchen auf des Himmels Echo. Uns
Jedoch, so scheint's, geziemt es kaum, vertraulich
Zu nahen Dir, mit unsern schwachen Stimmen
Ein Zwiegespräch zu pflegen; und mich dünkt,
Als sei's Entwürdigung für Deine Größe,
Dein herrlich Antlitz abzuzeichnen, oder
Dich zu umwerben mit der Dichtung Sang.
Voll Staunen ist die Seele Zeuge Deiner
Erhab'nen Majestät; doch da entzückt
Sie vorwärts eilt, den Vorhof zu durchdringen,
Da fesselst Du den ungestümen Schritt
Und zwingest sie in Demuth zu erkennen
Das eigne Nichts, das stille stehen muß
In Gegenwart der unsichtbaren Allmacht,
Und seinem Gott durch Dich die Antwort geben.

Philosophie der Liebe

von Percy Bysshe Shelley.

Quellen einen sich den Flüssen,
Und die Flüsse mit dem Meer;
Und die Himmelslüftchen müssen
Ewig kosend weh'n daher.
Alle Wesen sich verbinden,
Keines will mehr einsam sein:
Und warum, wenn wir uns finden,
Sollst Du bleiben ganz allein?

Sieh, die Wogen sich umfassen —
Küßt der Berg den Himmel nicht?
Und die Blumen gerne lassen
Küssen sich vom Sonnenlicht.
Sonne hält das All umfangen,
Mondschein küßt den Ocean;
Kann ich keinen Kuß erlangen, —
Was geht mich das Küssen an? —

Aus dem Isländischen.

Gedichte von Steingrimur **Thorsteinson** (frei übertragen).*

1.

Eros mit der Wage.

Im Wachen halb, und halb im Traum,
Ein Wunder war's zu seh'n —
Sah ich im freien Himmelsraum
Gott Eros vor mir steh'n.

Es schwebte unerreichbar weit
Die Lichtgestalt so hold,
Und stand in voller Herrlichkeit
Auf heller Wolken Gold.

Am Götterjüngling groß und hehr
Mein Blick voll Staunen hing —
Statt Bogen und statt Pfeil trug er
Ein seltsam and'res Ding.

Goldschimmernd eine Wage war
Zu seh'n in Eros Hand;
Sie strahlte, leuchtend wunderbar
Vom Himmel über's Land

Die Linke dreht der Lose zwei,
Und spielt' mit ihnen sacht;
Ich merkte, daß Eins taghell sei,
Eins dunkel wie die Nacht.

* Aus dem in kurzer Zeit erscheinenden Werke J. C. Poestion's: Isländische Dichter der Neuzeit, in Charakteristiken und übersetzten Proben ihrer Dichtung.

Kein Zweifel blieb mir nun zurück,
Es konnt' nichts and'res sein —
Das Eine hieß: Der Liebe Glück,
Das Zweite: Liebespein.

Da hob die Wage Eros auf
Zum reinen Himmelslicht,
Legt' sanft die Lose dann darauf,
Und prüfte ihr Gewicht.

Es wog, wie sich bald deutlich fand,
Ein jedes Los gleich schwer;
Da Zünglein grad inmitten stand,
Nicht minder zeigt's, nicht mehr.

Die holde Psyche flog alsbald
Zur Wage aus den Höh'n,
Vermummt in Schmetterlingsgestalt,
Mit Flügeln wunderschön.

Und auf dem Glückslos hielt sie Rast;
Da ging ein Wunder vor —
Schnell sank es unter ihrer Last,
Das and're stieg empor.

Da lächelt' Eros Angesicht,
Und sieh — das Traumbild schwand.
Es dunkelte, denn vor das Licht
Trat eine Wolkenwand.

O Psyche, ende Du den Streit,
Der Qual und Wonne Krieg,
Und wo man wägt die Seligkeit,
Verhilf uns auch zum Sieg! —

An den Mond.

O wie freundlich leuchtest Du
Hell und glanzumflossen —
Dunkle Wolken sind im Nu
Silbern übergossen.

Ruhe bringt Dein milder Schein,
Inn're Stürme schweigen,
Laß mich in Dein Traumland ein,
Wunder mir zu zeigen.
Mond, ich möchte zu Dir flieh'n,
Wo so hoch die Wolken zieh'n!

Alles schwimmt in Seligkeit
Frei von jedem Bangen,
Wenn Dein Zauber ringsum weit
Hält die Welt umfangen.
Und mich dünkt, der Stunde Gunst
Hätte ich getroffen,
Denn Dein Luftschloß durch den Dunst
Schimmert hell und offen.
Mond, ich möchte zu dir flieh'n,
Wo so hoch die Wolken zieh'n! —

Am Meere.

Ich saß an der Küste auf felsigem Rand
Von Nebeln umgeben —
Die reißende Brandung umtoste den Strand —
Ich sah sie erbeben.

Das Meer ward so finster, der Hagelsturm droht'
Mit Dröhnen und Sausen,
Die Nacht brach dann ein, wie der schweigende Tod —
Erfüllt' mich mit Grausen!

O Meer, wenn Du kämpfst mit dem Felsengestein,
Wie stimmt es mich traurig!
In meinem Gemüth weckt der Aufruhr, die Pein,
Ein Echo gar schaurig.

Dein Brausen ist Klage, die Stimme voll Schmerz,
Es seufzen die Wellen;
Mir aber, so schwer ist betrübt auch mein Herz —
Die Thränen entquellen.

Die nassen und brennenden Augen, sie sind
Von Schleiern umzogen; —
Hier möcht ich ausweinen mein Leid wie ein Kind
Beim Schalle der Wogen.

Dann bricht sich das Meer durch die Klippen die Bahn,
Nicht klagend, nicht stöhnend;
Es brauset in mächtigen Wogen heran,
Wie Donner erdröhnend:

„Nicht weinen, Du Thor! meine Kraft in der Brust
Kann Sorge nicht dämpfen;
Das härteste Schicksal im Leben, Du mußt
Es tragen, und kämpfen!“ —





„Glückliche Leute.“

Silhouetten

von

Bruno Walden.

Wenn die Pessimisten behaupten, die Glücklichen — falls sie überhaupt jemals existirt haben und nicht nur ein Märchen aus alten Zeiten seien — stünden auf dem Aussterbeetat, so befinden sie sich in erfreulichem Irrthum. Allerdings, glückliche Individualitätsmenschen sind gar spärlich nur gesäet, und ihr Glücksstadium ist meist um so kürzer, je intensiver es und je stärker ihre Individualität ist, allein glücklicher Gattungsmenschen gibt es unendlich mehr, als der stets nur nach der Höhe und Tiefe ausschauende Pessimismus sich träumen läßt. In der Breite des Behagens, gewürzt durch wonniges Wichtigkeitsgefühl, sonnen sich gar viele glückliche Leute. Nicht in der Großstadt sind sie zu finden, wo das Behagen selten nur in die Breite gedeiht und der Einzelne nicht leicht zum Wonnegefühl der Wichtigkeit gelangt, und auch nicht auf dem Lande, wo die Arbeitsplage im ganzen Jahreslauf die Fähigkeit des Genießens abstumpft, wohl aber in jenen kleinen Städtchen, die ein Mittelding zwischen beiden bilden, in ihrem halbländlichen Charakter.

Unbestritten zählt der Chef solch einer bescheidenen Bahnstation zu der Schaar der Glücklichen hienieden. Er empfindet das Hochgefühl eines Herrschers in seiner, schon durch den auszeichnenden Schmuck

der Uniform von Stolz geschwellten Brust. Zu den angesehensten Honoratioren des Städtchens zählend, dünkt er sich doch eine ansehnliche Staffel höher als sie alle; außerhalb derselben stehend, auf der Schwelle zur ganzen Welt, gewissermaßen das Bindeglied zwischen ihr und dem kleinen Orte, gebührt ihm die Suprematie in seiner Gesellschaft. Fühlt er sich in directer Verbindung mit all den fernabliegenden Stätten, die der Zug berührt hat, der in seine Halle einbraust, so erscheint ihm doch seine eigene Station als der Angelpunkt des ganzen gewaltigen Verkehrs, denn geriethe er nicht in's Stocken, wenn sich bei ihm nicht Alles in musterhafter Ordnung fände? Eine Zugsverspätung in X. würde sich in Paris und Petersburg fühlbar machen. Dieses Bewußtsein einflußreicher Beziehung zum europäischen Continent zumindest verleiht dem Stationschef auch ein weltmännisches Gepräge, das zwischen seiner tiefempfundenen Würde und den Kleinstädtern eine gewisse Schranke aufrichtet, die sich je nach der Jahreszeit mehr oder minder geltend macht. Wenn der locale Personenverkehr mit dem Eintritt des Winters sich beinahe nur noch auf Handelsreisende beschränkt, streift der Allgewaltige vom Bahnhof auch etwas von seinen Weltmannsalluren ab und gestaltet sich der Verkehr mit seinen Mitbürgern vertraulicher, ja gelegentlich einer besonders anregenden Tarockpartie sogar kameradschaftlich. Seine Stellung ist eine zu erhabene, als daß der Respect unter diesem temporären Würdenachlaß leiden könnte, sind doch alle die „Stadtler" ein wenig auf seine protegirende Gefälligkeit angewiesen. Sobald jedoch die ersten Sommerfrischler einlangen, fühlt sich der Herr Stationschef in seiner vollen repräsentationsverpflichtenden Bedeutung, und das Einlangen der Schnellzüge bildet die Höhepunkte seines Daseins. Zwei Schritte vor den Bahnbediensteten stehend, in imponirend strammer Haltung, eine stattliche Erscheinung in dem blauen goldbordirten Rocke und dem rothen Käppi, mit dem die Nelke im Knopfloch kokett harmonirt, offenbart er sich den Ankommenden auf den ersten Blick schon als die wichtigste Persönlichkeit im Orte. Er läßt einen Adlerblick über die Wagenreihe gleiten, und donnert seinen Untergebenen mit der Stimme eines Feldherrn in der Schlacht Befehle zu, während eine Anzahl Aussteigender ihn mit Bitten um verschiedene Auskünfte umdrängt. Und nun tritt im Befehlshaber der Weltmann zu Tage. Mit einer glücklichen Mischung von Zuvorkommenheit und Grandezza ertheilt er

Bescheid oder bittet er, sich zu gedulden, bis die Abfahrt des Zuges ihm Muße gönne. Damen gegenüber die Hand am Käppi, in galant weichem Tonfall. Von unentwegter Pflichttreue inmitten des zerstreuenden Sommertroubles wie der abstumpfenden Wintermonotonie, kommt er seinen Obliegenheiten auf das Gewissenhafteste nach, allein großen Männern ist die Fähigkeit eigen, sich gleichzeitig mehrfach zu bethätigen, und er findet zwischen durch, in classischer Ruhe in dem Menschengewoge gleich einem Felsen in der Brandung, noch Zeit, hier einem Sommergaste ein paar würdevoll freundliche Worte zuzurufen dort einem Einheimischen mit der Hand einen vertraulich herablassenden Gruß zuzuwinken; da eine höfliche Weisung an einen Passagier, dort einem täppischen Bäuerlein eine barsche Zurechtweisung zu ertheilen. Nun aber kommt der größte Augenblick. Die Wagenthüren werden zugeschlagen, aus dem Mund des Oberschaffners ertönt das „Fertig!“ Wieder steht der Stationschef in vorderster Reihe, von seinem Stab umgeben. Er fühlt Aller Blicke auf sich gerichtet. Eine Secunde des Zögerns und er gibt das Signal zur Abfahrt des Zuges, während sich in seinem Gesicht das beglückend stolze Bewußtsein spiegelt: Der Weltverkehr, das bin ich.

Eine nicht minder wichtige und dabei nicht minder glückliche Persönlichkeit ist der Postmeister des Städtchens. Auch er fühlt sich als Vermittler mit der Außenwelt und ist sich der hohen Bedeutung seiner Amteswaltung vollbewußt, doch versteht er es, sie durch größere Leutseligkeit noch zu erhöhen, wodurch er weit mehr Popularität erlangt als der Bahngewaltige auf dem Isolirschemel seiner sommerlichen Weltgröße. Ein Eingeborner im Orte, nicht plötzlich erst, wie der Stationschef, als glänzender Stern dahin versetzt, knüpfen ihn Bande des Blutes und lebenslanger Gemeinschaft an die Einheimischen. Dennoch aber ist es minder diese Zusammengehörigkeit als die instinktive Erkenntniß, daß, wie verbindlich auch die Sommerfrischler gegen ihn seien, er doch nicht jene Vollgiltigkeit in ihren Augen besitze, wie in jenen seiner Mitbürger, die ihn diesen zu gravitiren läßt. Doch befleißigt er sich eifriger und wohlgradirter Zuvorkommenheit gegen die Gäste. Jene, die von ferne herkommen oder aus der Ferne Briefe erhalten, zeichnet er besonders aus. Auch er ist nicht frei von einem Anflug weltmännischen Ehrgeizes und es ist sein Stolz, die Adressen französischer und englischer Briefe, die sich in seinen Erdenwinkel

verirrt, laut abzulesen. Allerdings in einem Phantasie-Idiom, das die Empfänger der Schriftstücke höchlich verblüfft; allein da er diese Verblüffung als bewunderndes Erstaunen betrachtet, erhöht sie sein Wohlgefühl nur noch. Mit ganz besonderer Würde händigt er Geldbriefe aus, wie etwas seiner persönlichen Gunst zu Dankendes. Er bevorzugt jene Sommergäste, die ihre Briefschaften selbst abholen, und bekundet ihnen seine ehrende Theilnahme, indem er ihnen, noch eh' er die Einläufe dem Postfach entnimmt, verkündet, was für sie eingelaufen. Allein es liegt nicht in der menschlichen Natur, die Pflichten einer hervorragenden Stellung in ungetrübter Liebenswürdigkeit zu üben und auch der Postmeister empfindet gelegentlich das Bedürfniß, seiner Ueberlegenheit durch Barschheit Ausdruck zu geben. Selten nur bringt oder empfängt Jemand aus der bäuerlichen Bevölkerung der Umgegend irgend eine Postsendung, ohne ein tüchtiges Gebrumme über undeutliche Schrift, schlechte Tinte, Schiefkleben der Marken rc. einzuheimsen, und wehe dem alten Bauernweiblein, das schüchtern-verlegen eine Anfrage an ihn wagt, es wird tüchtig angeschnauzt. Sind Fremde im Postbureau, so versagt er sich dann niemals, etwas über die „unverbesserliche Dummheit des Landvolkes“ in den Bart zu murmeln, das ihn zum Vertreter höherer Cultur stempelt. Gegen die „Stadtler“ ist er (einzelne Animositäten abgerechnet, von welchen sich auch der edelste Berufsmensch beinahe nie freihält) freundlich coulant, dreiviertel Jahre lang gesprächig amtshandelnd, während der Sommermonate pressirt, seine Ueberbürdung anzudeuten, wenngleich diese ihm erlaubt, ohne Schleifenverletzung ein wenig von den einlaufenden Zeitungen zu naschen, denn — — Bildung macht wißbegierig. Aber fühlt er sich auch den ganzen Tag über durch die Wichtigkeit seines Waltens gehoben, so ist doch die glorreichste Stunde des Postmeisters jene, in der er am Abend vor seinem wohlverdienten Glase Bier im Gasthause sitzt. Wie ist er da von seinen Mitbürgern umdrängt, wie hofiren sie ihm, dem Allwissenden des Ortes! Ohne jegliche Verletzung eines Amtsgeheimnisses weiß er eine Menge Interessantes mitzutheilen, das reichlichen Gesprächsstoff liefert. Und nun gar im Sommer! Zwischen den Einheimischen und den großstädtischen Zugvögeln entwickeln sich nur Opportunitätsbeziehungen, und es ist ganz natürlich, wenn die ersteren einige Neugierde bezüglich der zeitweisen Insassen ihrer Häuser empfinden. Da weiß ihnen denn der Herr Postmeister über deren

socialen und mitunter auch finanziellen Status manch' werthvollen Hinweis zu geben. Wer hätt' es gedacht, daß die simple Frau X., die immer nur in Einem Lodenkleid einhergeht, Briefe mit Grafenkronen empfängt, und daß Frau Y., in ihren Toiletten in allen Farben — sie hat mindestens ein halbes Dutzend Hüte — schon wiederholt gefragt habe, ob denn noch kein Geldbrief für sie eingelangt, und über das Nein sichtlich niedergeschlagen gewesen sei. Und wie wunderlich, die Briefe an den bebrillten kleinen Herrn, der sich in's Fremdenbuch als Professor eingeschrieben, trügen immer nur die Qualification „Mittelschullehrer", wie die Adresse an den Baron Z. nur an „Ritter von Z." laute. Wenn die Sommergäste leichte Fluctuationen wahrnehmen in dem Benehmen der Einheimischen, mit denen sie in Berührung kommen, so ahnen sie wohl nicht, wie sehr die Fluth und Ebbe ihrer Werthschätzung von den Lippen des Postmeisters abhängt. Allein er ist auch ein Mann von Zartgefühl und Discretion, und erst mitten im Winter entlockt ihm ein Glas Würzwein die pikante Reminiscenz, daß das hübsche Fräulein Olga mit dem langen Bycicliſten, der sich ein paar Tage nur im Städtchen aufgehalten, Briefe gewechselt habe, die sie verstohlen zu senden und zu holen verstanden. Ein Beweis der Zurückhaltung, der den Respect seiner stets neuigkeitshungrigen und eben so geschwätzigen Zuhörerschaft nur noch erhöht und ihm so das Glück der Macht im Lassen wie im Thun stolz zu Gemüthe führt.

Aber auch eine mit intensivem Wohlgefühl gesegnete Machthaberin besitzt beinahe jedes derartige Städtchen. Mag es der Schänken und Wirthshäuser noch so viele zählen, so eignet es doch nur ein Gasthaus, in dem ihre Würde und Gaumenverwöhnung es den Honoratioren gestattet, die ständigen Mahlzeiten einzunehmen. Wo, in allen Großstädten, auf allen Thronen gäbe es eine Persönlichkeit, so voll geschwellt von befriedigtem Souveränetätsbewußtsein, wie die schmucke Wirthin, in ihrem der prallen Gestalt knappanschmiegenden hellen Kleide, das fragmentarische Häubchen auf dem noch reichen Haar, ein Bild appetiterweckender Reinlichkeit! Sie fühlt sich der sociale Mittelpunkt der vornehmsten Männergesellschaft des Ortes, ein Kreis, der ihr ausnahmslos seine Huldigungen darbringt, über den sie in der Herrenstube eben so unangefochten das Scepter schwingt, wie in der Küche über ihre Satellitinnen. Die Invasion der Fremden, die selbstverständlich auch an ihrem Tisch nur Einkehr halten, ist ihrem ideal, nicht einzig auf

materiellen Gewinn gestellten Sinn innerlichst verhaßt. Nicht um der reichlich vermehrten Arbeit willen, denn die rührige Frau fühlt sich in unermüdlichem Schaffen in ihrem Elemente, aber sie sieht sich durch sie ihrer eigentlichen, höchsten Machtsphäre depossedirt. Diese hochnasigen Gäste haben offenbar keine Ahnung ihrer socialen Bedeutung, kümmern sich nicht um sie, meinen sie durch ein Lobeswort über ihre treffliche Küche besonders zu ehren! Allerdings, unter den Herren — Männer sind ja stets so viel einsichtsvoller! — finden sich gar manche, die gelegentlich mit der hübschen Wirthin plaudern und ihr einige wohlgedrechselte Complimente zum Besten geben, aber das ist doch immer nur ein Nebenher und sie ist gewöhnt, als Gipfelpunkt betrachtet zu werden. Uebrigens schwindet der Sommer ihres Mißvergnügens im Hochbetrieb der Geschäftigkeit bald dahin. Ziehen aber mit den Schwalben auch die Gäste fort, da ist ihr Reich von Neuem angebrochen, und ihr rundes Gesicht strahlt wieder im Vollglanze stolzen Behagens. Wieder führt sie das Präsidium in der Herrenstube, in die ihr Nähtisch zurückversetzt worden. Emsig arbeitend auf ihrem Fenstersitz, empfängt sie gegen zwölf Uhr die sich allmälig versammelnde Junggesellen-Haute-volée des Ortes. Jeder dieser ständigen Mittagsgäste bringt ihr einen doppelten Tribut dar: in einer stereotypen Aeußerung der Bewunderung ihres blühenden Aussehens und durch die Mittheilung aller Neuigkeiten, die er während seiner Berufsübung in Erfahrung gebracht. Es ist ein wahrer Wettstreit unter den Herren, einander darin zu überbieten, doch läßt so mancher auch die Frage ins Gespräch gleiten, ob er vielleicht heute ihrer Huld sein Leibgericht zu danken haben werde? Sie sitzt obenan des langen Tisches, dessen unteres Ende — ganz wie in der englischen Aristokratie — der Wirth einnimmt, der nicht minder wacker das Ressort der äußeren Angelegenheiten leitet, wie seine von ihm hochgeschätzte Ehehälfte jenes der inneren. Vor dem Braten aber eilt sie in die Küche, diesen selbst zu dispensiren in liebevoller Sorglichkeit. Sie weiß genau, wer ein fettes, wer ein mageres Stück vorzieht, wer mehr oder weniger „Saft“, und wer die Kartoffel braun oder „blond“ liebt. Und jeder der so Wohlversorgten sieht in der ihm erwiesenen Aufmerksamkeit eine speciell nur ihm geweihte Auszeichnung, die er durch erhöhten Huldigungseifer wettmachen muss. Die Summe all dieser geschmeichelten Einzelbefriedigungen ist eine lebhafte Allgemeinbefriedigung. Kein Wunder,

dass die gefeierte, liebenswürdige Wirthin höchlich erstaunt und nicht minder entrüstet ist, wenn sich ein Glied aus diesem Junggesellenbunde lossagt, um sich einen eigenen Herd zu gründen. Er hatte es, ihrer Meinung nach, wahrlich nicht nöthig, und der gestern noch in ihren Augen „charmante Mann“ sinkt vor diesen glänzenden Sternen plötzlich zu einem „bornirten Menschen“ herab, der „nicht weiß, wann es ihm gut geht“. Aber auch im Ehejoch vermag er sich nicht gänzlich den mannigfachen Anreizen dieser wirthlichen Sirene zu entziehen. Am Abend erweitert sich der Junggesellenkreis noch durch gar manchen Ehemann, der auf eine Partie Tarok oder Whist hospitiren kommt. Da bittet bald der eine, bald der andere Spieler die „schöne Wirthin“ an seinen Tisch, damit sie ihm Glück bringe, und sie hat die Befriedigung, die Ehemänner, nach ihren Bierlibationen mit unverhohlenen Seufzern, vor der gemeinsamen Nachtmahlzeit scheiden zu sehen. Bei dieser, wie zu Mittag, ist das Gespräch stets vornehmlich an die Vorsitzende gerichtet und die Wirthin des Städtchens hat, was so manch' geistreiche Dame der Großstadt sich mit den glänzendsten Mitteln vergeblich zu schaffen sucht: ihren Salon. Und zwar einen Salon ohne Rivalinnen, denn selbst wenn eine oder die andere Ehefrau ihren Gatten begleitet, wie könnte sie es aufnehmen an Fülle des Gesprächsstoffes und würziger Behandlung desselben mit der in steter Uebung zungengewandten Herrin des Hauses? Darauf mag es wohl auch beruhen, dass die Wirthin bei ihren Mitbürgerinnen weit minder populär ist, als bei ihren Mitbürgern. Und doch wäre ihr die Gemeinschaft zu Dank verpflichtet, denn streng auf „guten Ton“ haltend, keine ungebührlichen Scherze in ihrer Gegenwart duldend, ist sie ein ethischer Factor im Städtchen. Wer kann es ihr da verübeln, wenn sie, sich ihres Werthes und ihrer socialen Bedeutung bewußt, die hübsche Nase vergnügt hoch trägt? Den Glanzpunkt des schönen langen Winterverlaufes aber bildet der Vielverdienten der Sylvesterabend, an dem sie ihren Stammgästen Punsch und einen unvergleichlichen, mandelüberkrusteten Riesenkugelhupf zum Besten gibt. Mit dem Stundenschlag zwölf erheben sich alle Gläser gegen ihren Sitz hin und im Chor ertönt es durcheinander: „Hoch unsere schöne Wirthin!“ „Ein dreifaches Hoch der einzig liebenswürdigen Frau L.!“ „Tausendfaches Hoch der trefflichsten, bezauberndsten Wirthin auf dem ganzen Erdenrund, hurrah!“ Eine Glückliche ist es, die da in der Neujahrsnacht zu Bette geht.

Solch stürmische Ovationen allerdings werden dem Schulmeister in seinem ganzen plagenreichen Lebenslauf nicht zu Theil, allein auch er ist von beträchtlicher localer Wichtigkeit und somit gleichfalls ein glücklich Stolzer. Doch nicht seiner pädagogischen Wirksamkeit dankt er seine Auszeichnung und sein Hochgefühl. Den Anderen erscheint sie ohne besonderes qualitatives Abwägen als ein Selbstverständliches, ihm aber dünkt sein Beruf, wie gar Manchem, das Verfehlen seines eigentlichen Berufes. Vielleicht verharrt er darum nur in unwandelbarer Treue im Junggesellenkreis, weil er sein Herz so ganz und gar Frau Musika ergeben. Er ist auf so ziemlich jedem Instrumente „zu Hause“, doch übt er dieses Können nicht in Popularität gewinnender Weise. Er verschmäht es, schnöde Tanzmusik zu spielen und die Bauern, die, wenn sie zur Kirche kommen, gern „eine hübsche Musi“ hören, sind gar nicht zufrieden, wenn er sich manchmal auf der Orgel in eine Bach'sche Fuge verirrt. Dafür aber regt sich bei ihm im Musiker der Pädagoge und im Lauf der Jahre hat er sich ein ganz hübsches kleines Orchester herangebildet, nicht allein aus den Talentirteren der Schuljugend, auch aus manch ehrsamen Gewerbsleuten rekrutirt. Nicht nur unsägliche Mühen hatte es gekostet, auch Ueberzeugungsopfer, denn jeder Machthaber muß sich eine willige Gefolgschaft durch Concessionen erkaufen. Würde der Schulmeister nicht manch' melodischen Walzer und lustigen Marsch in sein Repertoire aufgenommen haben, der Eifer seiner Jünger wäre bald erlahmt. Opfer aber lohnen sich zumeist — namentlich Idealitätsopfer — und als der Lehrer beim ersten Concerte im großen Gasthaussaale den Dirigentenstab schwang, brach eine Glückära für ihn an. Bald verbreitete sich der Ruhm seines Wirkens und die Honoratioren aus den nächsten Ortschaften verfehlten nicht, sich zu den Concerten bei festlichen Gelegenheiten einzufinden. Und siehe da, der Schulmeister wuchs mit seiner aufknospenden Bedeutung. Nur die Frau läßt sich genügen an dem Bereich, in welches das Geschick sie gestellt, den Mann drängt es über dasselbe hinaus zu wirken. Und da keimte ein großer Gedanke im Kopf des selbstgeschaffenen Kapellmeisters: auch die Fremden sollten erfahren, was das Städtchen in puncto Kunst zu leisten vermöge. Indem man sie ehrte, ehrte man sich selbst. So zieht denn im Sommer an einem Abend in jeder Woche ein stattlich uniformirtes Musikcorps aus, den Fremden eine „Platzmusik“ zum Besten zu geben. Schon ergraute Männer und noch nicht der Schule

entwachsene Jungen im braunen Rock mit rothen Aufschlägen, den Zweispitz mit reichlichem Federbusch geziert, umringen beim rothen Schein von Pechfackeln den kleinen Mann mit dem Taktstock, dessen weiche Züge einen martialischen Ausdruck annehmen. Auch die Einheimischen sind sich der Bedeutung der Production bewußt, und treten mit einer ihnen sonst nicht eigenthümlichen Gentilezza ein wenig zurück, die Sommerfrischler einen engeren Kreis um die Musiker bilden zu lassen. Stück um Stück braust durch die Luft, von lebhaftem Händeklatschen gefolgt und der Triumph des Erfolges spiegelt sich auf dem Gesicht jegliches Mitwirkenden, bis zu den kleinen Fackelträgern herunter, am hellsten aber erglänzt er von dem des Mannes, der das stolze Bewußtsein in sich trägt, der Schöpfer dieses Kunstgenusses zu sein. Mit einem solennen Marsch schließt die Aufführung. Die Gruppe löst sich auf, aber einige Fremde treten auf den Dirigenten zu und spenden ihm wohlverdiente Anerkennung. Ein Herr bietet ihm eine Cigarre an, eine Dame reicht ihm ein Sträußchen, seine blassen Wangen färben sich höher, seine Augen leuchten auf — — —

Die Pessimisten mögen sagen, was sie wollen: es gibt noch glückliche Leute.





Gedichte

von

Alfred Formey.

---

1. San Juan.*

(Chilenische Waldscene.)

Hui! wie durchraset der Regenstrom
Stürzender Wolken den Urwaldsdom!
Rings um die starrenden Felshöh'n fahl
Züngelt's und flattert's, Strahl auf Strahl;
Rings in den Klüften, als bräche das All,
Tobt und schmettert der Donner Schall:
San Juan sprengt durch die Lüfte!

Zu Pedro's Hüttlein, dem hold sie war,
Rosita flüchtet im fliegenden Haar;
Das Haar ihr tropft von des Regens Wuth,
Das Auge von lichtester Thränlein Fluth:
O wie sie in schweigendem Schmerz so fest
Dem Heißgeliebten an's Herz sich preßt:
San Juan sprengt durch den Urwald!

* Die Chilenen glauben, daß bei einem Gewitter San Juan, d. i. Johannes der Täufer, durch die Wolken reite, und begrüßen beim Donnerrollen den gefürchteten Heiligen durch Hutabnehmen.

„Rosita, thaufrisch Röslein mein,
Was soll Dein Zittern, arm Vögelein?
Du mein herzig muthiger Reitgenoß,
Erbebst Du vor San Juan's Roß?
Verschlungen die Arme, Brust an Brust,
Durchreiten den Tod wir in jubelnder Lust!"
San Juan sprengt vor das Hüttlein!

Ein Blitz, ein Schlag! — Das Hüttlein loht:
Die Liebenden schweben aus Nacht und Noth!
San Juan's Roß im Sturmesflug
Sie hoch in's Hüttlein des Himmels trug
Zum traulich süßesten Stelldichein:
Da mag ihre Wonne ohn' Ende sein. —
San Juan sprengt durch die Lüfte.

---

2. Er und Sie.

Sie glühten im ersten Herzensglüh'n,
Sie schritten mitsammen in's Bergwaldgrün:
Der Tag verdämmerte leise.
Sie waren so jung, so scheu, so rein,
Sie wallten zum ersten Mal allein
In der Mainacht Zauberkreise.

Und wie sie kamen zum Bergwaldgrund,
Aufrauschten die Wipfel in düsterer Rund;
Sie haucht: „Mir ist so bange!
Laß, Lieber, o laß zurück uns geh'n!"
Er lächelt: „In meinen Arm Dich leh'n!"
Da rührte Wang' an Wange.

Und wie sie kamen zur Bergseefluth,
Da löste sich eines Sternleins Gluth
Grad' über der Felsenklippe;
Der schoß vor ihnen hernieder klar!
Ob's ihres Glücksterns Fallen war? —
Heiß flammte Lipp' auf Lippe!

Ein Schauern faßte sie, wunderreich,
Wie Trauern und Jubeln allzugleich, —
Stumm schritten sie, traumversunken;
Nachschauert ihnen der mächtige Wald:
„Ihr kamet jung, Ihr scheidet alt,
Habt Edens Glück nun getrunken!"

---

3. Rosna-Hall.

(Irische Sage.)

Denkst Du's noch, Lieb, wie im Abendglüh'n
An Erins fernschimmerndem Märchengrün
Wir träumend vorüberflogen?
Mir war's bei der Wellen smaragdenem Schwall,
Als käme vom funkelnden Rosna-Hall
Trompetenjauchzen gezogen.

Von Rosna-Hall der junge Lord:
Im einsam ärmlichsten Haideort
Er dient' im Knechteskleide;
Mit ihm getreu schon in's dritte Jahr
Dient' Ada, die Maid im goldigen Haar:
Die liebt' ihn still im Leide.

Und da der Regen in Flocken stob,
Der Wintersturm durch die Haide schnob,
Sprach er: „Lieb, laß uns wandern!
Wir haben nicht Brand, wir haben nicht Brot:
Wir sterben, verderben in Hunger und Noth
Hier Einer neben dem Andern!"

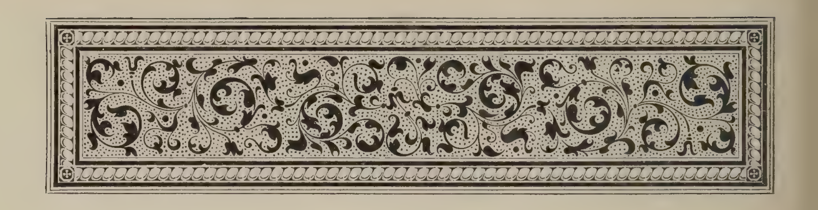
Sie zogen von dann in grauser Nacht;
Den Himmel durchwogte der Wolken Schlacht:
Es rieselt' und stürmt' ohn' Ende;
„Du Guter, Lieber, ich bitte Dich sehr:
Errette Dein Leben! — Ich kann nicht mehr! —
Hier sink' ich in Gottes Hände."

„Mein Lieb, mein Leben, zwölf Schritt nur noch!
Das Schloß, das lichte, — o sieh' es doch! —
Es öffnet gewiß uns die Pforten!"
„Die in Schlössern wohnen, sind kälter denn Eis!
Sie öffnen uns nicht, mein Freund, ich weiß —"
„Doch, Lieb, vielleicht meinen Worten!"

Er schellt! Die Diener stürzen hervor, —
Trompeten schmettern, ein Jubelchor
Braust: „Heil dem bräutlichen Paare!“
Durch's Schloß hindonnert ein Freudenschall:
„Heil unserer Lady von Rosna-Hall,
Der Maid im goldigen Haare!“

Von Rosna-Hall den süßen Sang
Könnt' ich ihn wecken zu neuem Klang
Dir, Dir, mein Lieb, mein Leben!
Könnt' ich's Dir zaubern zum Lohn der Treu'
Das funkelnde Dünenschloß auf's Neu':
In die Sterne sollt' es sich heben!





Unlösbar.

Von

A. Falstein.

Tiefe Stille ging durch das lichte geräumige Gemach, eine drückende Schwüle lag über der ganzen Stadt und drang durch alle Ritzen ein, lastete auf den schweren Vorhängen und wurde noch fühlbarer durch das grelle Licht, welches durch das breite Fenster auf die Staffelei mit der angefangenen Arbeit fiel, auf den geöffneten Farbenkasten, der daneben stand und scheinbar noch unberührt war. Kein Wunder, daß die erstickende Luft, die jede Thätigkeit, bis auf das Athmen herab, erdrückte, auch hier die lautloseste Ruhe erzwungen hatte. Aber verlassen war das Atelier doch nicht; die Herrin des einfachen aber anheimelnden Kunsttempelchens lag in einem Schaukelstuhle und sah in tiefen Gedanken vor sich hin, eine schlanke blasse Frau, mit einem Gesicht, auf dem eine starke Willenskraft und ein gewisses geringschätziges Selbstgefühl ausgeprägt waren, die alles besiegende, ermattende Julihitze konnte sich aber nicht rühmen, diesen Sieg über ihre rastlose Arbeitskraft davongetragen zu haben, vielmehr schien eine innere Thätigkeit sie zu absorbiren, denn die Finger ihrer schmalen weißen Hand spielten nervös mit den Falten des einfachen schwarzen Kleides, während die andere einen Brief herumdrehte. Der Brief enthielt eine Werbung um diese Hand, und ihre Gedanken schweiften in rathlosem Suchen nach einer Entscheidung umher. Sie hatte schon manche solche Briefe beantwortet, ohne Besinnen, rasch

und entschlossen, dieser war der erste, über den sie nachdachte. Sie tauchte in ihr vergangenes Leben zurück, ließ es an sich vorübergehen Schritt für Schritt, ernst, ruhig und gelassen.

Es waren der Jahre viele verflossen, seit sie, eine aufblühende Mädchenknospe, ins Leben getreten war, frisch und jung, nicht mehr Schönheit besitzend als was man beauté du diable nennt, mit einem unentwickelten Geiste, der erst tastend die Fühlhörner vorstreckte, kurz durch nichts über die Schaar ihrer gleichaltrigen Mitschwestern hervorragend, die Alle nichts sind, sondern erst gebildet werden müssen, durch die Liebe oder das Leid, das Glück oder den Kampf. Ihr Herz war offen und empfänglich, wie Alle, fand bald einen Gegenstand und genoß eine kurze schöne Zeit erwiderter Neigung. Dann kam ein jäher, schroffer Abschluß, eine Reichere als sie nahm die Stelle ein, für die die kleine Carola von Herfeld ihr ganzes großes kindisches Herz gegeben hätte. Tausende vor ihr hatten das schon erfahren, Tausende hatten sich getröstet und sie war ein Kind ihrer Zeit. Sie wußte schon, daß die Liebe nur ein schöner Wahn sei und der Kopf stärker als das Herz. Sie wußte auch, daß Herzen nicht mehr brechen aus Liebesschmerz und daß dieses furchtbare schneidende Wehgefühl nur ein acuter Anfall sei, der vorübergehen würde. Es mußte ja so sein, sie wollte sich nicht unterwerfen, sie wollte sich ihr Leben zimmern, wie es ihr zusagte und gar nicht mehr an das Vergangene denken. Sie hatte einen festen Willen, die kleine Carola, und das Leid hatte die Keime des Geistes bald zur Entwicklung gebracht. Ihr natürliches Zeichentalent wies ihr sofort den rechten Weg, sie warf sich mit Leib und Seele der Kunst in die Arme. Sie hatte anfangs nur den Zweck, etwas zu thun, durch Anspannung ihrer Kräfte zu besiegen, was noch die Harmonie ihres Innern störte. Bald aber hatte die Kunst ihre unumschränkte Herrschaft, die sie über alle ausübt, welche ihren Bannkreis betreten, auch über sie erlangt, sie ging nicht mehr vorwärts, weil sie wollte, sondern weil sie mußte, ohne zu zaudern und zu zweifeln, ob sie das Ziel erreichen könne, nur immer vorwärts, ohne seitswärts zu schauen Vielleicht wäre sie nicht dahin gekommen, hätte sich durch die tausendfältigen Hindernisse zurückschrecken lassen, wenn sie nicht auf dem Wege einer starken Individualität begegnet wäre, deren unbewußtem Einflusse sie sich nicht entziehen konnte. Als Norbert Lardin ihr Lehrer wurde, stand er den Jahren nach im besten Mannesalter, äußerlich

und innerlich aber war er weit darüber hinaus. Seine markante Häßlichkeit und der geringschätzige Sarkasmus, den er über Alles und Alle ergoß — ohne sich selbst dabei auszunehmen — erwarben ihm wenig Freunde, aber unter diesen abstoßenden äußeren Eigenschaften verbargen sich Schätze eines knorrigen Gemüthes und ursprünglicher Geistesgaben. Wäre er anders gewesen, so hätte man von ihm sagen können, er gehöre zu denen, die auf der Fahrt des Lebens Schiffbruch gelitten haben, ihm aber blieben noch so viele Reichthümer, daß er noch davon abgeben konnte.

Er war kein bedeutender Maler. Ob es nur dem zuzuschreiben war, daß er nicht das Aaltalent besaß, das zum Fortkommen unentbehrlich ist, daß er nichts aus sich machen, nicht kriechen und katzenbuckeln konnte, oder ob er überhaupt nicht befähigt war, Bedeutendes zu leisten, ist eine Frage, die Niemand beantworten kann, wie es ja überhaupt ein unergründliches Problem ist, ob das wahre Talent durch seine Kraft allein emporwachsen muß, oder ob es äußerer Mithilfe bedarf.

Wenn Lardin kein schaffender Künstler sein konnte, so war er doch eine große, starke Künstlernatur, das Schöne, das er nie wiedergegeben hatte — sei es aus Mangel an Kraft oder an Gelegenheit — trug er so vollendet in sich, daß er es mittheilen konnte.

Er war resignirt, wußte, daß ihm keine Zukunft mehr blühe und trug es mit trotziger Kaltblütigkeit. Er gab Stunden, um zu leben und so war er auch zu Carola gestanden, bis der starke Charakter, der ihr Talent unterstützte, ihn zu interessiren begann und er nach und nach ihr Streben wie eine Fortsetzung seines eigenes Lebens zu betrachten anfing. Ueber sie ergoß er seine Feuerseele, die Niemand ahnte, er hauchte ihren Händen seinen Geist ein, die Wege, die er nicht zu gehen verstanden hatte, zeigte er ihr und sie schritt entschlossen dem Ziele zu. Er war es, der, als er sie auf einer gewissen Stufe sah, ihr sagte, sie müsse andere Lehrer haben, um hinauf zu kommen, aber auch als dieser Rath befolgt wurde, blieb er ihr treuer Berather; ihre Künstlerschaft war so eng mit ihm verbunden, daß eine Trennung ganz undenkbar schien. So hatten sie zusammen gearbeitet Jahr um Jahr; er war in Wirklichkeit ein alter Mann geworden und sie hatte den Zenith überschritten, ohne daß Eines es bemerkt hätte.

Heute zum ersten Male dachte Carola daran, als sie in ihrem Schaukelstuhle lag, den bedeutungsvollen Brief in der Hand. Sie

dachte daran, wie oft sie ähnliche Fragen schon beantwortet hatte und bei sich nie mehr, als zuerst ein zorniges, dann ein gleichgiltiges Achselzucken dafür gehabt. Ihr Herz hatte nie etwas empfunden — es empfand auch heute nichts. Seitdem es den ersten, großen Riß empfangen hatte, war es stumm gewesen. Sie hatte einen festen Willen und einen besonnenen Kopf, so mußte sie ja diesen Traum verwinden; das Herz war nicht gebrochen dabei, oh nein — es hatte nur das Lieben verlernt. Auch das fiel ihr heute zum ersten Male ein, wo sie ruhig und ohne Erregung das Für und Wider der Verbindung erwog, welche der Brief in ihren Händen ihr vorschlug. Sie dachte an die schweren, bitteren Kämpfe, die sie durchgemacht hatte, an die mühevolle harte Arbeit, bis sie die erste Stufe des Könnens erreicht hatte, an die Demüthigungen, die sie mit zusammengepreßten Zähnen ertragen hatte, bis endlich — endlich ein kleiner Erfolg errungen war, dann die vielen, immer wiederkehrenden Stunden der trostlosen Entmuthigung, bis zur Verzweiflung sich steigernd, die keinem Künstler erspart bleiben, wo der Zweifel an dem eigenen Können, an der Befähigung riesengroß und zermalmend über ihn kommt, wo das leiseste, kleinste Wort des Tadels unwiderrufliche Verdammung scheint und das höchste Lob dagegen nichts gilt.

Sie dachte an die furchtbaren Qualen dieser Stunden, die, nur durch Augenblicke unterbrochen, immer fortdauern. Sie empfand auf einmal das ganze Gefühl dieses endlosen qualvollen Ringens, empfand es mit zorniger Aufwallung, mit mißmuthiger Müdigkeit. Hier in der Hand hielt sie die Möglichkeit einer ruhigen, sorgenfreien Existenz, ohne Aufregung, ohne ewiges Sehnen und Ringen, an der Seite eines Mannes, der ehrenhaft und schätzenswerth war. Sie liebte diesen Mann freilich nicht, er war ihr gleichgiltig, sie schenkte seiner Person kaum einen Gedanken — aber wie viele Ehen werden denn überhaupt aus Liebe geschlossen? Warum sollte sie nicht so vernünftig sein und mit einem Schlage dieses ganze aufreibende Elend von sich werfen, die tausend Demüthigungen und Erniedrigungen, die nie endende schwere Arbeit, welche niemals volle Befriedigung brachte, diese ganze aufregende Existenz, bei welcher auch der stärkste Charakter zum mindesten theilweise verloren gehen muß.

Sie sprang auf und schritt erregt durch das Zimmer, so mit ihren Gedanken beschäftigt, daß sie die Anwesenheit eines Zweiten

ganz vergessen hatte, der in der Ecke einer Causeuse saß, sie beobachtete, und die Arme über der Brust verschränkte und trocken sagte:

„Wenn ich Portraitmaler wäre, so hätte ich in der halben Stunde, während welcher Du mir Muße gelassen hast, die mannigfachsten Ausdrücke auf Deinem Gesichte zu studiren — sehr viel profitiren können. Als Landschafter erlaube ich mir die bescheidene Frage, was Du hast, und ob Du heute den ganzen Tag in dieser wilden Weise vor Dich hinbrüten wirst?“

Carola war bei seiner Anrede aufgefahren, etwas roth geworden, und erwiderte leicht lächelnd: „Ich habe wahrhaftig vergessen, daß Sie hier sind, Lardin. Ich will jetzt wohl arbeiten. Ich war nur so zerstreut — weil — die Hitze ist so drückend —!“

„Zu lügen pflegen alle Leute,“ sagte gelassen Lardin, „aber Du kannst es mir glauben, Lolo, die Meisten können's besser als Du.“

Sie fuhr heftig empor. „Wie oft habe ich Ihnen schon gesagt, Sie sollten diese Unart, mich zu dutzen, unterlassen. Es verträgt sich einmal nicht mit den gesellschaftlichen Formen, und ich mag es nicht leiden.“

„Wie oft Du das gesagt hast, kann ich wirklich nicht genau bestimmen — so grob, wie heute, nicht oft. Aber Du kannst es noch hundertmal sagen, so ist darum nicht weniger wahr, daß Du gelogen hast.“ Sie warf den Kopf zornig zurück und sah zum Fenster hinaus, während er ernster fortfuhr: „Du weißt, daß ich mich nie in Dein Vertrauen gedrängt habe, Lolo, wenn man es einem Freunde auch entgegenbringen kann, der nicht viel gehabt hat, aber Dir das Werthvollste in vollem Maße gegeben hat. Der wäre doch wenigstens einer ehrlichen Antwort würdig gewesen, statt solcher launischer Ausflüchte.“

Sie blieb einen Augenblick stehen, dann wandte sie sich zu ihm und sagte herzlich: „Nun ja, ich habe gelogen, Lardin, und Sie haben ganz recht, es war schlecht von mir. Warum sollte ich mich vor Ihnen, meinem besten Freunde, verstellen. Da, lesen Sie den Brief, und dann rathen Sie mir.“

Er sah sie einen Augenblick mit fast angstvollem Blicke an, ehe er den Brief nahm und las. Es mußte wohl eine unleserliche Schrift sein, oder er dachte gleich während des Lesens reiflich nach, denn er wollte gar nicht fertig werden. Endlich hob er den über das Blatt

gesenkten Kopf auf, reichte ihr dasselbe ohne ein Wort zu sagen, gieng zur Staffelei, nahm die Palette zur Hand und begann aus den verschiedenen Tuben Farben herauszudrücken.

Carola folgte ihm verwundert mit den Blicken und frug dann nach einer kleinen Pause: „Nun Freund und Meister, ist das Ihr Rath?"

Er wandte ihr den Rücken zu und sagte, in seiner Beschäftigung fortfahrend, rauh: „Was fragen Sie mich um Rath, wo Sie schon entschieden haben, das heißt ja doch nur: ‚Rath' mir gut, aber rath' mir nicht ab.'"

„Und was thun Sie denn also da?" lautete halb belustigt die Gegenrede. „Mich dauert das gute Stück Leinwand, das da zeitlebens halb bemalt bleiben soll, und ich will es fertig machen, so gut es geht."

Er beugte sich herab und wählte unter den Pinseln, während er die Zähne in die Unterlippe biß, daß sie weiß wurde.

Sie war zu ihm getreten, und legte die Hand auf seine Schulter. „Warum glauben Sie, daß ich schon entschieden habe?"

„Weil Sie, seit ich Sie kenne, immer zu vernünftig waren, um nicht jetzt zu einem Schwabenstreiche zu kommen."

„Lardin! — Ich wollte, Sie könnten sich entschließen, Ihre Ausdrücke etwas mehr zu wählen."

„Das thue ich ja. Immer diejenigen, die am deutlichsten sind", war die prompte Erwiderung des Malers, der sich inzwischen ganz ruhig vor der Staffelei installirt hatte und Farben mischte.

„Warum nennen Sie es einen Schwabenstreich?" fuhr Carola erregt fort, „warum soll ich nicht thun, was Jede thut, und durch eine vollkommen passende, vortheilhafte Verbindung mir ein befriedigendes Leben schaffen? Weil ich es bis jetzt nicht gethan habe? Und wenn ich Ihnen sage, daß ich dieses Lebens müde bin, daß ich diesen ewigen Kämpfen ein Ende machen will, die mich aufreiben. Arbeiten und arbeiten, von Früh bis Abend, sein ganzes Sein, sein Herzblut tropfenweise hingeben, um verspottet und bekrittelt zu werden von Ignoranten und Böswilligen. Sich demüthigen, kriechen und schmeicheln, um dadurch zu erlangen, was der Arbeit gebührt. Und immer und immer der bohrende Zweifel, die schreckliche Frage: Ist es wirklich wahr, daß du etwas leisten kannst, täuschst du dich nicht darüber, und Alles, was du schaffst, ist nur Pfuscharbeit? Sind die Andern die Kenner und du

der Ignorant? Das ist eine Hölle auf Erden, und ist es nicht zehnmal, tausendmal besser, nichts sein und nichts leisten zu wollen, und sich das Leben schön zu machen — wenn man's kann?“ Sie hatte sich in immer größere Erregung gesprochen, und ebensogut zu sich selbst, als zu ihrem Zuhörer; sie fuhr auch ganz überrascht zusammen, als ihre Frage eine Antwort erhielt: „Viel besser — wenn man's kann!“ Ihr Kopf wandte sich rasch mit einem mißtrauisch gespannten Ausdruck ihm zu. „Was wollen Sie damit sagen?“ „Daß es eben die Frage ist, ob man's kann.“ „Sie haben doch den Brief gelesen, er kommt von einem ehrenwerthen, guten Manne in schöner Lebensstellung.“

„Ich zweifle nicht. Von dem Herrn ist aber gar nicht die Rede, an ihn hast Du ja gar nicht gedacht — sondern von Dir. Gewiß ist dieser Brief sehr ernst gemeint, Du kannst auch auf diesen Brief in wohlgesetzten Worten antworten, daß Du den ehrenden Antrag mit Vergnügen annimmst, kannst dann ein prachtvolles, weißes Kleid anziehen, und in der Kirche unter diversen Thränenströmen verschiedener sehr achtbarer Muhmen und Basen Dein ‚Ja‘ stammeln — aber Dir das Leben schön machen — das kannst Du nicht mehr, wenn Du diese Staffelei in die Rumpelkammer geworfen hast.“

Carola trat nachdenklich näher, ließ sich in einen Fauteuil sinken und sah vor sich hin. „Warum glauben Sie, daß ich nicht mehr glücklich werden kann? Weil ich zu alt bin?“

Lardin sah sie mit einem merkwürdigen Blicke an, der ihr vielleicht Stoff zum Nachdenken gegeben hätte, wenn er ihr nicht entgangen wäre. „Weil Du Dich nicht mehr losreißen kannst, soviel Du auch versuchen magst, die Kunst ist ein Moloch, der uns mit Haut und Haar verschlingt, und vollends, wen sie einmal mit einem Lorbeerblatt beschenkt hat, der ist für alle Zeiten gefesselt. Du hast ganz Recht, es ist ein elendes Leben, ein Leben voll Demüthigung, Arbeit und Entsagung, aber Du hast vergessen, daß ein Augenblick des Erfolges uns für Jahre der trostlosen Mühe und Plage entschädigt, und so schön, so glücklich ist, wie nichts mehr auf der Welt; diesem Augenblick, genossen oder ungenossen, jagen wir Alle nach, für den geben wir unser Leben, unseren ganzen Menschen hin, und wenn wir auch den Augenblick entbehren können, das Ringen darnach können wir nicht mehr lassen. Ich kann Dir das sagen, Lolo — denn ich habe den Augenblick nie gesehen.“ Er hatte die Hand mit der Palette aufs Knie

sinken lassen und starrte ernst, fast abwesend in's Leere, während Carola, die Hände um die Knie geschlungen, mit vorgebeugtem Oberkörper, ihn ansah, verwundert, fragend, träumend. Selten, sehr selten hatte sie diesen Zug feierlichen Ernstes an ihm gesehen, und dann immer nur, wenn es sich um ganz unpersönliche Fragen handelte, die die Kunst betrafen. Sein Menschenherz hatte er ihr nie gezeigt, sie hatte nie gedacht, daß bei ihm überhaupt eines vorhanden sei, und jetzt überschlich sie ein Gefühl banger Scheu, einen Blick hinein zu thun. Lardin hatte von alldem nichts bemerkt, hatte sie gar nicht angesehen und fuhr jetzt in demselben Tone fort: „Das hätte ich ja fast verschmerzt — aber das Letzte, was ich noch gehabt habe, das hätte ich gerne behalten. Wie lange haben wir jetzt miteinander gearbeitet? Es muß schon lange her sein, denn ich erinnere mich kaum der Wüste, in der ich früher gelebt habe, bis ich auf einmal mein Leben wieder angefangen habe, in Dir, damals habe ich es wie ein unerwartetes Gnadengeschenk aufgenommen, Dir habe ich Alles gegeben, was ich in mir aufgespeichert hatte, und selber nicht zu Nutz und Frommen der Kunst auszugeben verstand. Ich habe schon lange aufgehört, darüber nachzudenken, ob der Flug mir wirklich zu hoch war oder der Parquetboden zu glatt, es war mir ja jetzt gleichgiltig, ich konnte ja die Höhe erreichen — in Dir. Ich habe es mir ja gleich gedacht, daß es so enden muß, aber es sind so lange Jahre vergangen, und jetzt — jetzt wirfst Du Deinen ganzen Reichthum, an dem auch ich gebaut habe, soweit meine Kräfte reichten, für ein sehr minderwerthiges Abendbrot hin, und weißt nicht, daß Dich nichts für das Verlorene entschädigen wird."

„Auch nicht die Liebe!" sagte sie leise, selbstvergessen, „die Liebe!" Er sah sie groß an, lachte kurz auf und sagte, mit dem Pinselstiel gegen den Brief deutend: „Glaubst Du vielleicht, daß Du den ‚achtbaren, guten Mann in schöner Lebensstellung' liebst? Weißt Du denn überhaupt, was lieben heißt?" Er begann wieder zu arbeiten, während sie aufgesprungen war, in tiefen Gedanken hin und her schritt und hin und wieder mit der Hand über die Schläfen strich.

„Weißt Du denn, was lieben heißt?"

Er hatte recht, tausendmal recht. Ihr Herz war kalt und stumm, dieses Herz, das so stürmisch wallen konnte, so hoch und begeistert schlagen, wo es die Kunst bewegte, regte sich jetzt nicht, als ob es sich nur um eine Rechnung handelte. Was konnte sie denn mitbringen

in die Gemeinschaft mit einem Manne, der ihr soviel bot — nichts als Bitterkeit und Mißtrauen und ein todtes Herz. Was war sie diesem Manne! Sie kannten sich kaum, kein Band knüpfte sie an ihn, während sie hier mit allen Fasern wurzelte. Hier waren ihre Gedanken entstanden, hier war sie aus einer charakterlosen Knospe ein Mensch geworden, alles verband ihr Wesen mit dieser Umgebung, aus der herausgerissen, sie dann wie ein Schifflein in's Meer gestoßen wurde. Kann sein, daß die Fahrt gut ausfällt, aber im besten Falle — kein Schiffbruch. Und dieser Mann, der dort saß, dem war sie Alles, nicht sie selbst, nur ihre Kunst, ihr Geist, und sie sollte ihm Alles nehmen, um es in's Meer zu werfen und selber — bettelarm zu werden — das wäre Wahnsinn oder Kinderei!

Ihr Kopf hob sich entschlossen, sie ging rasch auf die Staffelei zu, legte die beiden Hände auf die Schultern des Malers und sagte einfach: „Lardin — wir bleiben beisammen!“

Er athmete tief auf, wie wenn etwas Ueberwältigendes sich auf seine Brust gelegt hätte, schwieg einen Augenblick und rief dann: „Ist es wahr, Lolo? — Dann thu' mir den Gefallen und übermale den schrecklichen Baum da, den ich Dir im Eifer der Debatte hingepinselt habe, dann kann ja das Bild noch gut werden!“





Gedichte

von

S. Waldburg.

Von der See.

Es schläft der Wind, die Luft ist mild und rein,
Nur gold'ne Wölkchen segeln sanft einher,
Und tief durchdrungen von dem Abendschein
Ihn ganz erfassend liegt das große Meer.

Gleich einer Riesenperle — ja wohl auch
Gleich einer Riesenthräne sieht sich's an,
Die selbst des ew'gen Himmels ew'ger Hauch
Vom Erdenangesicht nie küssen kann.

Dich, Erde, lieb' ich nimmermehr,
Du hast mich nur betrogen;
Mein Herz gehört dem weiten Meer,
Den großen, wilden Wogen.

So ehrlich falsch ist diese See
Es singen laut die Wellen:
Nimm Dich in Acht — ich thu' Dir weh!
Kann jedes Glück zerschellen. —

Ein Sonnenstrahl.

Da huscht aus engem Wolkenthor
Ein kleiner Sonnenstrahl hervor,
Läuft über's Meer und küßt die Fluth
Und sagt: wie bin ich Dir so gut! —

Die wilde, große See erglüht;
Als wäre sie des Grollens müd',
So glättet sie das Angesicht. —
Dies that ein kleines Himmelslicht. —

Der Alte.

Ich sehe Tag für Tag den Alten
Am Strand auf einem Bänklein ruh'n;
Er muß die steifen Hände falten,
Die Hände können nichts mehr thun.

Die Beine wollen nichts mehr taugen
Sie wurden matt, sie wurden schwer; —
Er schaut mit müden, trüben Augen
Wie traumvergessen über's Meer.

Dort hat er sich umhergetrieben,
Dort — war er jung und froh und stark; —
Wohl ist die See dieselbe 'blieben
Ihm griff die Zeit in's tiefste Mark.

Doch wenn ein Schiff vorübergleitet,
Von schaumgekrönter Fluth umbraust,
Die Segel trotzig ausgebreitet,
Dann — ballt der alte Mann die Faust.

Blickt dann umher als wollt er sagen:
Du trock'nes Land, dich hab ich satt! —
Als sucht' er jemand, ihm zu klagen —
Daß ihn die See vergessen hat.

Regina del mare.

So manchen Stein hat schon die Zeit zersplittert,
So manchen Bau hat sie zu Fall gebracht;
Doch wenn der Mondstrahl auf den Wellen zittert
Erwacht Venedig's alte Zauberpracht.

Dann glänzen Lichter aus krystall'nen Scheiben,
Geschäftig huschen Gondeln hin und her
Auf Platz und Brücken buntbewegtes Treiben,
Und seine stolze Freundin grüßt das Meer.

Sie ruht in seinen weichen, starken Armen
Und athmet auf — sie lächelt vor sich hin,
Zu neuem Dasein fühlt sie sich erwarmen
Und spricht im Traum: noch bin ich Königin!





Gedichte

von

Martin Greif.

Ansage.

Ein Käuzlein rief vergang'ne Nacht
Vom Berg in's Dorf herein: komm' mit!
Lang horcht' ich hin, vom Ruf erwacht,
Doch enden wollt' es nimmer nit.

Wie's d'rauf vom Thurm die Zwölfe schlug,
So kam die Glock' in's Läuten gleich:
Nach unser'm letzten Athemzug
Führ', Herr, uns in das Himmelreich!

Der Scharnitzpaß.

Dunkler Tannen spitze Wipfel
Und darunter schroffe Gipfel,
Deren nacktes Felsgestein
In den Himmel reicht hinein.

Abgehoben von dem Bilde,
Als ein mattengleich Gefilde
Hang und Gründe, frisch gemäht,
Deren Duft nach oben weht.

Wo des Joches Klüfte gähnen,
Scheint das Thal sich auszudehnen,
Bis es wieder sich verengt,
Felsen nah' zum Felsen drängt.

Dicht am Paß der Aelpler Sitze
Mit des Kirchthurms grüner Spitze;
Schäumend aus der Berge Thor,
Grün auch bricht der Fluß hervor.

Johanni.

Am Abend vor Johanni
Muß mir ein Strauß herbei,
In den ich eingeflochten
Der Blumen neunerlei.

Ihn schieb' ich unter's Kissen
Als wüßt' davon ich kaum,
Ist mir der Schatz nur sicher,
Erscheint er mir im Traum.





Das Einschreiben.

Eine Studie aus dem Wiener Volks- und Schulleben

von

Auguste Groner.

Ein großer, vielfensteriger Bau ist es, dem heute der Besuch Vieler gilt. Jung und Alt strömt ihm zu; Gruppen bilden sich davor, und in jeder dieser Gruppen gibt es Kinder; fröhlich und selbstbewußt dareinschauende Kinder, denen man es anmerkt, daß sie den Ernst dieses Tages noch gar nicht begreifen, und auch wieder Kinder, denen die Angst von den gespannten Gesichtern abzulesen ist und die sich scheu hinter die Schürze ihrer Mutter flüchten.

Das sind solche Kinder, welchen elterlicher Unverstand mit diesem Tage und diesem Hause gedroht hat.

„Mutter, schau, jetzt wird aufg'macht", sagt ein kleines Mädchen, dessen große Augen unverwandt auf das Thor gerichtet sind, darüber goldene Buchstaben ehrfurchterzeugend im Sonnenlichte funkeln.

„Volksschule für Mädchen." — Die jungen Augen, welchen die freundlichen Lettern entgegenleuchten, können diese freilich noch nicht enträthseln, dennoch wissen ihre kleinen Besitzerinnen beiläufig, was über jener Thüre geschrieben ist; wissen, daß sie sich aus diesem Hause Kenntnisse holen sollen, die ihnen jetzt noch unendlich groß und überaus schwer erringbar erscheinen. Daher die Ehrfurcht und das Bangen, die Erwartung und die ängstliche Neugier.

„Müss'n w'r jetzt schon 'neingeh'n?" fragt unruhig das kleine Ding und faßt ihrer Mutter Hand fester.

„Nein, Lenerl. Sixt, sie mach'n ja 's Thor wieder zu."

„Wer is' denn das, die 'neing'gangen is'?"

„Das wird halt eine Lehrerin sein."

„Mutter!"

„Na, was denn?"

„Is' das mein' Fräul'n?

„Das weiß i' net."

„Das is' die Lehrerin von der vierten Class'," belehrt Frau Pomeisl mit einer gewissen Selbstgefälligkeit Mutter und Kind.

Die Frau Pomeisl, welche auch ihre Jüngste zum „Einschreiben" führt, kennt schon ganz genau die Verhältnisse an dieser Schule, der sie ja schon drei weibliche Pomeisl's anvertraut hat, während ebensoviele männliche Sprossen dieser wackeren Staatsbürgerin, in der nächstliegenden Knabenschule, trotz bester Leitung durchaus nicht auf dem Weg des Guten zu erhalten sind, worin sie ihren Schwestern gleichen.

Natürlich gehört aus diesem Grunde Frau Pomeisl zu den „gereizten" Müttern, welche nichts Gutes über Schule und Lehrpersonen zu sagen wissen. Ganz schüchtern erkundigt sich nun Lenerl's Mutter bei ihrer erfahrenen Nachbarin, wer denn heuer die erste Classe leiten werde.

„Wahrscheinlich die Fräul'n Z., die hat nämlich vorig's Jahr die fünfte g'habt und da muaß g'wiß jetzt wieder von unt'n anfang'n, das is' so eing'führt an dera Schul'."

„Da hat s' also dann die Lenerl fünf Jahr," meint gedankenvoll die junge, um das Geschick ihres Kindes besorgte Mutter.

„Heißt das, wann's net sitz'n bleibt, Ihner Lenerl, Frau Reisinger."

„Sitz'n bleib'n! Ah, das wirst d' m'r do net anthuan?"

Frau Reisinger schaut bei diesen Worten fast entsetzt auf ihr Töchterchen, das, voll Verlegenheit, nicht weiß, ob sie ihrer Mutter feierlich versprechen soll, daß sie „niemals sitzen bleiben wird" oder ob sie, diese fürchterliche Möglichkeit ahnend, einfach in Thränen ausbrechen soll.

Die Pomeisl, welche in dieser Beziehung reiche Erfahrungen hat, lächelt spöttisch über die Befürchtungen ihrer Nachbarin und sagt:

„I bitt' Ihnen, was machen S' denn für G'schicht'n? Was liegt denn d'ran, wann ein Kind zwei Jahr' in einer Class' sitzt? Heutig's Tag's, wo so viel von der Schuljugend begehrt wird, kann oft 's talentirteste Kind net nachkumma. Das seh' i' an die meinig'n."

Nun kann die sanfte, kleine Frau Reisinger doch ein Lächeln kaum unterdrücken.

Die jungen Pomeisl's sind, das weiß sie ganz genau, noch von Niemandem, als von ihrer Frau Mutter für talentirt angesehen worden

„Ja, ja, die Ihrigen hab'n auch repetirt," meint die Reisinger und es ist ein wenig Falschheit bei ihrem Bedauern, die Andere merkt es wohl und ärgert sich darüber, doch thut sie, als habe sie nur das Bedauern herausgehört und entgegnet: „Freili' hab'n s' sitz'n bleib'n müass'n. Mein' Größte hat d' Bürgerschul' gar net g'seg'n, und d'andern san a net bis in d' Achte kumma."

„Von was red'n S' denn, Frau von Pomeisl? G'wiß wieder von den Kindern," fragt eine fette Stimme, welche einer fetten Frau gehört.

Die Pomeisl nimmt eine vornehme Miene an, denn die Frau, welche sie so ehrfurchtsvoll „Frau von" genannt hat, ist ja nur eine ihrer „Büchelkundschaften". Bei diesen verdient wohl der Victualienhändler, schlechtweg „Greißler" genannt, am meisten, denn wer auf's „Büchel" nimmt, überlegt lange nicht so genau bei seinen Einkäufen, als Jene, die baar bezahlen; dennoch fühlt sich der Greißler ihnen gegenüber ganz richtig als Gläubiger und behandelt sie, wie man eben Schuldner behandelt, von oben her.

Das thut denn auch die Frau „von" Pomeisl.

Mit einem unmerklichen Nicken begrüßt sie ihre Kundin, welche, wie sie selber und wie fast jede der Frauen, die hier warten, ein Kind an der Hand führt.

Ein Kind? Nein, den Schatten eines Kindes. Ein junges Wesen mit graubleichen Wangen und müden Augen und mit einem Gesichtsausdruck, der deutlich zeigt, daß diesem „Kinde" Alles fehlt, was man gewöhnlich als unzertrennlich von einem Kinde annimmt: die unbewußte Lebensfreude, das naive Vertrauen und die anbetungswürdige Unschuld.

„Na, Frau Wiesmayer, lassen Sie Ihre Resi auch einschreib'n?," fragt herablassend die Pomeisl.

„Freilich, sie is' ja schon bald sieben Jahr alt."

„Und noch so kleinwinzig und so mager," meint die Greißlerin und streift dabei mit einem sprechenden Blick das hagere Kind und das dicke Weib.

„Ja du mein, bei der Resi hilft 's Beste nix. I' bin schon d' vierte Kostfrau, die s' hat und bei keiner hat ihr 's Ess'n ang'schlag'n. Wer weiß 's, von was für ein' schlecht'n Bluat als s' is'."

„Das is' wahr. So a Findelkind is' g'wöhnlich von vornherein zum Elend bestimmt, gar dann, wann's als einzig's Erbtheil von seine Eltern a Krankheit herumschleppt."

Die kleine Frau Reisinger, eines braven Arbeiters ehrbares Weib, beschäftigt sich während dieses Gespräches lebhaft mit den drei kleinen Mädchen, denn es thut ihr leid, daß deren junge Ohren solche Erörterungen hören sollen.

„Geht's Kinder, spielt's Euch," sagt sie dringlich, aber sie hat da nicht mit der natürlichen Befangenheit ihrer Lenerl, nicht mit der Plumpheit der Greißlerischen und nicht mit dem scheuen Trotz des seit jeher schlecht behandelten Findelkindes gerechnet.

Die Kinder glotzen einander an und ziehen sich schließlich hinter die mütterlichen Rockfalten zurück.

Das dicke Weib aber hat das Vorhaben der jungen Frau errathen und sie lacht laut auf über deren Zartgefühl.

„O je, mein' liabi Frau," spöttelt sie, „da derf'n S' kan Angst net hab'n. Mein' Resi wenigst'ns weiß in dera Beziehung mehr als mancher Große."

Das Kind, welches in dieser Beziehung mehr als mancher Große weiß, reckt eben verstohlen die Zunge gegen die Greißlerische heraus, weil diese, protzig wie ihre Mutter, ihre großartige Toilette recht merkbar mit den armseligen Gewandstücken vergleicht, die an Resi's hagerem Leibe schlottern.

„Was thuast d' denn, Du Fratz," fährt Frau Pomeisl die Resi an und wendet sich dann entrüstet zu deren Pflegemutter: „Ja, sag'n S' m'r nur, lass'n S' denn den Nick'l All's so ung'strafter hingeh'n?"

„Was hat s' denn g'macht?" beeilt sich die Wiesmayer zu fragen, und da ihr Auskunft wird, gibt sie mit viel gemachtem Zorn und mit viel natürlicher Kraft der Resi eine Ohrfeige.

Des Kindes Antwort ist nur ein tückischer Blick; zu weinen, einer solchen Kleinigkeit halber zu weinen, hat sie längst verlernt.

Eine Bewegung, welche in den Gruppen der Harrenden entsteht, unterbricht die Scheltrede, welche die Wiesmayer der Ohrfeige folgen läßt. Man drängt, so gut es geht, gegen das Schulthor. Die ganze

Situation erinnert an den Einlaß in's Burgtheater. Ein Schub ist drinnen; das Gros der Einlaßbegehrenden drängt sich ungeduldig und besorgt um die kleinen Hauptpersonen dieses Tages vor dem Schulhause, das, so groß es ist, sich doch im Vorjahre als zu klein für den lernpflichtigen Nachwuchs der umwohnenden Leute erwiesen.

Da wurde denn manches der Aufnahme heischenden Kinder abgewiesen, und selbst viele von denjenigen, welche aufgenommen worden waren, mußten sich der Ausschulung unterwerfen.

„Bin neugierig, ob heuer die meinige a wieder auf'n Kirch'nplatz abigeh'n muaß!" sagt ein brummiger Mann zu einem anderen, der neben ihm steht, und der meint beruhigenden Tones: „No, Sö werd'n halt hübsch weit weg von dera Schul wohnen."

„Ka G'spur net. I' logir glei da d'rüb'n und da g'hörat'n mir daher in d' Schul'; aber freili vorig's Jahr, da hab' i' mir a bißl z' viel Zeit lass'n mit'n Einschreib'ngeh'n und wia i am dritt'n Tag kumma bin, da hat 's g'haß'n, daß All's überfüllt is'. Na und da hab' i' mi' halt um a anderi Schul' umschau'n müass'n."

„Na, 's wird Ihrer Klein' a net g'schadt hab'n, wann's a Stückl weita geh'n hat müass'n. Is' ja a g'sund's, stark's Kind, wia ma siecht."

„Dös schon," entgegnet stolz der glückliche Vater, „aber dösmal werd' i mi ord'ntli ansetz'n, daß s' da unterkummt."

„Warum san S' denn gar so versess'n auf dö Schul?"

„Weil m'r sagt, daß s' ein gar so viel guat'n Ruf hat."

„A, lass'n S' Ihna net anplausch'n. Eine Schul is' wia d' andere, dafür sorgt ja 's Gesetz."

„Gesetz", spöttelt der Andere, „als ob's a Gesetz geb'n thät, das ein Lehrer oder eine Lehrerin verpflicht'n könnt', d' Kinder gern z' hab'n. Und seg'n S', mein liaba Herr, auf's gern hab'n kummt's an. 's Einmaleins kann jeder Lehrer seinen Schülern beibringa, aber 's Folg'n net. Zum Folg'n g'hört a Liab und a Anhänglichkeit und dö muaß a Lehrer den Kindern beibringa könna, sunst is' g'fehlt."

„No und glaub'n S', daß das net jeder Lehrer versteht?"

„G'wiß net. Meine Buab'n muaß i alle Tag in d' Schul' treib'n und was dort lernen, is' so viel wia nix. Thek'n kann i freili net gnua kauf'n, aber was find' i drinn, wann i eini schau: durchg'strichene Aufgab'n mit lauter Fünfer und Manderln. Is' das a Folgsamkeit?"

„Aber bitt' Ihna, was woll'n S' denn von die Kinder!"

„Nix, als daß eahna Pflicht thuan.“

„A Kind!“

„A Kind g'rad' so, als wia a Großer. Und das Pflichtgefühl müass'n s' eb'n in der Schul' lernen. Von mein Bruadern die Kinder dö hab'n 's schon g'lernt. Da versäumert kein's die Schul, und bei denen kummt's niamals vor, daß s' a Aufgab' lüaderlich oder gar net mach'n thät'n. Und wia's in der Schul sein, so sein s' a z'haus. Für eahnari Eltern und für eahnern Lehrer thät'n s' All's.“

„Da sein wohl a die Eltern darnach!“ meint, einen kleinen Seitenhieb führend, der noch nicht Bekehrte und erhält die sehr gleichmüthig gegebene Antwort: „Das is' richti, 's sein Leut' g'rad als wia i und mein Weib, kennen nix als d' Arbeit und no amal d' Arbeit, nur daß s' mehr Glück im Leb'n hab'n als wir zwei und daß sie si' aus den Grund net gar so von der Fruah bis auf d' Nacht abiplag'n müass'n. Desweg'n können s' a mehr auf d' Kinder schau'n.“

„Dös kann aber do a jeder Vater und a jede Muatta!“

„So? Mein liaber Herr! Glaub'n S' dös im Ernst?“

„G'wiß a no! Für was wär' ma denn a Vater, a Muatta, wann ma si' net mit seini Kinder abgeb'n wollt?“

„Alle Achtung vor dera Ansicht. Aber ka Erfahrung hab'n Sö net, mein werther Herr! I und mein Alte hab'n die unserig'n g'wiß a net weniger gern als Sö die Ihnerig'n, aber desweg'n können w'r uns do net um sie kümmern, das heißt um eahner Erziehung, denn die Zeit, die w'r zum Erziag'n braucher'n, die müass'n ma d'ranwend'n, daß s' a Brot kriag'n. I bin von der Fruah bis auf d' Nacht in der Fabrik, und mein Weib sitzt g'schlagene zwölf Stund' alle Tag bei der Nähmaschin' und hat net amal Zeit, das bißl Ess'n z'nehma und hia und da amal an Schnaufer z'mach'n.“

„Na ja, da is' 's freili ka Wunder, wann d' Kinder a bißl verwildern.“

„Verwildern, das is' der richtige Ausdruck, b'sunders für die Buam, dö ma ja do net 'n ganz'n Tag im Zimmer einsperrn kann. Na und seg'n S', dasselbe wird mit meiner Katherl sein. Bis jetzt hat sie si' nix verlangt, als bei ihrer Muatta z'sitz'n, aber das wird a anders werd'n, wanns mehr Kinder kennen lernt.“

„Na, das is' ja a ka G'fahr net!“

„Net? Wann s' alle die Unart'n sicht und alle die Red'n hört, die die „unschuldig'n" Kinder führ'n?"

„In der Schul' do net?"

„Da g'rad so guat als anderswo. Die Lehrer können ja a net bei jed'n Kind steh'n und controlir'n, was 's red't; das seh' i bei meini Buam, dö in der Schul' über gar viel auf'klärt word'n san, was net im Lehrplan steht."

„Na seg'n S', jetzt sag'n S' selber, daß 'n Lehrer ka Schuld trifft, wann d' Kinder nix nutz san."

„Wann er net jed'n 's Maul stopf'n kann — wann er aber ka Ordnung in seiner Class' hat, wann a jeder Bua thuan kann, was er will und wann's lebensg'fährlich is', wann ma g'rad zum Schulschluß in die Nähe vom Schulhaus kummt, wen trifft da die Schuld als 'n Lehrer?"

„Wen da d' Schuld trifft, dös kann i Ihna sag'n", mischt sich jetzt ein alter, martialisch aussehender Mann, der ein krüppelhaftes Kind sorglich auf dem Arme hält, in das Gespräch der Beiden.

„Na, wen denn?" fragt man zurück.

„'s G'setz, 's neuche G'setz, das vorschreibt, daß ma d' Kinder nur mit Glacéhandschuach anrüahrn derf, das d' Körperstrafen in der Schul aufg'hob'n hat."

„Ah, Sö san also für's Wichs'n."

„Da hab'n S' Recht, ja, i bin für's Wichs'n, für den Fall, als a Kind mit die Ohr'n durchaus net hört."

„Na hör'n S', das möcht' i m'r do verbiat'n, daß a Fremder meine Kinder durchhaut."

„Hau'n Sie s' net a manch'smal? Sö schau'n m'r wenigst'ns darnach aus, als ob S' a ord'ntlicher Vater wär'n."

„Das bin nachher i, der's haut und net a Fremder."

„Ah so, da glaub'n S', daß das Ihnern Herrn Buam weniger weh thuat oder daß's besser wirkt, als wann der Lehrer den Trotz, die Frechheit, die Faulheit auf diese leicht verständliche Art bestraft? Und „an Fremd'n" nennen S' den Lehrer. Is' der uns a Fremder, der aus unser'm eig'nen Fleisch und Bluat, für das wir in Bezug auf Erziehung so wenig thuan können (wie S' g'rad' früher selber g'sagt hab'n) erst „Menschen" macht? Is' der uns a Fremder, der sich täglich vier bis sieb'n Stund'n mit unseren Kindern plagt und ärgert? 's gibt gar viel Eltern, denen die Kinder nix als das armselige bisserl Leb'n

dank'n, Kinder, die ka g'scheid's, ka rechtschaff'n's Wort z' haus hör'n, die net amal das bisserl Liab z' haus find'n, das ma ihna schuldig wär', und denen die Schul' die anzige Rettung is' vor der eigenen Familie. Glaub'n S', daß denen ihr Lehrer a „a Fremder" is'? „A Fremder" bleibt er ihnen nur dann, wann dumme Eltern kan Respect vor ihm hab'n, wann's die Fratz'n aufklär'n, daß er gar, aber a schon gar ka Mittel hat, sie zu bestraf'n, falls s' nix nutz san, denn a Vermahnung, 's Aussistell'n, a Strafaufgab', 's „Hierbleib'n", und 's „Sitz'nbleib'n" san das Straf'n für a Kind, das no' gar kan Begriff von „Ehrg'fühl" hat? „G'spür'n" muaß ma a Straf', nachher erst is' 's ane."

„Das is' schon wahr!" meinte nachdenklich der Vater der schlimmen Buben und setzte hinzu: „Aber glaub'n S' net, daß a Frem- — daß a Anderer als die leiblich'n Eltern, an Kind leicht z' viel thuan könnt'?"

„Ja, san denn die Lehrer net zum allerwenigsten g'rad so g'scheid, als wia a Schuaster und a Hausmaster? Und wann dö wiss'n, wia weit als mit'n Straf'n geh'n derf'n, ohne eahnern Sprößlingen z' schad'n, so wird wohl a der Lehrer wiss'n, was für a Straf' 'n Leib nix schad' und der Seel' guat thuat. Und hör'n S' ma mit den „leiblichen Eltern" auf, 's hat schon manch'n „leiblich'n Vatern" geb'n, der sein Kind zum Krüppel g'macht hat und alle Aug'nblick hört ma, daß a „leibliche Muatta" eing'sperrt word'n is', weil s' ihr „leiblich's Kind" schlechter als 's Viech behandelt hat. Mit der „leiblichen Elternschaft" lockt man kan Hund mehr hinterm Ofen hervor. Schau'n S' Ihna nur um, wia verwahrlost, wia schmierig manches Kind herumlauft, wia schlecht und unerzogen so viele Kinder san, wo bleibt denn da das Elterng'fühl? A Katz' schleckt ihre Jungen ab, aber a Menschenmuatta laßt ihre Kinder gar oft ung'wasch'n und un'kampelt in d' Schul' geh'n, a Wolf tragt seinen Jungen Futter zua, bis sie si' selba an's schaff'n können, aber mancher Menschenvater versauft sein' Verdienst und laßt seine Kinder hungern."

„Das san Ausnahmsfälle."

„Na, woll'ns, daß 's d'Regel is'? D'nixnutzig'n Kinder aber san kane Ausnahmsfälle, dö san leider die Regel, und wer, als die Eltern, soll denn zu allererst dafür verantwortli g'macht werd'n? Do net die Lehrer, „die Fremden", dö nix als strenge Aug'n mach'n derf'n und dö sich den größt'n Grobheit'n von Seite der „Herren" Eltern aussetzen, wann sie sich unterstehen, auf häusliche Zucht zu dringen."

„Na, so arg is' wohl net!"

„So — net so arg? In aner Zeit, in der a ordentliche Frau weg'n Ehr'nbeleidigung gerichtlich abg'straft wird, weil s' an frech'n Schulbuam an „Raubersbuam" g'haß'n hat? In aner Zeit, in der a armer Handeljud net mehr auf d'Gass'n gehn kann, ohne daß a ganze Banda junger Antisemiten hinter ihm herschimpft und in der manches Madl roth wird über die Namen, die s' von junge Herr'n kriagt, die no net amal 's Einmaleins hersag'n können?"

Ein Ruck — wieder thut sich das Schulthor auf, und wieder wird eine Partie Harrender eingelassen.

Diesmal ist die Frau von Pomeisl darunter. Sie rauscht stolz an den armen Frauen vorüber, die sich bescheiden an die Wände des Corridores drücken, und pflanzt sich knapp an der Thüre des Aufnahmszimmers hin.

„Wia schaust denn aus!" sagt sie laut zu ihrem Töchterchen, das gar nicht „besonders" ausschaut, wenn man nicht ihr etwas verdutztes Gesicht, das sonst freilich das kecke Selbstbewußtsein des „reichen" Kindes zeigt, als etwas Besonderes nehmen will.

Frau von Pomeisl aber will Aufsehen erregen und — sie erregt es. Sie nimmt den mächtig großen Federhut von dem spärlichen Haar ihrer Hermine und klopft den Staub, der nicht darauf ist, umständlich ab.

„Hat 12 Guld'n kost't, der Schmarn," sagt sie dabei so nebenhin zu den Nächststehenden, „und jetzt gengan schon d'Federn auf. Na ja, mir san am letzt'n Sunntag in an offenen Fiaker in Prater 'nunterg'fahr'n, und da hat uns der Reg'n derwischt."

Die Blicke der Bewunderung, welche das federgeschmückte Ungethüm auf sich zieht, und die Seufzer stillen Neides, welche hörbar werden, thun der reichen Greißlerin unsäglich wohl und darüber wird sie sanft und leutselig, was der lebhafte Tratsch beweist, in welchen sie sich einläßt und in welchem sie natürlich das große Wort führt.

Endlich öffnet sich die Thüre, und mehrere Parteien werden in die Aufnahmskanzlei eingelassen.

Die erste, welche über die Schwelle rauscht, ist natürlich die Pomeisl.

„Gut'n Morg'n, Herr Director. Da bring' ich Ihnen meine Jüngste!"

Mit diesen Worten nähert sie sich dem Oberlehrer, welcher mit scheinbar flüchtigem, aber in Wahrheit scharfem Blick aufschaut.

„Wie heißen Sie?" sagt er, sichtlich ungerührt von dem zutraulichen Wesen der Frau.

„Ja kennen S' mi denn net, Herr Director? I bin die Pomeisl und hab schon drei Madln in dera Schul' g'habt."

„So, die Frau Pomeisl sind Sie — nun hoffentlich wird Ihre Jüngste nicht werden, wie ihre Schwestern sind." Er hebt bei diesen Worten den Kopf der kleinen Pomeisl empor und schaut ihr forschend in das Gesicht. Er muß nicht gefunden haben, was er gesucht, denn rasch läßt er das Kind los — und wendet sich zu einer jungen Dame, welche vor einem dicken Folianten sitzt, dessen Seiten vielfach mit Linien durchzogen sind.

„Bitte, Fräulein, nehmen Sie das Nationale der Kleinen auf."

Ein Wink, und Frau von Pomeisl, die merklich bescheidener geworden ist, macht sich bereit, die Fragen, welche schon so oftmals, als sie Mutter ist, an sie gestellt wurden, zu beantworten, indessen der Oberlehrer sich zu einer anderen Frau wendet, und mehrere derzeit unbeschäftigte Lehrkräfte sich leise plaudernd über die Anwesenden unterhalten.

„Wie heißt das Kind?" fragt die Lehrerin, die Feder in die Tinte tauchend.

„Wie mein' Jüngste haßen thuat? G'rad so, als wia ihr Tant', die a ihr Godl war, 's war d'ältere Schwester von mein' Mann, Gott hab's selig, 's war a guati Haut, vorig's Jahr is' g'storb'n . . . . "

„Das ist sehr betrüblich, aber es gehört nicht hierher. Sagen Sie mir nur, wie dieses Kind heißt, oder geben Sie mir lieber gleich seinen Taufschein."

„Da is' er."

„Und der Impfzettel?"

„Den hab i in der Schnelligkeit net glei' g'funden."

„Nun, wir werden ja gleich sehen, ob das Kind geimpft ist," meint die Lehrerin und streift die kurzen Aermel der Kleinen zurück.

„Hermine Pomeisl, geboren am 12. Juli 1887 zu Wien in Niederösterreich. Katholisch?"

„Wia glaub'ns?"

„Ob sie eine Katholikin ist?“

„A dös beziagt sie auf d’Religion. No wiss’n S’, Fräul’n, mir g’hör’n halt in d’Josefi-Pfarr.“

„Schon gut. Name und Stand des Vaters?“

„Victualienhändler is’ er und Vicenz haßt er, und nebstbei hab’n m’r a Haus in der Brigittenau.“

„Das interessirt uns nicht. Wo wohnen Sie?“

„Glei um d’Eck.“

„Das ist doch keine Adresse.“

„Na alsdann, g’nauer g’sagt, in der Neugass’n Nummerer neuni.“

„Gut. — Sie sind fertig.“

„I thät schön ersuchen Fräul’n . . .“

„Nun?“

„Wem kriagt s’denn?“

„Sie meinen, welche Lehrerin? Das ist noch unbestimmt. Uebermorgen werden Sie es erfahren.“

Die Pomeisl ist noch nicht gewillt, zu gehen und setzt eben zu einer neuen Frage an, aber — als wäre sie Luft, schaut die Lehrerin dicht an ihr vorüber und winkt eine schmächtige Frau herbei, welche soeben vom Oberlehrer freundlich entlassen wurde.

Da sich die reiche Greißlerin abgethan sieht, zieht sie sich, innerlich grollend, aber äußerlich liebenswürdig lächelnd zurück.

„Na Frau von Pomeisl, is’ für Ihner Hermine no a Platz g’wes’n?“ fragt die mittlerweile in den Corridor gelangte Wiesmayer, und die Pomeisl lächelt sieghaft:

„O jegerl, wann i Zehni hätt, ’brächt i’ s’unter. ’s san ja kani Communekinder.“

„Hochmüathige Gredl — i weiß ’s no recht guat, wia ma mit anander in’s Nah’n ganga san und wias g’rad so guat wia i, z’riss’ne Schuach ang’habt hat.“ So sagt die dicke Wiesmayer, ihr nachblickend, zu der neben ihr stehenden Frau, und diese, rasch verstehend, meint: „Na ja, mit den alt’n Greißler hat s’ halt a Glück g’macht und dös waß ma ja, wann d’r Bettler auf’s Roß kummt, kann eahm d’r Teuf’l net derreit’n.“

Drinnen, im Aufnahmezimmer streichelt derweilen eine der Lehrerinnen ein blasses, schmales Kindergesicht.

„Also das ist Ihre Zweitälteste, liebe Frau Müller?“ fragt sie herzlich die bettelhaft aussehende Mutter des Kindes, und diese nickt wehmüthig stolz.

„Unter fünfen, ja Fräul'n, und kein' Mann mehr dazu, und nur ein' schlecht'n Verdienst.“

„Aber eine Tochter, auf welche Sie stolz sein können. Ihre Anna war meine bravste Schülerin, und dieses Kind schaut mir auch ganz darnach aus, als ob es klug und brav sein könnte.“

„Das is' s', liabi Fräul'n, das is' s'a wirkli, und darum is' 's mir doppelt liab, daß s' zu Ihna in d'Class' kummt, da wird wenigst'ns was aus ihr.“

„O liebe Frau, wir müssen Alle unsere Pflicht thun.“

„So weit als 's a Jed's thuan kann — g'wiß, na und Sie, Fräul'n, Sie thuan, das wiss'n w'r alle, viel mehr als Ihna Pflicht, weil's für a jed's Kind wia a Muatta san.“

Feuchten Auges schaut das arme Weib in das liebe, alte Gesicht der Lehrerin. — Diese ist wirklich noch ein Fräulein, eine alte Jungfer, aber nichts an ihr zeigt von Herbheit, von Schärfe, von Verbissenheit, denn sie hat niemals Zeit gehabt, grämlich zu werden; wenn man dem Wahren, Guten und Schönen dient, versauert man nicht — und — wer könnte bitter werden, wenn er immer und immer mit Kindern verkehren darf, mit diesen lieben, frischen und ja doch nicht immer angefaulten Menschenblüthen.

Weil sie ein halbes Menschenalter lang eifrig ihrem mühsamen Beruf oblag — ist sie innerlich jung und warm geblieben und mit dieser Frische und Wärme, die ihr Aller Herzen gewinnen, drückt sie die Hand der armen Taglöhnerin und sagt lächelnd. „Ich habe ja selber keine Kinder, da muß ich ja die anderer Leute lieb haben.“

Die beiden, so verschiedenen Frauen verstehen sich, als ob sie Schwestern wären, das beweist der feste Händedruck und das Lächeln, mit dem sich ihre Augen grüßen, ehe sie von einander gehen.

Die protokollführende Lehrerin hat inzwischen einen harten Strauß auszufechten. Ein böhmischer Vater gibt sich die größte Mühe, im schlechtesten Deutsch der Dame begreiflich zu machen, welch' ein Ausbund an Gescheitheit sein — stumpfnasiges Ebenbild sei.

Es liegt etwas Wild-Zärtliches in der Begeisterung, mit der er auf sein Kind niederschaut, mit der er dessen zottiges Haar glättet und

dessen viereckiges Gesicht streichelt. Ob er sein Blut so sehr darin liebt — oder ob dieser komische und doch auch wieder rührende Stolz der Race gilt, die in Babinka Spacil so deutlich zum Ausdrucke kommt!?

Auch die Lehrerin legt ihre Hand auf Babinka's Schulter und forscht in den kleinen, verlegen blinzelnden Augen nach dem Grade der Intelligenz, die väterliche Liebe oder väterliche Eitelkeit in diesem wuchtigen Kopfe entdeckt hat. Da fühlt sie ihre Hand berührt, des wackeren Böhmen schwielige Finger fahren zärtlich darüber hin. Ob sie Babinka gern haben wolle, fragt er sie, und da nickt sie mit einem aufrichtigen Lächeln, und er — er beugt sich über ihre weiße Hand und küßt sie stürmisch, dann stolpert er mit der rothblonden Babinka über die Schwelle.

„Da haben Sie ja eine Eroberung gemacht," lacht der Oberlehrer, während das junge Mädchen fast verlegen ihre rothgeküßte Hand betrachtet und dann hastig die nächsten Parteien heranwinkt.

Da ist eine elegant gekleidete Frau mit guten Manieren, die ihr Töchterchen vor sich hinschiebt und es offenbar diesem überlassen will, die üblichen Fragen zu beantworten. Das Fräulein merkt es sofort und wendet sich demnach an das Kind.

„Nun Schatz, wie heißest denn du?" beginnt sie das Verhör.

„Charlotte."

„Also „Karoline", und wie noch?

„Mama, heiße ich denn nicht Charlotte?" fragte verdutzt das Kind. Mama lächelt und meint: „Vielleicht schreibt dich das Fräulein doch als ‚Charlotte Kohlreiter' ein."

„In eine deutschsprachige Schule paßt eine „Charlotte" nicht, besonders nicht eine Charlotte Kohlreiter," entgegnete ruhig die Lehrerin und setzt freundlich hinzu: „Weiter; Karoline Kohlreiter."

„Wann bist du geboren?"

Das Kind gibt correct das Datum seiner Geburt an.

„Gut, Kleine, und dein Vater, was ist dein Vater?

„Mein Papa ist Tailleur."

„Also dein Vater ist Schneider."

„Mama, habe ich denn keinen Papa?" fragt nun schon verdrossen die kleine Karoline und wendet sich zu ihrer ebenfalls verdrießlich gewordenen „Mama".

„Mein Kind, sei froh, daß du einen Vater hast,“ meint lächelnd die Lehrerin, da zupft sie ein dickes Händchen am Arme.

„Ich hab' auch einen „Vatter“, sagt ein helles Stimmchen, und glückliche, stolze Kinderaugen blicken in das freundliche Gesicht — das sich ein wenig überrascht umwendet.

„Hast du auch einen Vater? Du liebes Herzchen, gelt, da bist du halt froh?“

Die Kleine nickt und zieht sich dann verschämt hinter die junge Frau zurück, die, tadelnd und zärtlich zugleich, nichts anderes sagt, als „Aber Lenerl!“

Eine ganze, vortreffliche Erziehungslehre von vielen Bänden liegt in diesen zwei Worten, und unwillkürlich neigt die Lehrerin achtungsvoll das Haupt vor dieser Mutter.

Bald ist das Nationale der Schneiderstochter in das Buch eingetragen, und die Protokollführerin erwartet, daß sich Mama Kohlreiter zurückziehen werde. Das geschieht aber nicht.

„Nicht wahr, Fräulein, mein Kind wird in der ersten Bank sitzen,“ bittet sie, und das Fräulein, dem solche Bitten schon gar oft vorgekommen, entgegnet mit angenommenen Ernste: „Aha — da hat Ihre Kleine also ein Gebrechen. Sie ist wohl schwerhörig?“

„O nein!“ Mama Kohlreiter ist sehr verwundert.

„Also sieht sie schlecht?“

„Auch das nicht.“ Die Verwunderung steigt.

Die Lehrerin betrachtet aufmerksam das Kind von oben bis unten und schüttelt dann den Kopf. „Krüppelhaft ist Karoline auch nicht, hat sie ein inneres Leiden, das die besondere Aufmerksamkeit ihrer Umgebung erheischt?

Die Gattin des „Tailleurs“ schüttelt sprachlos den Kopf. Und nun scheint der Lehrerin eine neue Idee zu kommen, sie sieht plötzlich streng darein und sagt leise „dann müssen Sie mir sagen, welche schlechte Angewohnheiten Ihr Kind hat, die es nöthig machen, daß es stets überwacht wird.“

Jetzt ist Karolinens Mama entrüstet.

„Ja, was glauben Sie denn?“ fragt sie erregt: „Mein Kind ist sehr brav und eben deshalb möchte ich, daß sie auf einem Ehrenplatz sitzt.“

„Ah so!“ macht das Fräulein und wird wieder heiter, unangenehm heiter, so meint die empfindsame Frau, „da muß ich Sie

nur gleich darüber aufklären, daß fast jede Mutter ihr Kind auf diesem sogenannten Ehrenplatz sehen möchte, und daß wir demnach lauter „erste“ Bänke brauchten, daß aber ich, zum Beispiel, die vorderen Bänke für schwerhörige, schwachgesichtige, kränkliche und unartige Kinder reservire, da ja diese die meiste Rücksicht und die größere Aufsicht brauchen.“

„So, so — da kommen also die Braven nach hinten?“ fragt kleinlaut die also Belehrte.

„Die Braven ja, und die Gesunden, und wir wollen hoffen, daß Ihre Karoline darunter ist, und daß sie den Platz, den sie innehaben wird, dadurch zu einem Ehrenplatze macht, daß sie daselbst sich gute Classen erwirbt — so — und nun kommen endlich Sie daran, liebe Frau.“

Mit einem freundlichen, ernsten Kopfneigen entlassen, zieht sich nun Frau Kohlreiter zurück, und an ihrer Stelle tritt unsere Bekannte, die Frau Reisinger.

Lenchen hat längst mit ihren scharfen Kinderaugen erkannt, wie gut „die Fräul'n“ ist, und so hat sie denn jetzt Courage genug, frei nach Karoline Kohlreiter, die Fragen der Lehrerin selber zu beantworten.

Sie lehnt sich zutraulich an das Knie der Schreibenden und gibt mit leuchtenden Augen an: „I heiß' Leni, und wir sein Schuster.“

„Magdalena Reisinger“ vollendet die junge Frau die köstlich naive Vorstellungsweise ihres Töchterchens und setzt rasch hinzu: „Schustergesell' is' mein Mann.“ Die brave Frau will die etwaigen hochfliegenden Vorstellungen des Fräuleins, bezüglich der Stellung ihres Mannes, bei Zeiten auf das rechte Maß zurückführen.

„Ja — und i hab' noch ein „Namen“, fällt Lenchen lebhaft ein; da wird ihre Mutter bitterlich verlegen und entfaltet langsam einen vergilbten Zettel. Es ist ein sogenannter Kopfzettel, wie er im Findelhause den daselbst geborenen Kindern ausgestellt wird, und dieser Kopfzettel verräth eine Liebesgeschichte, welche diesem sanften, zartgebliebenen Weibe zur Leidensgeschichte geworden ist.

„Mein Franz hat mein' Lenerl auf sein' ehrlich'n Nam' schreib'n lass'n, wie er mi g'heirat' hat,“ sagt die junge Frau verwirrt, und erschöpft sich dann im Lobe ihres „Franz“, der ihr's niemals nachtrage, daß die Lenerl ihr einziger Besitz gewesen, als er sie zum Weibe genommen.

„Denk'n S' desweg'n net schlecht von mir, liabi Fräul'n," sagt sie am Schlusse ihres kurzen, leid- und glückvollen Berichtes, und helle Dankbarkeit strahlt aus ihrem Gesichte, als ihr ein herzlicher Händedruck zeigt, daß man auch hier nicht schlecht von ihr denke.

Die kleine Lenerl begreift offenbar nicht, warum ihre Mutter so bewegt ist, so bewegt und so demüthig.

Sie denkt eben nur mit unbewußtem Stolz daran, daß diese Frau ihre Mutter ist, das heißt jene einzige Frau, mit welcher sich Nichts und Niemand vergleichen läßt.

Und was die Kleine noch an diesem Tage zum erstenmale mit Stolz empfindet, ist — daß sie auch einen Vater hat.

Daß dieser Vater das ehrsame Handwerk Hans Sachsens ausübt, ist dem Kinde eine ebenso imponirende Thatsache, und eines Ministers Tochter könnte nicht stolzer auf den Stand ihres Vaters sein, als es das arme Schusterlenchen ist, das jetzt mit seiner Mutter durch eine Seitenthüre das Haus verläßt.

Ganz ernst und doch sichtlich stolz trippelt sie dahin, plötzlich faßt sie ihre Mutter an der Hand.

„Na, Lenerl, was is' d'r denn?" fragt die Frau, und die Kleine schaut mit Herablassung auf einige Knirpschen, welche neben einem Schotterhaufen spielen, und sagt: „Gelt Mutter, jetzt bin i a Schulkind?"

Die Mutter nickt und drückt die kleine Hand und schaut mit gedankenvollen Augen auf ihr Kind nieder, das so freudig den ersten Schritt in die Welt gethan — in die Welt, die so voll Sonnenschein und so voller Schatten ist und die einem jungem Geiste so Vieles aufzulösen gibt.

Ob Lenchen bestehen wird — in der Schule und im Leben?

Das fragt sich das arme Weib, als es feuchten Auges auf das Kind niederschaut und sinnend wiederholt: „Ja, jetzt bist du ein Schulkind."





Fragmente aus dem Orient.

Von

Hans Grasberger.

I. Zur See.

Ausfahrt.

Ein Laut urwüchs'ger Sehnsucht ist das Meer;
Der Osten ein noch ungestümer Hoffen:
Zu beiden Weiten steht das Thor mir offen,
Hinaus, wo Licht und Wasser allumher!

Und nach Gestaden strebt mein heiß Begehr,
Die von des Geistes Strahle längst getroffen,
Da Nacht noch zwischen uns'rer Berge Schroffen
Brütet' in Wald und Sümpfen, dumpf und schwer.

Was Schönes, Weises, Edles uns zu Theil,
Die Kunst, die Wissenschaft, das Seelenheil,
Es ist des Orients, des Orients.

Nur Einen Blick in dieses Sonnenland!
Dann leite mich an deinem Gängelband,
O Heimat, wo 's auch sei und welchen End's.

Auf hoher See.

O sieh', die Masten schwanken Wipfeln gleich,
Die Segel breiten sich wie stolze Flügel!
Und rücken drohend an die Wellenhügel,
Sie schmiegen unter unsern Kiel sich weich.

Wir wagen kühnen Ritt durch's Fluthenreich;
Der Steurer hält in fester Hand den Zügel
Und der Matrose bleibt in Sitz und Bügel,
Trotzend der Nacht und jedem Wetterstreich.

Nur Licht und Farbe beut der weite Plan;
Unendlich ist die Sicht uns aufgethan;
Erangelbar ist keine, keine Näh'.

Ob wir auch hasten, es verschlägt nicht viel;
Vorerst dem Geiste zeigt sich nur das Ziel,
Und stark zu fühlen gilt's auf hoher See.

An Ithaka vorüber.

Odysseus' Heimat! bergig, arm und klein!
Um sie doch läßt er Scheria's heit're Pracht,
Wo hehr der Blick Nausikaa's ihm lacht,
Kalypso's Insel und der Kirke Hain.

O Heimat, unergründlich tiefe Macht,
Du holst den Sohn, der dir entflohen, ein,
Du bist des fern Verschlag'nen rege Pein
Und du nur bettest den Unstätten sacht!

Dich wiederfinden, das ist Glück und Gnade.
Wie sehnt sich heim auf seinem irren Pfade
Der Dulder, doch sein Müh'n und Späh'n ist Wahn.

Er landet endlich, ja, doch weiß er's nicht,
Er schläft — und schlafend langen, ohne Licht,
Im Hafen wir der letzten Heimat an!

Vollmond.

Es ist der Mond! Er wandelt über's Meer
Sich hoch erhebend und uns doch so nah',
Als reichten in sein Silber Mast und Raa,
Wiewohl er weder Grenzen schaut noch Wehr.

Die Flut begreift ihr Ungestüm nicht mehr,
So weich, so leicht ergossen liegt sie da —
Dies Flimmern auf und nieder schläfert ja —
Und lauscht dem Schimmerweben allumher.

Der Sonn' entstammt als glühem Streitgestirn
Des Goldes Reiz, des Glückes Ungefähr,
Die Schwielenhand, das fiebernde Gehirn;

Wer aber sänftigt den vermess'nen Sinn
Und nimmt den besten Theil der Sehnsucht hin?
Es ist der Mond — er wandelt über's Meer.

Wracks.

Welch' grauf'ge Knochen ungeschlachter Thiere,
Welch riesiges Gerippe bleicht am Strand?
Zur Hälfte nur entragt's dem Dünensand,
Und immer neu beleckt's die Fluth, die giere.

Wir zählen drei der Leiber oder viere;
Wohl galt es einen Kampf, den Keins bestand,
Bis Ein's das And're würgend überwand,
Bis sie zerfleischt sich hatten Herz und Niere.

Betroffen wich ob so gewalt'gem Ringen
Das Meer zurück, die Erd' erbebt im Grunde,
Warum verschlang sie's nicht mit jähem Schlunde? —

Zerschellte Schiffe sind der Spuk. Noch hingen
Vom Tauwerk Fetzen d'ran —. Wie Sturmesgruß
Schüttert's den Dampfer, der vorüber muß.

An's Land.

An's Land, an's Land! Wer säumte mitzukommen?
Ein Heimgefühl erweckt der kahlste Strand
Und inne wird der schweifende Verstand,
Daß wir der Erde, nicht der Fluth, entnommen.

Antaeos wird auch auf dem Dünensand
Erstarken, wenn er müde sich geschwommen,
Und eh' wir noch den stolzen Berg erklommen,
Gefällt uns schon der grüne Küstenrand.

Da ragt ein Fels und wehrt dem scharfen Wind;
Die Quelle rauscht, und blumig ist ihr Saum;
Und kühlen Schatten spenden Busch und Baum.

Lacertchen huscht vorüber blitzgeschwind,
Und durch die Lüfte schwirren stolze Flüge:
Und solches Leben böte kein Genüge?

II. Unter dem Halbmond.

Kreuz und Halbmond.

Das Kreuz des Südens ist an uns gekommen,
Den nord'schen Halbmond wählt Ihr Euch zum Zeichen:
Sie beide sind am Himmelsrund entglommen,
Es ist das Licht, durch welches sie sich gleichen.

Ein Ziel ist aufgerichtet allen Frommen,
Ob auch die Pfade von einander weichen,
Auf dieser Seite wird der Berg erklommen,
Doch auch von jener läßt er sich erreichen.

Und weist der eifernde, der Volksprophet,
Wie Christus nicht, der milde Menschensohn,
Empor zu Gottes ew'gem Strahlenthron?

Ob anders Euer Fasten und Gebet,
Ob sandig Euer Weg und uns'rer steinig,
Im Einen Allerbarmer sind wir einig.

Gründungssage.

Zwei Brüder hatten ein gemeinsam Feld
Und in die Garben sollten sie sich theilen.
Da denkt der Eine: Meinem Bruder fehlt
So Weib als Kind, um gern daheim zu weilen;

Ich mehr' ihm seinen Theil beim öden Zelt
Und daß die Nacht es hehle, will ich eilen.
Der And're denkt: Mein guter Bruder zählt
Der Mäuler mehr; ich will das Unrecht heilen

Und leg' ihm von dem Meinen zu, heutnacht!
So gab denn Dieser und Entschäd'gung bracht'
Ihm Jener, bis der Wandel trat zu Tage.

Als kund nun ward der edle Widerstreit,
Erschien der Beiden Feld gebenedeit
Und werth, daß es die Stadt, die heil'ge, trage.

Straßenleben.

Wie bunt sich Bilder hier an Bilder reihen!
Kein leis Kameel, kein lauter Eseltreiber
Beirrt den Wechsler, den Barbier, den Schreiber,
Den Koch und was noch sonst hantirt im Freien.

Es gehen Tränklein um und Spezereien,
Um süßes Röhricht kauern näsch'ge Weiber,
Auf Wink des Gauklers züngeln Ringelleiber
Und den Erzählern lauscht man schier wie Weihen.

Ein Beter kniet — so mannhaft ist der Glaube! —,
Daneben aber schlürft man vor'm Café
Den Mokkasaft und schmaucht sein Nargileh.

Zu trauter Zwiesprach eint des Hauses Laube,
Doch mehr noch, wenn des Tages Glanz gemach
Verbleichen will, das kühle flache Dach.

Bachschisch!

Dem Bachschisch öffnet sich der Orient,
Dem Bachschisch thut sich sein Geheimstes auf;
Er löst die Zunge, macht den Arm behend
Und bringt den Fuß, des Lahmen Fuß, in Lauf.

Das Käppchen macht doch nicht schon den Dulbend,
Auf jede Kuppel kommt zuletzt der Knauf,
Und die die beste Schraube, hat kein End',
Und regnets, stellt sich auch noch ein die Trauf':

O wer des Bachschisch Grenz' und G'nüge kennt,
Der hat, Unendlichkeit, dein Reich ermessen,
Dich, Ewigkeit, bis auf den Kern durchdacht!

Gesetzt, es gibt der ganze Occident
Sich als Tribut dem Süden hin: habt Acht,
Es fehlt noch was, der — Bachschisch ist vergessen!

Der Hadschi.

Was ich mir an mein Häuschen pinseln ließ,
Darüber, junger Freund, erstaunst Du groß;
Ob Du's erkennst, ist freilich ungewiß,
Es ist ein rothes Schiff, ein blaues Roß.

Mir ist ein Vorgeschmack vom Paradies,
Was Dich als ungeschlacht vielleicht verdroß,
Und eh's so war, daß ich mir's machen hieß,
Ein Meer von — Wandermühsal mich umfloß.

Ein Hadschi bin ich, und aus Mekka's Thoren
Ließ Allah unversehrt mich heimgelangen,
Erwandert Heil, das bleibt uns unverloren!

Und jetzo, komm' ich zur Moschee gegangen,
So grüßt mich Jung und Alt als auserkoren,
Und Vorwurf weckt mein Anblick oder Bangen.

Dattelpalmen.

Ihr schlanken Dattelpalmen, nehmt in Hut
Des armen Fellah nied're Siedelung
Und seid sein Stolz, sein wohlgezähltes Gut,
Sein grüner Wimpel mit gelass'nem Schwung.

Als tränkt' euch immer noch Erinnerung
An weit und still ergoss'ne Sommerflut,
So leicht und frisch entschwingt ihr euch, so jung
Dem Hügel, den schon dörrt der Sonne Gluth.

Um eu're Kronen kost und kräuselt Rauch;
Ihr wurzelt in der Scholle, steht gesellt,
Und wie beliebt, so seid gefeit ihr auch.

Wann hätt' euch je der rothe Blitz gespellt,
Geknickt der Sturm, verbrannt der Wüstenhauch,
Und wann des Kriegers Eisen euch gefällt?

Das Kameel.

Dein Wuchs ist Eigensinn ein jeder Zoll!
Kameel, du scheinst aus dürrer Vorzeit Tagen
In's blüh'nde Heut', ein Spuk, hereinzuragen,
So Zerrbild ganz, so häßlich-ausdrucksvoll.

Wer schön dich finden wollte, wäre toll;
Dein Köpfchen, ja, das such'st du hoch zu tragen,
Doch mußt den trock'nen Blick du niederschlagen,
Falls schwanenhaft dein Hals gemahnen soll.

Wie grimm du thust, es stimmt uns doch nur heiter
Dein Stelzengang, dein Höcker spitz und rund,
Dein schlappig Hängemaul, dein knorrig Knie.

Und dennoch, hebst du dich mit deinem Reiter
Langschattend, wandernd ab vom Wüstengrund,
So bist ein Bild du reis'ger Poesie.

Naturleben.

Ein Labyrinth von Formen, Farben, Duft!
Das nickt und nöthigt, bis man dessen achtet!
Kein Dornstrauch, der nicht auch zu prunken trachtet,
In Kronen, Schirmen, Wipfeln spielt die Luft.

Ein Blüthendickicht, wo der Abgrund nachtet,
Ein Blättersturzbach, wo der Fels sich stuft,
Ein Zaubergarten über Grab und Gruft:
Das ist kein keusches Prangen mehr, das prachtet!

So buntdreist sieht's in Südens Landen aus,
Doch in der Leute ruhigem Gebaren
Ist gleicher Sinn und Wandel zu gewahren.

Im Norden kennt man Wiese, Wald und Feld
Als Eines je, doch tausendfach gesellt,
Und nur in unsern Köpfen wuchert's kraus.

Heimverlangen.

Zu viel des Gold- und Edelsteingeflimmers!
Nach Stahl und Silber sehn' ich längst mich wieder,
Die stärk're Luft ermuthigt das Gefieder,
Das kalte Wasser ist die Lust des Schwimmers.

Nicht fechten uns Mosquitos an und Schlimmer's,
Wenn in das Gras wir strecken uns're Glieder,
Und nicht betäuben will der heim'sche Flieder,
Und was im Hohlweg glitzert, ist des Glimmers.

Zu schwärmen stimmt der Sterne mild're Pracht,
Wir schau'n entzückt die Früh- und Abendröthen,
Und haben kaum des Samum Brand vonnöthen.

Was träumt sich wohl die tausendeine Nacht
Von Schnee, von Gletscherblink und grüner Halde,
Vom Alpenglühn', und was vom deutschen Walde?

III. Schlaf, Tod und Auferstehung.

Nach dem Koran.

Die Schlüssel des Geheimnisses hat Er,
Der als des Frucht- und Samenkornes Spalter
Aus Todtem zieht das Leben, ein Erhalter,
Und Tod aus dem, was grünt und lebt umher.

Und nicht ein Blättchen fällt, ein müder Falter,
Das nicht in seinem Buch verzeichnet wär',
In welchem Euch die Frist, die Wiederkehr
Und Euerm Thun die Wächter steh'n und Walter.

Er ist der Machtherr über seinen Knechten
Und sendet Boten, daß sie seh'n zum Rechten,
Wenn Euch der Schlaf verhüllt, wie's um Euch steht;

Und ihrer Einem ist es anbefohlen,
Jetzt Den, jetzt Den zu Gott zurückzuholen,
Und Keiner säumt, an den der Ruf ergeht.

* * *

Die Seele dessen, der in Schlaf verfallen,
Beruft der Herr. Entläßt er sie dann wieder,
So wacht der Schläfer auf und regt die Glieder;
Behält er sie, so stirbt er, er vor Allen.

Doch Mond und Sterne stürzen einst hernieder,
Der Berg, der wird nach Gang der Wolken wallen,
Der Himmel falten sich, der Tag sich ballen:
Entschlaf'ner Augen öffnen dann die Lider.

Ein Zeug', ein Treiber ist für Den zugegen,
Der Red' und Antwort stehen muß dem Fragen;
Das große Buch, er findet's aufgeschlagen.

War dieser Gau nicht todt zuvor? Ein Regen
Belebt ihn wieder, seht den früchtereichen:
Das sei der sicher'n Urständ Euch ein Zeichen!

IV. Wüstenbilder.

Die große Natur.

Ist es das Hochgebirg', das Meer, die Wüste,
Was uns zumeist befällt mit solchem Schauer,
Daß wir uns fühlen klein, von keiner Dauer
Und nichtig selbst im stolzesten Gelüste?

Gastfreundlich ist sie, doch auch schmal, die Küste;
Das Land ist eng für Siedler und Bebauer,
Indeß vom Morgen bis zur Abendrüste
Das Meer sich dehnt, der Sand, die Felsenmauer.

Ist denn der Elemente mächtig Spiel
Des Lebens Zweck, und sind wir Menschlein nur
Das Zubehör, ein artiges Zuviel?

Ei, sag' mir, hehre, waltende Natur,
Wer wohl Erkenntlichkeit dir zollt' und Ehre,
Wenn's denn nicht doch der Mensch, der kleine, wäre?

Der Büßer.

Der Fromme schöpft der heil'gen Waschung wegen,
Doch schwebt empor die Kufe Silbers voll;
Er wundert sich, was dieser Schatz ihm soll,
Und schüttet rasch zurück den Silberregen.

Und wieder glitzt der Eimer ihm entgegen,
Doch ist es Gold, davon er überquoll;
„Hinweg! Dein Gleißen macht die Menschen toll,
Du solltest in das tiefste Grab dich legen."

Nun sich der Kübel füllt mit Edelsteinen,
Beginnt der Heilige verzagt zu weinen:
„So bleibt denn Sand mir nur an Wassers Stelle!"

Doch der die Herzen prüft, ist mit den Reinen.
Was hört, was sieht der Büßer? Murmeln, Helle!
Dem dürren Sand entsprudelt eine Quelle.

Gazelle und Gemse.

Wir scheuchten sie, die liebliche Gazelle;
Vergönnten wir ihr nicht die weichen Matten,
Den Labeborn, der Büsche kühlen Schatten?
Ach, selbst ja lechzten wir nach solcher Stelle.

Wir gasten einmal nur an dieser Quelle,
Wir dürfen lange Rast uns nicht gestatten,
Und siehe, welchen Durst die Gäule hatten!
Vom glühen Fels herab, du Feine, Helle,

Gewahrst du leicht, wann wieder frei der Platz.
Du hast ein dunkleres Geschwister, Flinke!
Die Gemse thut dir's noch zuvor im Satz.

Kein Grat ist ihr zu schmal; sie mißt in Ruh'
Des Abgrund's Nacht und schwelgt im Gletscherblinke,
Die Freiheit liebend minder nicht als Du.

Der Giftwind der Wüste.

Vorm Zelt, gehüllt in seinen Burnus, kauert
Der Beduin' im lauen Wüstensand,
Die Stirn' befühlend mit der schmalen Hand
Und aufwärts blickend Einem gleich, der lauert.

Und sein Kameel, was bebt es wie durchschauert?
Ermißt es, daß dahin der schöne Strand
Und wie so fern das nächste Palmenland?
Es schließt sein gläsern-trocknes Aug' und trauert.

Der Mond ersteht, von schwülem Qualm umwallt;
Wohl bald gewinnt er klare Lichtgestalt?
Ach nein, er röthet sich, er wird zu Blut.

Und will es rings nicht knistern schon und flüstern?
Und füllt nicht Brandgeruch die schlaffen Nüstern?
So gnad' uns Gott vor Samiel's schnöder Wuth!

V. Altbiblisches.

Der Große Israels.

Er ist es, der in einem Menschenalter
Die Herren schlug, die scheuen Knechte rettete,
Zum Volk, zum zähen, die Verkommnen knetete,
Zu Siegern Sclaven schulend — welch ein Walter!

Er ist als kühner Züchter auch ein kalter;
Verschlug's, wie viel er an's Verderben kettete,
Wie viel er in den heißen Flugsand bettete,
Der Jugend nur, der wildern, ein Erhalter?

Besitzesgier, unsägliches Gelüsten,
Erzog er groß in jenen Hungerwüsten:
Das mußte sich wie Sturmgewölk entladen.

Drum hieß es auch: Erobert! Thut es gründlich!
Wer zagt und Schonung übt, vergeht sich sündlich,
Denn Euer ist, was reizt, von Gottes Gnaden.

Rizpa.

Was treibt das hag're Weib am stein'gen Rand
Des Gerstenfelds, den schlaffen Sack zur Hand?
Wollt' es des Himmels Vögeln Futter streuen
Und fühlt es nicht der Erntesonne Brand?

Lebend'ge Scheuche, schwingt sie stets von Neuen
Das Flatterzeug und achtet mit den treuen,
Mit Mutteraugen, was vom Wüstensand,
Vom Wald her ihre Schläfer mag bedräuen.

Sie, Rizpa, schützt die hingewürgte Brut
Vor gier'gen Klauen, vor gefräß'gen Zähnen,
Vor Nächtens leis anschleichenden Hyänen.

Ein Grab ertrotzt ihr frommer Heldenmuth
Saul's Söhnen, die, von David preisgegeben,
Am Galgen endeten ihr junges Leben.

Ein Psalm.

Von Dir erwarten wir getrost, o Gott,
Daß Speis' und Trank uns werde seiner Zeit;
Du gibst und wer da sammelt, der gedeiht,
Vor Deiner offnen Hand entweicht die Noth.

Verhüllt sich uns Dein Angesicht, so schreit
Vernichtet auf, was Uebermuth und Spott;
Du rufst den Hauch zurück und wir sind todt,
Sind wieder Erdenstaub, der unser Kleid.

Wenn zürnend Du zur Erde blickst: sie bebt,
Und wenn an einen Berg Du rührst: er raucht;
Du schiltst die Wasserfluth und sie zerschellt.

Doch aber wird geschaffen sein, was lebt,
Erneut das Antlitz sein der Erde, haucht
Dein Mund den Schöpferodem durch die Welt.

Obdachlose Liebe.

Das, was im wilden Holz ein Apfelbaum,
Ist mein Geliebter unter den Genossen;
Sein Schatten wäre mir der liebste Raum,
Ach, hätt' ich seiner süßen Frucht genossen!

Gazellenleicht und gleich der Hindin Sprossen
Berührt er hüpfend Berg und Hügel kaum,
Wenn er mir naht, von Nardenduft umflossen,
Im Munde Honigseim und Rebenschaum.

Doch grün ist uns're Liebe Rastgemach;
Denn dunkle Cedern sind es und Cypressen,
Was schützend uns umgibt als Wand und Dach.

Und ist der Schönheit Maß uns ungemessen?
Zeitlosen hinterlassen keine Spur,
Und auch die Lilien nicht auf Sarons Flur.

Hiob.

„Der Du der Starke, Weise, der Gerechte,
Gestehe, daß es übel Dir bekommen;
Wenn so der Himmel sorgt für seine Frommen,
Was bleibt ihm übrig für die säum'gen Knechte?"

Wer hat vom niedrig-ziffernden Geschlechte
Nicht schon dergleichen Trost und Spott vernommen?
„Die Welt ist arg, der Unterschied verschwommen,
Und nur wer klug, gelangt zu seinem Rechte."

Schon freut's die Schlauen, Dich verzagt zu sehen,
Sich schadenfroh in Dein Vertrau'n zu nisten,
Mit ihrem schnöden Rath Dir beizustehen.

Ein Aas bist Du für sie nach Farb' und Dufte,
So wie's gelingt, den Nick Dir abzulisten,
Daß sie die bessern Menschen, diese Schufte.

Michelangelo und die Propheten.

Ihr Schauer rächender Gesichte, Helden
Des Rügeworts, gewitternde Propheten,
Ihr wehrt uns grimm, an Euch heranzutreten,
Zu ungeheuerlich ist Euer Melden!

Erst mußte, wie der Bund, die Liebe gelten,
Vergeistigt Opfer, Buße sein und Beten,
Allvater den, der ewig zürnt, vertreten,
Erweitern sich der Gaubegriff von Welten:

Bevor, der selber einer der Titanen,
Der Florentiner Michelangelo
Vor Euch hintrat, ein Enkel zu den Ahnen.

In der Sistina vor dem Weltgerichte
Thront Ihr und seid der eig'nen Größe froh;
Denn einzig das, was nichtig, wird zunichte.

Ezechiel und Raphael.

Es fährt heran wie Sturm aus Mitternacht,
Wie Feuerschwall, inmitten überhell;
Vier Flügeldoppelpaare rauschen schnell,
Zu steuern, wie zu bergen gleich bedacht.

In ihnen paart sich Ungestüm und Sacht:
Dem Ochsen ist der wilde Leu Gesell,
Und eifernd hat des Zugs an vord'rer Stell'
Ein Adler, dem zur Seit' ein Jüngling, Acht.

Zutiefst sind Flammenräder angereiht,
Darüber ist ein goldner Stuhl erbaut,
Auf dem es thront mit menschlicher Gestalt . . . .

So zieht einher des Ew'gen Herrlichkeit,
Die grausig-hehr Ezechiel geschaut
Und Raphael uns himmlisch-hehr gemalt.

VI. Im heiligen Lande.

Der Berg Tabor.

Des schönen Berges Gipfel ist die Stelle,
Von der verklärt der Heiland sich erhoben
Und and're Zwei noch seinem Glanz verwoben:
Empfing aus sich, von außen er die Helle?

Wohl war's der Gott in ihm, der so die Schwelle
Der Menschlichkeit, der endlichen, verschoben,
Daſs er dem Zuge folgte, dem nach oben,
Und leuchtete, des eig'nen Lichtes Quelle.

Streift nicht, was göttlich auf dem Erdenrunde,
Zuweilen ab das Irdischtrüb' und Schwere,
Wie wenn entbunden schon die Seele wäre?

Das ist des Lebens selt'ne Feierstunde;
Du fühlst Dich licht und leicht Dir selbst entschweben,
Und wer Dir lauscht, den will es miterheben.

Genezareth.

An deinen Ufern, See Genezareth,
Erging so gern sich vor den Leidenstagen
Der Heiland, der als Tröster und Prophet
Dem Armen gab ein milder Joch zu tragen.

Auf deinen Fluthen, See Genezareth,
Sah Petrus ihn als lichten Wandler ragen,
Indem er sinkend: „Herr, zu Hilfe!" fleht,
„Nicht darf, was Du, dein zager Jünger wagen."

Er schlief auf dir, o See Genezareth,
Er füllt die Netze, scheucht des Sturmes Graus
Und wählt aus deinen Menschen-Fischer aus.

So rag'st du tief, o See Genezareth,
In's Evangelium und dein Gestade
Kennt nur des Heilands Friedenssaat und Gnade.

Die Gleichnisse des Herrn.

Ihr leitet uns an sanften, gold'nen Fäden
Durch dieses Land, o Gleichnisse des Herrn;
Ihr knüpft es wieder an das Friedenseden
Und haltet, was dawider lauert, fern.

Die Sonne steht nicht still zu blut'gen Fehden;
Wir schauen Nachts der Wandermagier Stern,
Und Gottes Nahen kündet einem Jeden
Sich in dem Säuselhauche doppelt gern.

Und wie das Bibelland Idylle wird,
Erweisen sich bukolische Gestalten
Als uns're Lehrer durch ihr Sein und Walten:

Der Pharisäer so, der gute Hirt,
Der treue Knecht, des reichen Prassers Lohn,
Der Samariter, der verlor'ne Sohn.

Bethel.

O welch ein lieblich Bild: die Jacobsleiter
Der Nacht entragend auf in Himmelshelle,
Draus Engel niederschweben hold und heiter,
Auf dass sich dem Verlass'nen Trost geselle,

Dess in der Heimat keine traute Stelle,
Der sich entfliehen möchte weit und weiter,
Der bangen muss vor jeder neuen Schwelle,
Der mit im Herzen schleppt den Widerstreiter!

Ein Glück und Friedenstraum für einen Jeden,
Dess' Kissen in der Fremd' ein nackter Stein
Und der sich arm, schon ganz verlassen glaubt!

Erbarmen winkt von Oben innern Fehden
Ein Ende wie der äußern Noth und Pein,
Auch für ein schuldig, ein verfehmtes Haupt.

An den Gekreuzigten.

Wir sollten klagen dürfen, wenn wir leiden,
Wenn unser von der Ernte blinde Garben,
Wenn wir des guten Willens wegen darben
Und wenn uns Dränger finden, Freunde meiden?

Du willst an Deinem Marterholz verscheiden
Viel schmerzlicher als Alle, die noch starben,
Und sieh'st dein Sühnungswerk in blut'ge Farben
Anstatt in reinen Himmelsglanz sich kleiden.

Durchbohrt an Händ' und Füßen, dorngekrönt,
Entblößt, gegeißelt, sterbend noch verhöhnt,
Schwellst du den letzten Hauch noch zum Vergeben.

O Heiland, lehr' mich, was mich trifft, ertragen
Und, wo's zum Frieden dienen mag, entsagen,
Doch lass' nicht gänzlich unnütz sein mein Leben!

Der Gang nach Emaus.

„Ja, Herr, gefrevelt ward in diesen Tagen,
Der beste Meister ist von uns geschieden,
Doch Deine Mienen künden Mild' und Frieden,
Verzieh' und lass' dir unser'n Kummer klagen!

Sie haben ihn an's Kreuz, an's Kreuz geschlagen,
Und wieder ist es öd' und leer hienieden,
Als wär' uns noch der alte Fluch beschieden,
Verzieh', Du weißt uns Tröstliches zu sagen!

Er hat vergeben, hat den Tod ertragen,
Doch wir sind schwach und arme Waisen zagen,
O bleib bei uns, wenn Du daheim auf Erden!

Daß er dahin, wir können es nicht fassen,
Nicht, daß der Himmel gänzlich uns verlassen,
Herr, bleib' bei uns, denn Abend will es werden!"

Weltpfingsten.

Was weht vom Himmel her mit mächt'gem Brausen?
Das ganze Haus erbebt, davon durchdrungen;
Wann hätt' ein Frühlingssturm sich aufgeschwungen,
Um so die Flur am alten Kleid zu zausen?

Auf die Verzagten kommt's wie hehres Grausen,
Auf sie vertheilt es sich mit Feuerzungen,
Und weit die Herzen macht's und stark die Lungen,
Und laut das Flüstern, durch die Luft zu sausen.

Das ist der Tag der Geistestrunkenheit;
Und länger soll auch nicht die Menschheit kranken
An dürrem Zwang und eifersücht'gen Schranken.

Das, was der Welt zu lichtem Heil gedeiht,
Ist all des heil'gen Geistes Wink und Weben,
Und Sünder sind, die dreist ihm widerstreben.

Maria zu St. Lucas, ihrem Maler.

Evangelist und Maler, malt mich nicht
Als von des Engels Botschaft arg beklommen,
Nicht, wie mein Herz sich freudig übernommen,
Theilend der guten Base Zuversicht;

Nicht, wie mein Kind, mein Gott und mein Gericht
Mit meiner Mutterbrust vorlieb genommen,
Auch nicht wie, da wir in den Tempel kommen,
Ein herbes Wort er meinem Kleinmuth spricht.

Erlaßt dem Bildnis all die sieben Schmerzen,
Die Schwertern gleich ich fühl' in meinem Herzen,
Noch schaudernd, wie sein rettend Herzblut fließt!

Nur meine Sehnsucht malt, ihm nachzufliegen,
Wohin er in sein Reich emporgestiegen,
Der seiner armen Mutter nicht vergißt.

VII. Heimkehr.

O nur so lange . . .

O nur so lange möcht' ich sorglos denken,
Als diese schöne Welt mich noch umgibt,
Mich auserkoren wähnen, vielgeliebt,
Und Tag für Tag bedacht mit Huldgeschenken!

Gar bald ja muß ich ab in's Kahle schwenken,
Von euch ab, Freuden, die zurück ihr bliebt!
Was werth, was nutz an mir, wird klar gesiebt,
Und was zur Spreu gefallen, mag sich kränken.

Es ist nicht Glück, wozu der Mensch geboren,
Und nicht, was Alles er genossen, zählt;
Nur was er schaff' und leiste, wird man fragen.

Und doch, ihr Schätze bleibt mir unverloren;
Für euch zu zeugen, ist schon nicht gefehlt,
Und gold'ne Münzen will ich aus euch schlagen.

Aufbruch.

Die Pferde wiehern schon, der Tag ersteht,
Sein Dämmer dringt in unser Schlummerzelt,
D'rum aufgeräumt und aufgezäumt! Die Welt
Ist groß, ist weit, und Gottes Odem weht.

So wahr, als dort empor die Sonne schnellt,
Als Nacht in Tag und Tag in Nacht vergeht
Und als der Erde Rund sich kreisend dreht:
Auf's Wandern ist des Menschen Herz gestellt!

Wir brechen hier das Lager ab und dort
Erhebt sich's neu; was Bett, was Haus uns war,
Ein Lastthier trägt's auf seinem Rücken fort.

Was bleibt zurück von unserer flücht'gen Schaar?
Von Huf und Menschentritt die Spur vielleicht,
Ein dünner Rauch, der in der Luft entweicht.

An die Cypressen.

Daheim sind's Pappeln, die so schlank aufragen
Den Weg entlang zu dem und jenem Schlosse,
Paarweis', als zählten sie zum Dienertrosse,
Wie sie denn auch ein knappes Röcklein tragen.

Wenn Ihr Euch zeilen wolltet nach Behagen,
So wär' es beiderseits von Charon's Floße;
Denn Ihr, Cypressen, setzt als nächt'ge Sprosse
Den bittern Ernst in's überfrohe Tagen.

Zuweilen mögt Ihr Sonnenlohen gleichen,
Zuweilen steht Ihr im Olivenwald
Und bringt in's Dämmerweben Mark und Halt.

Doch öfter seid Ihr stiller Einkehr Zeichen,
Wo weder Dienergruß noch Herrenworte,
Denn Ihr erwartet uns an — Grabespforte.

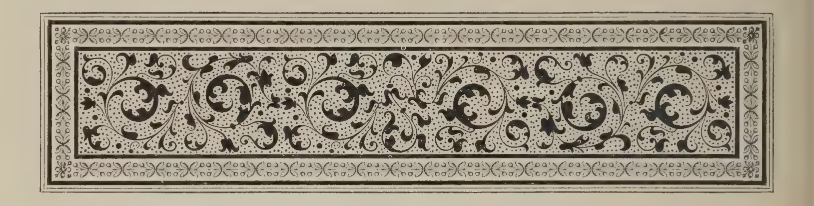
Die Jericho-Rose.

Nicht Rose, nicht daheim in Jericho,
Und dennoch Träger beider süßer Namen?
Wer preist als schnellen Läufer einen Lahmen,
Erwartet Wohlgeruch von dürrem Stroh?

In unsern Träumen prangst du blütenloh,
Alswie gefeit an Wurzel, Saft und Samen,
Und kommt der Orientpilger auszukramen,
So werden deiner all die Seinen froh.

Ja, Weihnachtsrose meiner Osterfahrt,
Verdorrt und kahl und ganz in dich gekehrt,
Dein Duft und Schmelz ist tief'rer, geist'ger Art.

Kaum netz' ich dich mit lauem Thau, so fährt
Ein neuer Lenz in Glieder dir und Mienen,
Und deine Äuglein leuchten wie Rubinen.



Theodor Körner in Wien.

Von

Dr. Adolph Kohut.

Der edle Heldenjüngling, der, erst 22 Jahre alt, auf dem Schlachtfelde für das Vaterland und die Freiheit starb und nicht allein durch sein glorreiches Leben, sondern auch durch seinen Tod sich Unsterblichkeit errungen hat, Theodor Körner, war kaum zwanzig Jahre alt, als er Ende August 1811 in Wien eintraf. Der treffliche Freund Schiller's, der Appellationsgerichtsrath Chr. G. Körner, veranlaßte seinen Sohn, welcher in Freiburg, Leipzig und Berlin die Bergakademie, beziehungsweise die Universitäten besucht hatte, seine Studien an der Universität der Kaiserstadt an der „schönen blauen Donau" fortzusetzen und zum Abschlusse zu bringen. Außer den allgemeinen Vorzügen Wiens rechnete der Vater des jungen „Bruder Studio" und angehenden Dichters noch auf das Haus des preußischen Ministers und Gesandten am Wiener Hofe, Wilhelm von Humboldt, mit dem er befreundet war; auch hoffte er, dass Friedrich Schlegel seinem Theodor wohlwollend entgegenkommen werde.

In der That sollte dem „Percy Heißsporn" der Befreiungskriege von 1813 Wien die Glücksstätte seines Ruhmes und seines Wohlergehens werden. Nur kurze zwei Jahre lebte er in der ihn so sympathisch berührenden Residenz — aber sie reichten aus, um ihm als Lyriker und Dramatiker einen weit über die Grenzen Oesterreichs und

Deutschlands hinausgehenden Ruf zu verschaffen, ihm eine geachtete und wohlbezahlte Stellung als Dramaturg am k. k. Hoftheater zu sichern und ihm in Antonie Adamberger, seiner heißgeliebten Braut, der hochbegabten Hofschauspielerin, das Ideal seines jungen Lebens finden zu lassen. Der Name Körners bleibt daher für alle Zeit mit dem der Kaiserstadt auf's Engste verknüpft.

Die studentische Sturm- und Drangperiode war vorüber; er hatte sich ausgetobt, und die gesättigte Kraft des genialen Jünglings kehrte zur Anmuth zurück. Ein neues Leben wollte er in Wien beginnen und — er hat Wort gehalten. Wir hören nichts mehr von Relegationen, Duellen und losen Streichen; niemals gab er wieder Veranlassung zur Klage und niemals wurde er von dem Wege abgelenkt, den die gute Sitte vorzeichnet. Ein neuer Daseinsfrühling war nun für ihn angebrochen; die Welt wurde für ihn schöner mit jedem Tag, und in dieser seiner hoffnungsfreudigen, himmelhochjauchzenden Stimmung sang er das frohlockende, jubelnde Lied, gleichsam ein Freudenruf der ihre Schwingen frei entfaltenden Dichterseele — das schöne Lied vom Frühling:

Frühling, ich grüße Dich!
Frühling, umschließe mich
Mit Deinem jungen aufkeimenden Leben!
Mit Deinem Hoffen und Deinem Streben!
Wie das Leben sich regt in Deinen Keimen,
Und freudig, wie Deine Blumen blüh'n,
So ist es auch Frühling in meinen Träumen,
So wird auch mein Herz wieder jung und grün.

In Wien wurde es endlich dem Vater wie dem Sohne zur Gewißheit, daß dieser zu keinem Brodstudium geschaffen und daß einzig und allein die Dichtkunst das Feld sei, auf welchem er Großes und Bleibendes leisten könne. Widmete sich auch Theodor Körner noch immer ernsten Disciplinen, so betrieb er dieselben doch nur nebenbei, während die dichterische Production ihn voll und ganz in Anspruch nahm. Er konnte sich nunmehr dem inneren Triebe zur Poesie überlassen und den Wunsch des Vaters, der von seinem Sohne die vollständige Ausbildung eines veredelten Menschen verlangte, erfüllen. Welch herrliche Früchte dieser Wiener Aufenthalt zeitigte, werden wir bald sehen.

Die Kaiserstadt übertraf noch die Erwartungen des Vaters und Sohnes. Die reizende Umgebung, die Theater und die Kunstschätze derselben gewährten dem feurigen und hochstrebenden Jüngling vielfältigen Genuß. Die fröhliche Welt, von der er sich umringt sah und in der er sich bald heimisch fühlte, muthete ihn außerordentlich an. Weit entfernt, im „Capua der Geister" zu erschlaffen, erhielt seine kernige Natur einen neuen Schwung; alle seine Kräfte wurden angespannt, sein Ziel immer höher gesteckt und auch die warnende Stimme des Vaters oder Freundes nicht vergebens gehört, wenn sie durch Geist, Kenntnisse, Erfahrung oder durch — weibliche Anmuth sich Achtung erworben hatte.

Bezeichnend für die Begeisterung, welche Theodor Körner für das Theater empfand, ist der Umstand, daß er gleich in den ersten Tagen seines Wiener Lebens, noch bevor er seine Empfehlungsbriefe an die neuen Gönner und Freunde abgegeben, die Stätten Thalias und Melpomenens aufsuchte. Er sah sich sowohl das Kasperletheater in der Leopoldstadt, wie das Theater an der Wien an. Welch' lustiges und tolles Leben am ersteren herrschte, beweist schon die von ihm berichtete Thatsache, daß man sich während der Vorstellung gemüthlich die Röcke auszog. Im Theater an der Wien spielte man die Pantomime: „Harlekin als Spinne". Die Bühne selbst fand seinen lebhaften Beifall. Er berichtet darüber an die Seinigen: „Das Theater ist blau mit Silber ausgemalt, und Karyatiden tragen den Bogen. Die Beleuchtung auf der Bühne ist mittelst argandischer Lampen vorzüglich, die im Cirkel und in den Logen aber sehr gering, weil sich die Bühne dann um so besser ausnehmen soll." Das zweite Stück, dessen Aufführung er beiwohnte, war das „Aschenbrödel", und er war von der Pracht, den Toiletten der Damen und auch den Leistungen der Künstler ganz entzückt.

Neben dem Theater war es der Prater, welchem der junge Mann alsbald seine Visite abstattete; er bestätigt, daß er sich ganz herrlich amüsirte, meint aber doch, daß er in Prag hübschere Gesichter gesehen habe. Auch unterließ er es nicht, nach Schönbrunn einen Ausflug zu unternehmen, und machte das Schloß und der ungeheure Schloßhof auf ihn einen tiefen Eindruck. Hinter dem Schlosse auf einem Berge bestieg er die Glorietta und ergötzte sich von dort aus an der prächtigen Ansicht Wiens.

Wilhelm von Humboldt und seine Frau, eine geborene Caroline von Dacheröden, empfingen den Sohn Chr. Gottfried Körner's auf's Freundlichste und luden ihn zu sich zu Tisch ein. An Frau von Humboldt rühmt er das „schöne, goldene Haar". Ebenso liebevoll kam ihm das Schlegel'sche Ehepaar entgegen. Frau Dorothea von Schlegel, die Tochter Moses Mendelssohns, hatte „ein paar gute, lebendige Augen". Friedrich Schlegel erinnerte sich der schönen Zeit, die er mit dem Vater seines Gastes einst in Dresden verlebt hatte und bat ihn dringend, recht oft zu kommen. Beide Familien besuchten auch Theodor Körner und boten alles auf, um dem in Wien Fremden das Leben so behaglich als möglich zu gestalten. Da der schneidige Student stets viel auf sein Äußeres gab, und man in Wien in Sachen der Toilette von jeher einen guten Geschmack hatte, schaffte er sich sogleich elegante Garderobe an; er trug unter anderem einen blauen Frack und blaue Hosen und machte mit seiner schlanken Figur, seinen blitzenden Augen, seinem rabenschwarzen Hauptthaar und flotten Schnurrbart auf seine Umgebung den Eindruck eines vollendeten deutschen Cavaliers.

Die Kunstschätze Wiens erweckten in besonderem Grade sein Interesse. Den Stephansthurm z. B. bewunderte er als eines der trefflichsten Denkmäler der altdeutschen Baukunst. Mit ihm freute sich der Vater über die beharrliche Liebe der alten Künstler, mit der sie den Stein in ein Gewinde von Blumen umzuschaffen wußten.

Die lieblichen und romantischen Ufer der Donau lernte er kurz darauf, auf einer Rückreise von Regensburg, kennen, wohin er einen Freund begleitet hatte. „Reizende Blicke auf die Salzburger Alpen," schreibt er begeistert, „überall tausend alte Schlösser, stolze Klöster und Reichthum der Natur." In Regensburg trennte er sich von seinem Reisekameraden und schloß sich auf der Rückreise auf der Donau einem gemüthlichen schlesischen Kriegs- und Regierungsrath an. An die Seinigen berichtet er vom 18. September 1811 vom Schiffe aus: „So sitz' ich denn hier auf dem Schiffe; der Sturm pfeift nicht schlecht, und die Wellen schlagen gewaltig an den Kahn. In einer Stunde sind wir in Linz. Die Ufer sind unbeschreiblich schön .... Donaustadt ist eine alte Ruine mit einer Stadt darüber, äußerst keck auf die Felsen gestellt. Der Rückblick auf Regensburg ist einzig. Der Dom hebt sich herrlich über die Stadt empor. Freundliche Berge ziehen links immer hin bis

Wörth, einem altdeutschen Schlosse .... Die Schiffer singen Lieder, die ich ihnen gemacht habe, und wir sind herzlich vergnügt."

Man sieht, daß Theodor, ein Gelegenheitsdichter — im guten, Goethe'schen Sinne —, alle Ereignisse um ihn und in der Natur im Liede verherrlichte; wie er der Stephanskirche, „der Menschenkunst, die sich zum Gottestempel erbaut", ein stimmungsvolles Poem weihte, so begeisterte ihn auch die Donau zu reizenden Schifferliedern, die so sangbar waren, daß sie die Schiffer sofort singen konnten; die ganze brausende und überschäumende Jugendlust des jungen Sängers spricht aus diesen Strophen, welche auch für Körner eine symbolische Bedeutung hatten: denn auch er durfte von sich sagen:

So wollen wir wandern auf spiegelnder Fluth,
Und Wellen und Wogen durchschiffen;
Wohl fröhlich durch's Leben führt fröhlicher Muth;
Drum frisch! und die Freude ergriffen!
Und tobt es auch finster auf uns herein,
Nach Sturm und Regen kommt Sonnenschein!

Nachdem sich Körner in Wien häuslich eingerichtet, gieng er mit Eifer daran, seine dramatische Laufbahn zu verfolgen. Immer mehr fühlte er, daß die Bühne seine eigentliche Bestimmung sei, und für sie zu arbeiten, bereitete ihm den höchsten Genuß. Das Theater in Wien bot ihm aber auch die beste Gelegenheit, die Technik des Dramas, die sogenannte „Mache", kennen zu lernen, und gehörte er deshalb zu den fleißigsten Theaterbesuchern jener Zeit.

In erster Linie war es eine Reihe kleiner theatralischer Scherzspiele, mit denen Körner die Bühne zu gewinnen trachtete und auch gewann; den Reigen eröffnete das in Alexandrinern geschriebene einactige Lustspiel: „Die Braut", welches der Verfasser im November 1811, nach seiner Gewohnheit, in einigen Tagen schrieb. Die Idee des Einacters, eine gleichzeitige Liebeswerbung von Vater und Sohn, die sich im Zwist nicht kennen und erst nach der Ernüchterung des alten Herrn wiederfinden, gefiel sehr, denn das Stück erinnerte an Kotzebues mit so lebhaftem Beifall aufgenommene Lustspiel: „Die beiden Klingsberg". Es gelang dem Dichter, Einlaß in die Pforten des Wiener Hofburgtheaters mit seinem Erstlingswerke zu erhalten. Die Premiere fand am 17. Januar 1812 statt, und der Verfasser konnte noch am selben

Abend nach Hause berichten: „Soeben komme ich aus dem Burgtheater, wo zum ersten Male meine beiden kleinen Stücke (außer der „Braut“ noch „Der grüne Domino“) mit einem Beifall gegeben wurden, den ich mir als Anfänger nicht geträumt hatte.“ Das Haus war, wider Gewohnheit, an einem Wochentage gedrückt voll. Das genannte zweite Lustspiel: „Der grüne Domino“ wurde im Januar 1812 verfaßt und bildete das Gegenstück zu dem erstgenannten. Während die Handlung der „Braut“ durch zwei Männerrollen getragen wurde, spielte sich die des grünen „Domino“ zwischen zwei Frauen ab, und waren beide Kleinigkeiten auf schauspielerische Virtuosität berechnet. Körners Talent, aus einer unbedeutenden, gelesenen Anekdote, einem wahrhaften gesellschaftlichen Vorkommniß sofort ein bühnenfähiges Werk zu schaffen, zeigte sich schon damals. Bekanntlich haben sich die beiden kleinen Stücke bis auf den heutigen Tag auf dem Theater erhalten.

Nicht blos in Wien, sondern auch anderswo wurden die genannten Stücke gegeben, unter Anderem auch in Weimar unter Goethes Direction, wo sie gleichfalls sehr gefielen. Die Presse nahm die Schöpfungen des bis dahin fast unbekannten Verfassers wohlwollend auf, was diesen nicht wenig wunderte, da — wie er meinte — die Kritiker „gern allen Leuten etwas anhängen“. Der Wiener „Beobachter“ z. B. schloß seine Besprechung mit der Bemerkung, es könnten wohl schwerlich die Erstgeburten eines dramatischen Dichters glücklicher und theilnehmender aus der Taufe gehoben worden sein, als es diesmal geschehen sei. Natürlich freute sich auch Vater Körner über den Erfolg seines Sohnes, aber er war viel zu objectiv und kritisch veranlagt, als daß er sich großen überschwenglichen Hoffnungen hingegeben hätte, vielmehr suchte er die Begeisterung des Sohnes durch die Worte zu dämpfen: „Auf dem Parnaß ist nicht immer schönes Wetter; genieße den Sonnenschein, so lange er währt, und verliere den Muth nicht, wenn sich der Himmel umwölkt. In Wien hast Du's mit einem Publicum zu thun, das noch lebensfroh und unbefangen ist, sich einem angenehmen Eindruck zu überlassen. Anderwärts trifft man so oft auf abgewelktes und altkluges Gesindel, das bei einem neuen Kunstwerke nichts weiter empfindet, als die Angst, sich durch ein voreiliges Urtheil lächerlich zu machen und gegen eine anerkannte Autorität anzustoßen oder ein heimliches Grauen wie vor einem mächtigen Feinde, dem man die schwachen Seiten ablauern muß, um nicht von ihm überwältigt zu werden.“

Seit jener Zeit entfaltete der Jüngling eine geradezu verblüffende Fruchtbarkeit. Im selben Januar 1812 schrieb er noch die lustige einactige Posse in Versen: „Der Nachtwächter", und gleichfalls im selben Monat das dreiactige Drama: „Toni", das erstere größere Schauspiel seiner Feder — zum ersten Male aufgeführt am 17. April 1812 am Burgtheater —, welches unter der unmittelbaren Nachwirkung seines ersten Bühnentriumphes und des außerordentlichen Eindruckes, den auf ihn die schöne, geistreiche und reizende Hofburgschauspielerin Antonie Adamberger gemacht hatte, entstand. Das Stück dichtete er in — 6 Tagen, vom 22. bis zum 28. Januar; den Stoff zu „Toni", dessen Titelrolle der Adamberger — wie es in dem Theaterjargon heißt — auf den Leib geschrieben war, entnahm Körner der Novelle Heinrich von Kleists: „Die Verlobung in St. Domingo." Am 18. April konnte der Verfasser den Seinigen nach Dresden berichten: „Gestern wurde zum ersten Male „Toni" gegeben. Der Beifall war ungeheuer. Jede Scene wurde beklatscht, und am Ende hörte das Bravorufen gar nicht auf. Die Adamberger wurde herausgerufen. Alles gab sich unendliche Mühe, da ich von allen gut gelitten bin. . . Alle übertraf doch die Toni, und der Schuß, der zum Glück gut ablief, brachte das Publicum in gewaltigen Enthusiasmus. Man rief sogar am Ende des Stückes wider alle Sitte meinen Namen. Seit langer Zeit hat kein Stück den guten Erfolg gehabt. . . Der Adamberger gab der Gedanke, daß ich das Stück für sie geschrieben hatte, und daß es ihren Namen trägt (sie heißt selbst Toni), ungewöhnliches Feuer. Nun geht es mit frischem Muth an Zriny."

„Toni" gehört zu den Körner'schen Stücken, die sich schon ein halbes Jahrhundert hindurch selbst auf guten Bühnen behaupteten.

Wie man sieht, hatte Theodor Körner in Wien nicht allein eine glänzende Heimstätte für sein dramatisches Talent, ein dankbares, ihm zujubelndes Publicum, sondern auch die herrlichste Verkörperung seiner Muse in Antonie Adamberger gefunden. Sie stammte aus einer alten Künstlerfamilie ab. Ihr Vater, Valentin Adamberger, war der ausgezeichnete Tenorist am Wiener Hofoperntheater, und ihre Mutter, die auch berühmte Hofburgtheater-Schauspielerin Maria Anna Adamberger, Tochter des Hofschauspielers Carl Jacquet. Für Valentin hat bekanntlich W. A. Mozart verschiedene Gesänge componirt. Antonie Adamberger trat schon als kleines Kind in dem Stücke: „Der gestörte

Abschied“ von Heinrich von Collin am Theater auf und schon damals zeigte es sich, daſs sie eine würdige Tochter ihrer Eltern war. Dem Hofburgtheater gehörte sie seit dem Sommer 1807 als ständiges Mitglied an. Als Theodor die anmuthige und hochbegabte junge Künstlerin im Herbste 1811 auf der Bühne zum ersten Male erblickte, war er von ihrem Wesen und ihrer Kunst zugleich bezaubert und als er sie persönlich kennen lernte, hatte sie sein Herz und seinen Verstand auf gleiche Weise gefangen genommen. Es war nichts natürlicher wie das! Ganz abgesehen davon, daß sie bildschön war — sie hatte regelmäßige Gesichtszüge, große, sprechende, sanfte Augen, einen kleinen, lieblichen Mund und lockige Haare —, zeigte sie sich auch als Meisterin im Vortrag seelenvoller Lieder; so sang sie z. B. Clärchens: „Freudvoll und leidvoll“ mit geradezu vollendeter Schönheit. „Gar wunderlieblich schlüpfen die zarten Töne aus dem lieben Munde,“ schrieb Theodor berauscht vor Entzücken seinen Eltern. Erwägt man noch, daſs „Toni“ sowohl im Lustspiel wie im Drama eine ganz ausgezeichnete Künstlerin voll Geist und Temperament war und die Frauengestalten des Dichters in herrlichen Gebilden verkörperte, ist es leicht erklärlich, daß der schwärmerische Jüngling bald Feuer fing. Zwei Herzen, die für einander glühten, hatten sich hier plötzlich gefunden, denn auch Toni erwiderte die Liebe Theodors in innigster Weise.

Seitdem er sie kennen lernte, schrieb er für sie seine schönsten und wirksamsten Rollen und dichtete auf sie seine schwungvollsten und zartesten Lieder, welche zu den Perlen seiner Lyrik gezählt werden müssen. Daß dieses Verhältniß — bei den sittenstrengen Grundsätzen, welche beide Liebende auszeichnete — zu einer Verlobung und Verehelichung führen mußte, lag für alle Freunde und Bekannten des jungen Paares klar auf der Hand; doch war es nicht so leicht, die Einwilligung seiner Eltern zu erlangen, welche gegen eine — „Schauspielerin“ wohl ihre Vorurtheile nicht los werden konnten. Die glühende Sprache des Sohnes verfehlte aber ihre Wirkung auf das Elternherz nicht, und als Chr. Gottfried und Minna Körner im August 1812 nach Wien reisten, um mit eigenen Augen zu sehen, söhnten sie sich bald mit der Wahl ihres Einzigen aus. Schrieb doch noch später der alte Appellationsgerichtsrath voll jugendlicher Schwärmerei von ihr: „Daß die ungeschwächte Jugendkraft — Theodors — mitten unter den Gefahren einer verführerischen Hauptstadt nicht verwilderte, war

vorzüglich das Werk der Liebe. Ein holdes Wesen, gleichsam vom Himmel zu seinem Schutzengel bestimmt, fesselte ihn durch die Reize der Gestalt und der Seele."

Antonie Adamberger wurde nun officiell die Braut Theodor Körner's, aber im Buche des Schicksals war es anders verzeichnet. Sie durfte nicht an seiner Seite leben, denn schon am 26. August 1813 erlosch das junge Leben ihres Bräutigams. Als er auf dem Schlachtfelde zu Tode getroffen fiel, hatte er ihr Porträt, von Lieder gemalt, auf der Brust, einen Ring mit einem kleinen Herzen von ihr am Finger und einen Brief von ihr in der Tasche. Sie selbst hatte jedoch keine Ahnung von dem tragischen Ableben ihres Bräutigams und spielte an diesem Abend und noch zwei Tage später. Zum letzten Male trat sie am 17. Juni 1817 in der „Schuld" auf. Sie heiratete später den Wiener Münzdirector Josef Ritter von Arneth, Vater des bekannten Geschichtsforschers und Vorstandes des Wiener Staatsarchivs, Alfred Ritter von Arneth. Nur einmal trat sie noch 1830 öffentlich in Wien auf; nach der großen Ueberschwemmung von 1830 veranstaltete nämlich der Reichskanzler Fürst Metternich ein Concert zu Gunsten der Armen. Dieser lud Frau Toni ein, bei diesem Concert mitzuwirken und sie declamirte mit außerordentlicher Wirkung Schiller's Ballade: „Der Graf von Habsburg".

Ohne Zweifel trug Toni nicht wenig dazu bei, daß ihr Bräutigam am Hofburgtheater immer mehr Boden faßte. Die beliebte Schauspielerin spielte mit Feuer und „Elan" und errang für ihren Theodor einen Sieg nach dem anderen. Im Februar 1812 schrieb er das einactige Trauerspiel: „Die Sühne", und auch hier war seine Braut die Trägerin der Hauptrolle. Die Wiener Schriftstellerin Caroline Pichler, welche mit dem jungen Brautpaar auf freundschaftlichem Fuße stand, bestätigt in ihren Memoiren, daß „Toni" der Löwenantheil des Erfolges gebührte. Diese Schicksalstragödie verdient als Kunstwerk keine besondere Beachtung; „Die Sühne" erscheint vielmehr als ein Opfer, das der Dichter der modischen Hyperromantik brachte, wie wohlwollend sich auch Goethe über das Stück ausgesprochen hatte.

Nach Vollendung des im Mai 1812 entstandenen Lustspiels in Versen in einem Aufzuge: „Der Vetter aus Bremen" machte sich Theodor Körner an ein Drama, welches ihn mit einem Schlage berühmt machte und in allen Kreisen außerordentlichen, ungetheilten Beifall

erntete. In der glücklichsten Stimmung, als Bräutigam Antonie Adamberger's, verfaßte er im Juni 1812 in seiner Sommerwohnung zu Döbling das historische Trauerspiel in fünf Aufzügen: „Zriny". Er dichtete das Stück im Garten seiner Villeggiatur. „Ein Kastanienwäldchen," schreibt er am 30. Juni 1812 den Seinigen, „bereitet die nöthige Kühlung um mich her, und die Guitarre, die hinter mir am nächsten Baum hängt, beschäftigt mich in den Augenblicken, wo ich ausruhe." Sein Lieblingsinstrument, die Guitarre, umgehängt, schwärmte der Poet auch in der Nacht in den nächsten Ortschaften umher, und die Gestalten des ungarischen Helden Zriny, der sich unter den Trümmern der von ihm so tapfer vertheidigten Feste Szigeth begräbt, sowie die der übrigen Helden und Schönen wurden bei der Arbeit in seiner Seele lebendig. Bevor die Tragödie auf die Bühne kam, las er sie seinen Gönnern Humboldt und Schlegel vor, und beide waren des Lobes voll. Am 30. December 1812 wurde das Stück zum ersten Male aufgeführt und erntete ganz ungewöhnlichen Beifall. Der Dichter wurde stürmisch gerufen, was damals, als die Reclame und der Humbug bei den Theatern sich noch nicht so breit machten wie heutzutage, eine große, seltene Auszeichnung war. „Ich wurde," schreibt der Dichter, „sehr enthusiastisch begrüßt und weil doch ein Dichter nicht stumm sein darf, so nahm ich mir den Muth und sagte Einiges. Es lautete ungefähr also: — ich selbst habe es nicht behalten, ich folge also der Tradition — Ich fühle es deutlich in mir, daß ich diesen schönen Zuruf nicht meiner schülerhaften Muse, nein! nur dem schönen Eifer des edlen Künstlervereins und dem begeisternden Andenken an die große That einer großen Nation zu verdanken habe."

Der Dresdener Poet zeigte sich hier als ein guter Oesterreicher, erglühend für Vaterland und für Freiheit — er verstand es, die empfänglichsten Seiten des Oesterreichers zu berühren, und deshalb jubelte man ihm diesseits wie jenseits der Leitha begeistert entgegen. Durch den ungarischen Dichter Karl Kisfaludy, mit welchem er freundschaftlich verkehrte, wurde Körner auf die Geschichte der glorreichen Vertheidigung von Szigeth durch den Grafen Niklas Zriny, eines der ruhmvollsten Blätter der ungarischen Geschichte des 16. Jahrhunderts, aufmerksam. Zriny war einer der Helden, welche in den wilden Türkenkriegen und den heftigen Parteikämpfen seiner Zeit immer auf Seite des Hauses Habsburg gestanden und das Recht der Könige Ferdinand und

Maximilian gegen die Nationalkönige unter türkischem Schutz verfochten hatten. Körner's auf große Decorations- und Masseneffecte berechnetes Stück wurde jedoch diesmal nicht am Burgtheater, sondern am Theater an der Wien, welches der damalige oberste Leiter des Theaters, Graf Palffy, seit dem Jahre 1811 gleichfalls gepachtet hatte, gegeben. Gewiß ist Manches an diesem Trauerspiele schwülstig, aber seinen Beruf zum Dramatiker hatte der Dichter doch durch „Zriny“ urbi et orbi bewiesen, und aus der Seele von Tausenden und Abertausenden sprach der Vater, als er seinem Sohne um jene Zeit die Worte schrieb: „Deinen Beruf als Dichter habe ich in Zriny völlig gegründet gefunden, und ich getraue mir das bei Gott und meinem Gewissen zu verantworten, wenn ich Dich nicht hindere, Deiner Neigung zu folgen. . . Viel hast Du empfangen und viel zu hoffen, daher Deine Verbindlichkeit, die Würde Deines Berufs nie zu vergessen. Auf den Flügeln der Dichtkunst soll die gesunkene Nation sich erheben. Dein Geschäft ist, alles Edle, Große und Heilige zu pflegen, wodurch die menschliche Natur sich verherrlicht.“

Die damaligen namhaftesten Wiener Blätter, wie der „Sammler“, „Beobachter“ und andere Zeitungen, besprachen das Stück in lobendster Weise. Auch die officielle Diplomatie Oesterreichs interessirte sich lebhaft für das Trauerspiel. So kam z. B. der österreichische Gesandte, Fürst Eszterházy in Dresden, zum Appellationsgerichtsrath Körner und bat diesen, ihm das Stück vorzulesen, was der Vater natürlich mit Vergnügen that und was der genannte Staatsmann mit großem Dank entgegennahm.

Neben diesen ernsten Dramen für die Bühne hatte Theodor Körner noch Lust und Muße, für die ihm befreundeten Familien dramatische Kleinigkeiten zu verfassen; so z. B. für die Humboldt'sche Familie seine „Blumen“, ein Spiel in Versen; er hatte das Vergnügen, daß die kleinen Humboldts seine Bagatelle ganz allerliebst aufführten.

Kehren wir zu seinen größeren Bühnenwerken zurück, so sehen wir, daß der fabelhaft fruchtbare Dichter schon 14 Tage nach dem „Zriny“ sein Drama in drei Aufzügen: „Hedwig“ am 11. Januar 1813 in Wien aufführen läßt. „Hedwig“ hatte, gleich „Zriny“, durch die rasche Lebendigkeit, mit welcher die abenteuerliche Handlung dem wirksamen Schlußauftritte entgegengeführt wird, die scharfe Charakter-

schilderung, die Frische der Bilder und die declamatorische Sprache außerordentlichen Erfolg. In der That hat sich „Hedwig, die Banditenbraut“, wie das Drama auf Theaterzetteln kleiner Gesellschaften mit Vorliebe bezeichnet wurde, lange als zugkräftiges Repertoirstück erhalten Ueber dieses nach dem Muster der alten Ritter- und Räuberdramen gearbeitete Schauerstück macht sich der Verfasser in einem, zwei Tage nach der Aufführung an seinen Vater geschriebenen Briefe weidlich lustig: „Ich selbst“ — schreibt er — „hatte vor der Vorstellung naiv gestanden: ich hoffe zur Ehre der Moralität und des guten Geschmackes des Publicums, es werde klanglos zum Orkus hinabgehen.“ Trotz alledem gefiel die „gräßliche“ Geschichte ausnehmend.

Einen viel befriedigenderen Eindruck, vom dichterischen und ästhetischen Gesichtspunkte aus, machte das fünfactige Trauerspiel „Rosamunde“, dessen Stoff den englisch-normännischen Königssagen entnommen ist und der durch die Gegensätze einer hingebungsvollen, vertrauenden Liebe und einer leidenschaftlich eifersüchtigen, vor dem Verbrechen nicht zurückschreckenden Ehegewalt besonders anzieht. „Rosamunde“ kann man als Seitenstück zu „Zriny“ betrachten. Wie das Publicum, so war der strenge Vater gleichfalls mit diesem Drama zufrieden. Er rühmte namentlich die Hauptfigur der Heldin, welche aus dem Gemälde glänzend hervortrete. Meines Wissens ist „Rosamunde“ bisher — leider — nur ein Buchdrama geblieben.

Die politische Bewegung seit 1812, als der Völkerfrühling sich regte und die frohe Hoffnung durch die Lande gieng, daß man den corsischen Tyrannen endlich werde niederschmettern können, hatte schon seit längerer Zeit die Feuerseele des Jünglings heftig ergriffen. Seiner Gesinnung hatte er in begeisterten, patriotischen Liedern, in seinen Briefen, in Zriny und schließlich auch in dem kleinen Schauspiel, welches die letzte dramatische Arbeit Körner's in Wien war (Februar 1813): „Josef Heyderich oder deutsche Treue“ Ausdruck gegeben. War damals auch sein Entschluß, in den Befreiungskrieg zu ziehen, noch nicht gefaßt, so verrathen doch schon die Briefe vom 27. Januar und 10. Februar 1813 an den Vater hinreichend, wie leidenschaftlich es in ihm gährte und wie sehr er sich danach sehnte, am großen Kampfe der Zeit theilzunehmen. Seitdem die Nachrichten vom Untergange der großen Armee in Rußland und der Möglichkeit der Erhebung der Völker sich verbreiteten, trat die vaterländische Begeisterung des

Dichters in stürmischester Weise zu Tage. In „Josef Heyderich“ dramatisirte er einen Stoff aus dem unglücklichen italienischen Feldzuge der österreichischen Armee im Jahre 1800. Die Verherrlichung der Treue, der Hingabe eines braven Soldaten für seinen Officier ist eine Mahnung zum Kriege gegen Frankreich, ein Aufruf zur Erhebung an die Deutschen. In diesem — ausnahmsweise in Prosa geschriebenen — Stücke weht schon die Luft der Befreiungskriege von 1813. Wir finden dort unter Anderem die zündenden Worte: „Es ist süß, für sein Vaterland zu sterben! O, könnte ich jetzt vor allen jungen, treuen Herzen meines Volkes stehen und es ihnen mit der letzten Kraft meines fliehenden Lebens in die Seele donnern: es ist süß, für sein Vaterland zu sterben! Der Tod hat nichts Schreckliches, wenn er die blutigen Lorbeeren um die bleichen Schläfe windet. Wüßten das die kalten Egoisten, die sich hinter den Ofen verkriechen, wenn das Vaterland seine Söhne zu den Fahnen ruft, wüßten das die feigen, niedrigen Seelen, die sich für klug und besonnen halten, wenn sie in Redensarten auskommen, — wie es doch auch ohne sie gehen werde, zwei Fäuste mehr oder weniger zögen nicht in der Wagschale des Sieges und was der erbärmlichen Ausflüchte mehr sind, — ahnten sie die Seligkeit, die ein braver Soldat fühlt, wenn er für die gerechte Sache blutet: sie drängten sich in die Reihen. Freilich wird's auch ohne sie gehen. Freilich geben zwei Fäuste den Ausschlag nicht; aber hat das Vaterland nicht ein gleiches Recht auf alle seine Söhne? Wenn der Bauer bluten muß, wenn der Bürger seine Kinder opfert, wer darf sich ausschließen? Zum Opfertode für die Freiheit und die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! Schnell zu den Fahnen, wenn Euch die innere Stimme treibt! Laßt Vater und Mutter, Weib und Kind, Freund und Geliebte entschlossen zurück! Stoßt sie von Euch, wenn sie Euch halten wollen — den ersten Platz im Herzen hat das Vaterland!“

Schon wenige Wochen nach dieser Niederschrift verließ Theodor Körner Wien und trat bei dem Lützow'schen Corps ein.

Wie Körner in seinen Dramen die Flammen der Vaterlandsliebe und den Haß gegen die napoleonische Fremdherrschaft nährte, so auch in seinen Gedichten. Namentlich besang er den ruhmreichen Sieger von Aspern, den Erzherzog Karl, der zum ersten Male den Nimbus der

Unüberwindlichkeit Napoleon's gewaltig erschüttert hatte, in schwungvollen Liedern. In einem derselben: „Auf dem Schlachtfeld von Aspern" (1812 gedichtet) heißt es unter Anderem:

Sonnenhauch in düstern Nebeljahren!
Deine Strahlen lass' uns treu bewahren
Als Vermächtniß einer stolzen Zeit.
Ueberall im großen Vaterlande,
Von der Ostsee bis zum Donaustrande,
Macht Dein Name alle Herzen weit:
Aspern klingt's — und Karl klingt's siegestrunken,
Wo nur deutsch die Lippe lallen kann.
Nein! Germanien ist nicht gesunken,
Hat noch Einen Tag und Einen Mann.

Die Schlacht von Aspern begeisterte ihn auch zu dem berühmten Gedichte: „Hoch lebe das Haus Oesterreich!", worin der Dichter den angebrochenen neuen Tag preist und das Wort prophezeit:

Der Adler sinkt, die Fahne fliegt;
Heil Dir, mein Volk, Du hast gesiegt.

Beide Hymnen sandte der Verfasser dem Erzherzog Karl in Begleitung von einigen patriotischen Strophen zu; er bat darin den Helden um Verzeihung, daß der Barde „mit frevelndem Muth" sich an das Höchste gewagt habe.

Diese vaterländischen Klänge sowohl, wie das Drama „Zriny" lenkten die Aufmerksamkeit des Erzherzogs Karl auf den Poeten, dem die Auszeichnung zu Theil wurde, von dem Sieger von Aspern — im Jahre 1813 — in Audienz empfangen zu werden. Der berühmte Feldherr begrüßte Theodor Körner auf's Freundlichste und Herzlichste. Er unterhielt sich mit ihm über eine halbe Stunde, zum größten Theile über Literatur. Ueber diese Unterredung schreibt der Dichter am 9. Juni 1813 den Seinigen, daſs der Erzherzog Meinungen und Gesinnungen geäußert habe, bei denen ihm — Körner — gewaltig das Herz aufgegangen sei; er habe frisch von der Leber weg geredet, was den Helden sehr zu freuen schien.

Begreiflicher Weise machte diese Audienz großes Aufsehen allenthalben. Der Vater schreibt dem Sohne hocherfreut: „Deine Unter-

redung mit dem Erzherzog Karl hat mich sehr gefreut. Es muß wohlthun, mit einem edlen Fürsten zu sprechen, dem man das Innerste seiner Seele freimüthig eröffnen kann. Dein Gedicht über das Schlachtfeld von Aspern hat gewiß schon einen günstigen Eindruck gemacht, und die jetzige Gelegenheit ist blos benutzt worden, um Dich kennen zu lernen."

Von allen Seiten erhielt Theodor Beglückwünschungsbriefe mit der Bitte, die Audienz näher zu schildern; unter Anderem schrieb ihm sein Freund Friedrich Förster um jene Zeit die bedeutungsvollen Worte: „Du Glücklicher! Du hast dem Helden von Amberg und Aspern gegenübergestanden. Deutschland war der Gegenstand seines Gespräches mit Dir und Du wirst nicht stumm vor ihm gestanden haben, Du wirst ihm noch mit mehr Freimuth als in Deinen beiden herrlichen Gedichten gesagt haben, daß besonders in dem gegenwärtigen Augenblicke die Augen von ganz Deutschland auf ihn gerichtet sind. Ich kann mir denken, daß Dir so etwa wie dem Marquis Posa um's Herz war, und gewiß noch viel größer als ihm war Dir zu Muthe, da Du vor keinem eiskalten Philipp, sondern vor einem deutschen Helden standest, der mit Dir gleiche Liebe und gleiche Begeisterung für das Vaterland theilt. Bewahre Dir jedes Wort, was er sprach, bis auf den leisesten Ton seiner Rede, jede Miene seines Gesichtes, jeden Blick seines Auges. Es könnte bald eine Zeit kommen, wo Du nicht mehr die Helden der Vergangenheit, sondern die der Gegenwart besingen wirst . . . Ich sehe schon im Geiste die Felder mit Lanzen und Spießen, die Wiesen mit Schwerttheilen bedeckt; Du und ich werden unsere Stelle wohl auch unter den Schnittern finden."

So stand Theodor Körner auf der Höhe seines Schaffens und Glücks; er hatte eine zärtlich geliebte Braut, seine Dichtungen bildeten das Entzücken von Hoch und Niedrig, und ein Erzherzog gehörte zu seinen Gönnern. Die gewähltesten Salons waren bestrebt, den Löwen des Tages einzufangen. Namentlich waren es schöngeistige, vornehme Damen, welche ihn in ihre Kreise zogen: neben der genannten Caroline von Humboldt und Dorothea von Schlegel noch Frau von Pereira, Frau von Arnstein, Frau von Eskeles und Andere. Die größten Dichter des Jahrhunderts, wie Goethe, und die größten Tonschöpfer, wie Beethoven, verfolgten mit Liebe und Anerkennung seine dichterische Laufbahn, und um das Maß seines Glückes voll zu machen, wurde er — der 21 jährige Jüngling — zum k. k. Hoftheater-

dichter unter sehr günstigen Bedingungen ernannt. Er berichtet darüber seinem Vater vom 9. Juni 1813: „Heute früh hab' ich abgeschlossen. Ich liefere zwei große Stücke, wovon jedes einen Theaterabend ausfüllt, und zwei kleine Nachspiele und übernehme die sogenannten Bearbeitungen. Dagegen erhalte ich ein Jahrgehalt von 1500 Gulden ö. W., und jede meiner Arbeiten über das Verdungene wird mir besonders und sehr gut bezahlt, habe auch Freiheit, zu reisen, wann ich will, sobald ich nur meine Stücke geliefert habe. Der Contract ist vom 1. Jänner auf drei Jahre geschlossen, und gefällt es mir länger, so tret' ich in's förmliche Decret, und meine Pensionsfähigkeit wird vom Tage des Contractschlusses gerechnet. Auf diese Weise steh' ich mich, wenn ich nur halb so fleißig bin wie das vorige Jahr, gegen 3000 Gulden mit allem Nebenverdienste."

Den Eindruck, welchen die Ernennung des blutjungen Dichters hervorrief, war ein tiefer. Die wahren Freunde Körner's beglückwünschten ihn. Die falschen und die Feinde nörgelten an ihm herum. Seine Amtsthätigkeit währte leider nur kurze Zeit: vom Januar bis März 1813, in Folge dessen kann man über dieselbe kein erschöpfendes Urtheil fällen.

Bemerkenswerth ist, was der bekannte Humorist und Theaterschriftsteller J. F. Castelli, der von 1812 bis 1817 in Wien ein Taschenbuch herausgab und mit Körner sehr gut bekannt war, in seinen „Memoiren meines Lebens" über den Dichter aus jener Zeit berichtet: „. . . Es gibt wenige Jünglinge, welche gleich beim ersten Anblicke, beim ersten Worte, so für sich einnehmen und mit denen man sich so sympathisirend fühlte, als Theodor Körner. Er war ein schöner Jüngling, mit jener Körperfrische, die sogleich ein Beweis ist, daß der giftige Hauch der Ausschweifung über diesen reinen Körper noch nicht Macht gehabt hat. Er war verständig und bescheiden, Zutrauen einflößend und selbst zutraulich. Wie in einem offenen Buche konnte Jeder in seinem Innern lesen. Er besaß eine Feuerseele, welche für Recht und Wahrheit hell entbrannte, aber dabei ein so tiefes Gemüth, daß jeder Verkannte und wie immer Leidende einen Vertheidiger oder — wenn es ihm möglich war — auch einen Helfer in ihm fand. Er war ernst mit den Ernsten und lustig mit den Lustigen, kurz, er wurde von der ganzen Welt geliebt und er liebte die ganze Welt . . . Ich wohnte damals im „Ballgäßchen" im „Blumenstock". Ich und mehrere meiner Freunde

kamen gewöhnlich Abends in dem Gasthause, welches sich in diesem Hause befand, zusammen. Da aber auch viele Fremde dahin kamen, und wir nicht ungestört und unbelauscht unsere Meinung austauschen konnten, so machte ich den Vorschlag, meine Freunde sollten sich bei mir versammeln, ich wollte ihr Vicewirth sein. Da brachten denn Körner, Meyerbeer, der Declamator Sydow, Benedict, jetzt Capellmeister des Drurylane-Theaters in London, Moscheles, Carl M. von Weber, Deinhardstein u. a. m. den Abend bei mir zu. Speise und Trank ward aus dem Gasthause geholt. Jeder bezahlte das Seinige und wir verlebten sehr vergnügte Abende."

Trotz alledem zögerte Theodor keinen Augenblick, all' sein Glück in Wien aufzugeben, als es galt, gegen den Usurpator zu Felde zu ziehen. Reiflich war der Entschluß erwogen, bei dem die Humboldts, Schlegels und die meisten seiner Wiener Freunde mit zu Rathe gesessen und den er in der Ueberzeugung gefaßt hatte, daß sein Vater mit ihm zufrieden sein würde.

Die letzten Tage seines Aufenthaltes in Wien ließen es ihn deutlich erkennen, wie sehr er dort von vielen Personen geliebt wurde. „Der gute Streicher", schreibt er am 13. März 1813, „gab sich alle Mühe, mich durch seine Gemeinsprüche in das Geleis der Vernunft, wie er sagte, zurückzuführen". Es war der Capellmeister Streicher, unter dessen Leitung Theodor noch einige Monate vorher bei der glänzenden öffentlichen Aufführung des Händel'schen „Alexanderfestes" als Sänger mitgewirkt hatte, derselbe Andreas Streicher, der dreißig Jahre vorher seinem Schulkameraden — Friedrich Schiller, zur Flucht von der Carlsschule behilflich gewesen und sich (im Winter 1782) bei Mannheim von dem Genossen getrennt hatte. Toni weinte laut, sie fühlte, daß sie ihren Herzallerliebsten nicht wiedersehen werde . . .

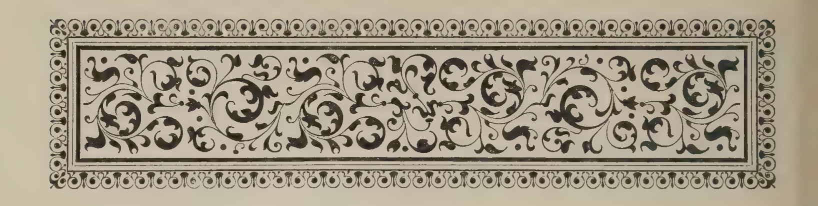
Ade! Ade! geschieden muß sein! Am 13. März nahm er Abschied von Wien, um nach Breslau zu reisen und dem Lützower Freicorps beizutreten. „Der Abschied von Wien," schreibt er schwermüthig, „liegt noch gewitterdumpfig auf meinem Herzen! Wäre das schon überstanden! Warum muß gerade die Straße der Pflicht unbarmherzig manch' stilles Blümchen niedertreten, das gern am Wege aufgeblüht wäre! Schreibe doch an Toni etwas Beruhigendes . . . Behüte Euch Gott und segnet mich, wenn auch ein paar Thränen mit d'rein fallen sollten."

Mit blutendem Herzen riß er sich endlich los und ließ sein ganzes Weh in dem herrlichen Gedicht: „Abschied von Wien“ ausklingen:

Leb' wohl, leb' wohl! — Mit dumpfen Herzensschlägen
Begrüß' ich Dich und folge meiner Pflicht.
Im Auge will sich eine Thräne regen;
Was sträub' ich mich? Die Thräne schmäht mich nicht.
Ach, wo ich wandle, sei's auf Friedenswegen,
Sei's, wo der Tod die blut'gen Kränze bricht,
Da werden Deine theu'ren Huldgestalten
In Lieb' und Sehnsucht meine Seele spalten.

Verkennt mich nicht, ihr Genien meines Lebens,
Verkennt nicht meiner Seele ernsten Drang!
Begreift die treue Richtung meines Strebens,
So in dem Liede wie im Schwerterklang.
Es schwärmten meine Träume nicht vergebens;
Was ich so oft gefeiert mit Gesang,
Für Volk und Freiheit ein begeistert Sterben:
Laßt mich nun selbst um diese Krone werben.

Wohl leichter mögen sich die Kränze flechten,
Errungen mit des Liedes heit'rem Muth;
Ein rechtes Herz schlägt freudig nach dem Rechten.
Die ich gepflegt mit jugendlicher Gluth,
Laßt mich der Kunst ein Vaterland erfechten,
Und gält' es auch das eig'ne wärmste Blut!
Noch diesen Kuß! und wenn's der letzte bliebe!
Es gibt ja keinen Tod für uns're Liebe!



Treu geblieben.

Von

Hans Falke.

Frau Barbara tummelt die Finger allein
Am Tische im ärmlichen Zimmer,
Es leuchtet nur spärlich des Lämpchens Schein
Mit ruhelos flackerndem Schimmer.

Schon schwirrte der Mitternachtsglocke Getön'
Rings schallend in dämm'rigen Lüften;
Wohl weckte des ehernen Wachrufs Gedröhn'
Die Geister aus Gräbern und Grüften.

Ein Schauer durchzittert das fleißige Weib,
Aufseufzend erhebt es die Blicke;
Nach Ruhe begehrt der ermüdete Leib,
Entkräftet in herbem Geschicke.

Schier jugendlich scheint wohl das bleiche Gesicht,
D'rin schimmern zwei bläuliche Sterne
In düsterem, schmerzvoll ermattetem Licht;
Die schlössen sich — ach! — schon so gerne.

Nun irren sie rasch in der Stube umher,
Verwirrt, wie in plötzlichem Bangen,
Ein Seufzer wird hörbar so tief und so schwer,
Schier bleicher noch scheinen die Wangen. —

Da haftet der Blick an der Ecke der Wand,
Wo ärmlich das Lager bereitet,
Und plötzlich das schmerzliche Bangen entschwand,
Ein Lichtstrahl durch's Antlitz gleitet.

Ein Kindergesichtchen gar lieblich und zart
Erstrahlt dort im flackernden Scheine,
Die Augen wohl unter den Lidern verwahrt,
Geöffnet das Mündchen, das kleine. —

Die Arbeit entsinket der fleißigen Hand;
Von plötzlicher Sehnsucht befangen
Eilt leise das Weib an des Lagers Rand,
Zu küssen die rosigen Wangen.

Sie küßt sie in Inbrunst, doch sehr mit Bedacht,
Daß nur nicht, dem Schlummer entrissen,
Aufschreckend der Liebling des Herzens erwacht,
Der friedlich da ruht in den Kissen.

Dann richtet die Mutter sich wieder empor,
Die Arbeit erneut zu beginnen; —
Und wie sie den Anblick des Kindes verlor,
Verfällt sie in quälendes Sinnen:

Zurück in's Vergangene schweift ihr der Geist,
Sie sieht sich als ledige Dirne,
Die Schönste im Dorfe, doch, wie man sie heißt,
Die Dirn' mit der trutzigen Stirne.

Das darf sie wohl sein als das einzige Kind
Des Gastwirths, des reichen, „zum Bauer“;
Denn alle, die ledig im Dorfe noch sind,
Die liegen nach ihr auf der Lauer.

Sie schenkte bald diesem, bald jenem ihr Ohr,
Um wieder von sich ihn zu stoßen;
Daß keinen ihr Herz sich zum Liebsten erkor,
Das hatte so Manchen verdrossen.

Und doch hatt' es einer zu Stande gebracht,
Ihr heimlich in's Herz sich zu stehlen;
Da war ihr mit einmal die Liebe erwacht
Und ließ sich nicht fürder verhehlen.

Wieso es gekommen, sie wußte es nicht,
Noch was ihr an ihm so gefallen;
Er war ein Geselle so still und so schlicht,
Der ernsteste wohl unter allen;

Die Werkstatt des Vaters, des Schmiedes im Ort,
Die hatte er jüngst übernommen
Und führte mit rüstigem Sinne sie fort,
Vom Fremdland nach Hause gekommen.

Im Wirthshaus, da fand er gar selten sich ein
Zum Trunk mit den Altersgenossen —
Und schlich sich doch flugs in ihr Herze hinein,
Das Allen bisher sich verschlossen.

Nie hatt' er mit ihr so gescherzt und gelacht,
Wie's Brauch unter Dirnen und Jungen,
Und sprach er, so that er's mit Ruh' und Bedacht
Von ehrlichem Ernste durchdrungen;

Und dennoch erkannte sie sicher und schnell,
Daß Liebe das Herz ihm bewege, —
Wie glänzte sein Auge so freundlich und hell,
Wenn sie ihm begegnet am Wege!

So war es gekommen ganz stille und sacht
Im Laufe von wenigen Wochen,
Und kaum, daß sie beide es selber gedacht,
So war'n sie für's Leben versprochen. —

Da sieht sie sich liebend zur Seite ihm steh'n,
Aufblickend zu ihm voll Vertrauen,
Dann wieder im Dämmerlicht still sich ergeh'n
Lustwandelnd durch Felder und Auen! —

Fast kämpft sich ein Lächeln hervor an den Rand
Der Lippen, erinn'rungentsprossen —
Ach hätt' sie's gehalten mit sicherer Hand,
Das Glück, das sie damals genossen! —

Schon zeigt sich ein anderes Bild ihrem Blick:
Ein Anderer steht ihr zur Seiten,
Ein flotter Geselle, den just das Geschick
Herführte, seitab sie zu leiten.

Ihn kleidet das schmucke Soldatengewand
Und Stiefel mit klirrenden Sporen —
Fest hält er die Dirne mit nerviger Hand
Und flüstert ihr heiß in die Ohren. —

Dann wieder ein Bild: Vor der Kirche Altar
Kniet freudig dem Höchsten ergeben
Gar festlich gekleidet ein jugendlich Paar,
Das Bündniß zu schließen für's Leben.

Die Braut war sie selbst; doch der künftige Mann
War nicht jener Schmied aus dem Orte,
Der Andere war's, der zum Weib sie gewann
Durch Schmeicheln und süßliche Worte.

Nicht trägt er den Kriegsrock, die Sporen nicht mehr,
Wohl hat er den Abschied genommen;
In dunkler Gewandung als städtischer Herr
So war er zur Hochzeit gekommen. —

Die junge Frau Wirthin, der junge Herr Wirth,
Die hausten nun glücklich zusammen,
Das Täubchen, es schnäbelt, der Tauber, er girrt, —
Hell steht noch die Liebe in Flammen.

Die Alten, die machten bereitwillig Platz
Und zogen sich schleunig nach oben;
So hört man nur flüstern „mein Herz" und „mein Schatz"
Und ewige Lieb' sich geloben.

Ja — ewige Liebe! — Wie leicht sich das sagt!
Und wie sie sich schnell oft verwandelt! —
Da sitzt sie, die glückliche Wirthin, und klagt,
Wie thöricht und blind sie gehandelt!

Der liebende Gatte verschmähte es bald,
Allein mit dem Weibchen zu kosen,
Er wanderte fleißig durch Feld und durch Wald
Und pflückte auch andere Rosen.

Die Wirthschaft, die macht ihm nicht viele Beschwer,
Die sollte die Wirthin besorgen;
Der eifrigste Zecher dagegen war er,
D'rum schlief er dann länger am Morgen.

Und als ihm die Gattin im Zorne entbrannt
Dies müßige Treiben verwehrte,
Da hat er ihr lächelnd den Rücken gewandt,
That weiter doch, was er begehrte.

So ward aus dem Kosen bald Zanken und Streit,
Doch ließ sich der Eh'herr nicht irren,
Er wurde nur gröber im Laufe der Zeit;
Vorbei war's mit Schnäbeln und Girren.

Und als auch ein Söhnchen den Hausstand vermehrt,
Blieb gleichwohl die Sache beim Alten,
Der Hausherr lebt müssig, er trinkt und verzehrt,
Die Hausfrau mag walten und schalten.

So ging's mit der Wirtschaft auch mählig bergab;
Die Alten, im Hoffen betrogen,
Die brachte der Ärger, die Kränkung in's Grab,
Das Hausglück war gänzlich verflogen! —

Dann kam jene Schrecknacht im Laufe der Zeit,
In der sie den Hausherrn erschlagen
Im eigenen Hause bei blutigem Streit; —
Sie hat es mit Schweigen getragen.

Jetzt kam es zu Tag, daß der Schulden Gewicht
Die Wirthschaft bereits überlastet;
Das Haus und die Habe verschlang das Gericht,
Nicht wurde da lange gerastet. —

So saß sie, die einstens im Hause gebot,
In einer der schlechtesten Stuben
Und nähte sich blind, um das tägliche Brot
Zu schaffen für sich und den Buben.

Wie schwebt ihr das Alles so klar vor dem Sinn,
Dieweil ihre Finger sich regen,
In rastlosem Fleiße für schmalen Gewinn
Der mühsamen Arbeit zu pflegen! —

Wo aber wohl weilte indessen der Mann,
Der erst ihre Liebe gewonnen, —
Dem sie dann so bitteres Unrecht gethan,
Von schmeichelnder Falschheit umsponnen?

Schier jämmerlich war es ihr damals zu Muth,
Zur Stund', als sie selbst ihm mit Zagen
Bekannte, sie sei ihm wohl immer noch gut,
Doch müsse er ihrer entsagen.

Er gab ihr kein einziges scheltendes Wort
Und wandte sich schweigend zum Gehen,
Doch binnen acht Tagen verschwand er vom Ort
Und wurde nicht wieder gesehen.

Sie sagten, er wäre wohl über das Meer
In andere Welten gezogen; —
Wohl dacht' er des elenden Weibes nicht mehr,
Das einst seine Liebe betrogen! —

Genug heut' der Arbeit, es schweiget die Pflicht;
Die Frau tritt erschauernd an's Fenster, —
Da fährt sie zurück mit verstörtem Gesicht,
Als sähe sie bleiche Gespenster:

Ein Antlitz vermeinet sie draußen zu seh'n,
Das trägt des Verschollenen Züge; —
Da scheint es im Dunkel der Nacht zu vergeh'n, —
Vorbei die gespenstige Lüge!

Erschauernd noch hört das geängstigte Weib
Vom Thurme die Stunde verkünden,
Scheu birgt es im Bette den fröstelnden Leib
Und fleht um Vergebung der Sünden.

* * *

Es wich das gespenstige Dunkel dem Licht,
Des Tages erhellendem Schimmer,
Die Sonne, sie lächelt mit heiter'm Gesicht
Durch's Fenster in's ärmliche Zimmer.

Frau Barbara sitzt an dem Tische auf's Neu'
Die Hände im Schooße verschlungen,
Sie senkt ihre Blicke in ängstlicher Scheu
Von Reu' und Beschämung durchdrungen. —

Da guckt ein Gesichtchen gar niedlich und frisch
Aus ihres Gewandes Gefalte
Hin nach dem Gesellen dort über dem Tisch,
Deß' Stimme das Zimmer durchhallte.

Ein strammer Geselle mit wallendem Bart
Und sonnenverbranntem Gesichte,
Als wär' er gerathen auf luftiger Fahrt
Zu nahe dem ewigen Lichte!

Der Ausdruck des Ernstes umspielt ihm den Mund,
Die Augen erstrahlen in Milde,
Die Güte des Herzens, die geben sie kund
Und spiegeln die Seele im Bilde.

Es ringt sich die Stimme aus kräftiger Brust
Mit tiefem, gemüthlichem Klange:
„Die Heimath zu schauen — ja, 's ist wohl 'ne Lust,
Hat man sie gemieden so lange.

Nicht halb so erfreulich und lieblich zu seh'n
Ist drüber dem Wasser die Erde,
Und doch will ich gern nun zurück wieder geh'n
Zum selbst mir geschaffenen Herde. —

Mußt' fleißig mich rühren und meiden die Rast,
Um dort mir das Brot zu erwerben;
Dazu hat mich mächtig das Heimweh erfaßt,
Fast dacht' ich, ich müsse noch sterben.

Auch drinnen im Herzen — doch lassen wir das! —
Ich hab' meine Schmerzen verwunden,
Und wenn ich auch nimmer des „Einstens" vergaß,
Die Ruhe, die alte, gefunden.

Nun trieb's mich herüber, die Heimath zu seh'n
Und — daß ich es offen nur sage —
Auch — wie es — der Barbara mag wohl ergeh'n,
Die — jetzt noch im Herzen ich trage" —

In sprachlosem Staunen — beinahe erschreckt
Blickt jene empor zu dem Gaste;
Erst war ihr das Antlitz mit Röthe bedeckt,
Worauf es noch tiefer erblaßte.

„Nun, Bärbel, was siehst mich so sonderbar an?" —
So spricht der Gereiste nun weiter —
„Ich bin eben stets noch der einfache Mann,
Nicht feiner und auch nicht gescheidter.

Und was ich dereinstens im Herzen verspürt,
Bevor 's mich von dannen getrieben,
Weil du dir den Andern zum Liebsten erkürt,
s' ist schlafend darinnen geblieben.

Als ich nun erfahren, wie schlecht es dir ging,
Von all' deiner Buße und Reue,
Da spür' ich auf einmal da drinnen das Ding
Sich rühren und regen auf's Neue.

So dacht' ich, wir könnten, wenn's Dir so gefällt,
Vergangener Zeit uns besinnen
Und dort in der neuen, der nüchternen Welt
Ein friedliches Leben beginnen."

Es zuckt wie ein Sonnenstrahl durch das Gesicht
Dem Weibe, das Alles verloren;
Noch blickt es erstarrt, als vertraue es nicht
Den eigenen Augen und Ohren, —

Dann bricht sie hervor mit gewaltiger Macht,
Der Thränen erlösende Quelle; —
Wenn's drinnen im Herzen auch leuchtet und lacht,
Sind die doch an richtiger Stelle!

„Du Guter," — so bringt sie mit Schluchzen hervor —
„So hast Du dem Weibe vergeben,
Das selbst Deine Liebe im Leichtsinn verlor,
Und willst es vom Staube erheben?"

Da hat er ihr leise die Hände erfaßt,
Mit herzlichem Druck sie zu pressen:
„Wir theilen des Lebens Beschwerden und Last,
Das Andere — woll'n wir vergessen." —

„Lieb' Mutter!" — tönt's plötzlich mit klagendem Laut
Empor, wie im Liebeverlangen;
Da fährt sie zurück, die Geprüfte, und schaut
Dem Manne in's Auge mit Bangen.

„Der Knabe?" — so stammelt sie fragend und legt
Wie schützend die Hand auf den Kleinen;
Da blickt auch der Fremde so seltsam bewegt
Hernieder, als sollte er weinen.

„Sein Knabe!" — so murmelt er leise vor sich,
Die Mutter blickt schweigend zur Erden, —
„Dein Knabe! — Sein Antlitz, es spiegelt nur Dich! —
So soll er der meine auch werden!"



Zwischen Zweien.

Von

Jella Jednik.

Der Herr des Hauses erhob sich von der reichbesetzten Abendtafel. Er langte mit der Rechten nach dem vor ihm stehenden, mit duftendem Rothwein gefüllten Krystallglas, die Linke fuhr nach dem Käppchen, das in Anbetracht der offenen, dem frischen Nachthauch Einlaß gewährenden Terrassenthür seinen silberweißen Scheitel deckte, und zog es herab, und während sein Blick über Tochter und künftigen Schwiegersohn schweifte und sich in zärtlicher Liebe auch dem vierten Anwesenden, einem jungen, schönen Mann zuwandte, begann er mit vor Rührung bebender Stimme:

„Meine Kinder! Denn Euch Alle mit diesem Namen zu nennen, ist mir Bedürfniß, meine Kinder! Ich bringe dieses Glas dem Andenken der Abwesenden, der für immer Abwesenden, die ich niemals sehnlicher an meine Seite zurückgewünscht habe, als an diesem Tage, dem Andenken deiner Mutter, Leonore."

Die Gläser klangen aneinander, Leonore unterdrückte mit Mühe aufquellende Thränen.

„Und nun lass' mich von Dir Abschied nehmen," fuhr der Greis fort, „komm' zu mir, meine Tochter, ich drücke diesen Kuß auf Deine Stirne und wünsche, daß mit ihm mein Segen so auf Dein geliebtes Haupt übergehe. Du warst der Stab meines Alters, das Licht meiner Augen, die Freude meines Herzens. Und ob Du gleich nicht ganz von

mir gehest, sondern mir recht nahe bleibst, so wird Dein Scheiden aus diesem Hause mir einen schweren Verlust bedeuten."

Er hielt einen Augenblick inne und preßte sein einziges Kind fest in die Arme.

„Doch nein, ich bin ungerecht und undankbar; der Dich mir entführt, hat für Ersatz gesorgt, er gibt mir das Kind seiner Schwester, den ihm zunächst Stehenden in mein Haus, auf daß die Lücke nicht so fühlbar werde, die Dein Gehen verursacht."

Während er die Tochter mit der Rechten innig umfangen hielt, reichte der Greis die Linke seinem Gegenüber herzlich dar. Dann suchte sein Blick den Bräutigam und sein Gesicht erhellte sich.

„Dir, Edmund, gebe ich sie gerne; ich weiß nicht, wie ich sonst den Gedanken ertragen hätte, sie meinem wachenden Auge entrückt zu sehen, aber Du wirst sie hüten und ihr ein Hort sein. Sieh', daß Du so ruhig um sie warbst und sie in Deiner gelassenen Weise gewannst, flößte mir ein unerschütterliches Vertrauen ein, denn auch sie bringt Dir keine thörichte, himmelstürmende Leidenschaft entgegen, aber ihr Herz ist echt und treu, und wenn Du in Deiner Ehe den falschen Lichterglanz des Liebesfeuerwerkes vermissen solltest, so ist es nur, damit Dein Auge die stillleuchtende Flamme des häuslichen Glückes desto deutlicher wahrnehme. Wohl Euch, meine Kinder, daß Ihr zur Erkenntniß des Rechten den kürzesten Weg gewandelt, manch' bitter bereuter Irrthum ist Euch erspart geblieben, manch' Zurückwandern auf schon betretene Pfade, mancher Kampf und manch' Unterliegen."

Der würdige Greis schwieg abermals einige Augenblicke und sein großes, unirdisches Auge schien in ferne Zeiten zurückzublicken. Dann sammelte er sich, ließ die Tochter sanft aus seinem Arm, aber strich ihr liebkosend über den braunen Scheitel und küßte sie wiederholt.

„Gute Nacht, mein liebes Kind," sagte er weich, „es ist die letzte Nacht, die Du als Mädchen unter dem Dache Deines Vaters verbringst. Weine nicht, ich bin ja gefaßt, ich kann nur in diesem Augenblicke der Rührung nicht wehren. Ihr habt die Trauungsstunde für morgen so früh angesetzt, daß ich noch heute von Euch Abschied nehmen muß. Und heute, in dieser feierlichen Stunde erkläre ich Dir, Edmund, ich will das Kind Deiner Schwester, ich will Herbert wie meinen Sohn ansehen, er soll seinen Platz neben Leonoren in meinem

Herzen haben, und ich wünsche, daß dereinst mein Hab und Gut in gleicher Weise unter sie vertheilt werde."

„Vater!" fiel Edmund wie abwehrend ein, aber sein Blick ruhte mit inniger Dankbarkeit auf den lebhaft bewegten Zügen des Greises.

Herbert trat von seinem Sessel zurück, er wurde blaß und fand kein Wort des Dankes.

„Und was Du an meinem Kinde Liebes thust, soll Dir an Deinem Neffen vergolten werden. Er ist Dein Liebling und ich weiß das Opfer wohl zu würdigen, welches Du bringst, indem Du ihn von Dir lässest, aber mein Alter wäre allzu einsam gewesen und für Herbert findet sich bei uns Arbeit genug, an die ein junger Kopf und ein frischer Arm seine Kraft setzen mag. Es war freilich ein schöner Traum von mir, daß der Gatte meiner Tochter dereinst mein Nachfolger werde, aber sie hat nun einmal keinen Landwirth gemocht," der Greis lächelte still in sich hinein, „und ich bin ihr deshalb nicht gram. Es kann sich ja auch fügen, daß Herbert mir ein Töchterchen für das verlorene in's Haus bringt, und dann sollst Du sehen, Leonore, wie eine Andere hier an Deiner Statt schaltet, und wenn Du kommst, bist Du nur mehr Gast, freilich der liebste, den ich auf Gottes Erdboden zu nennen wüßte und der sein eigenes, trauliches Nest hat. — Und nun, meine Kinder, laßt uns noch ein Glas der Verwirklichung meiner Wünsche bringen, auf Euer Glück, Edmund und Leonore, auf eine baldige zweite Hochzeit, Herbert!"

Die beiden Erstgenannten waren mit ihren Gläsern herangetreten und klangen an; Herbert faßte nach dem seinen, aber es entglitt seiner Hand und der Inhalt verbreitete sich in einem raschen, rothen Strome über das weiße Gedeck.

„Was thust Du, Herbert?" fragte der Hausherr erstaunt, „das edle Naß rieselt bis zu uns herüber."

„Ich wollte, es wäre mein Herzblut!" stieß Herbert zwischen den Zähnen hervor. Der Hausherr hörte die Worte nicht, aber Edmund wandte sich in jähem Schrecken seinem Neffen zu, und Leonore sah ihn einen Moment lang mit ängstlichen Augen an, worauf sie mit bebender Hand ein Tuch über den Fleck warf.

Der Hausherr rüstete sich zum Gehen, er bedeckte seinen weißen Scheitel, reichte Edmund die Hand und nickte dem im Schatten stehenden Herbert freundlich zu. „Du bleibst mir das Anklingen

schuldig," rief er unbefangen und stützte sich auf den Arm seiner Tochter. „Zum letzten Male," sagte er wehmüthig. Bei der Thüre blieb er stehen. „Sag' Deinem Bräutigam gute Nacht, Leonore, und Herbert auch, Du mußt mir noch vorlesen, auch heute noch, ich kann Dir das nicht schenken; morgen thut's dann Herbert."

Sein Blick verfolgte die Tochter. Sie schritt auf Edmund zu und gab ihm die Hand. „Gute Nacht!" sagte sie und sah ihn nicht an. Er suchte ihr gesenktes Auge, dann schüttelte er den Kopf und trat zurück. Sie ging an Herbert vorüber und sagte mit einem leichten Neigen des Hauptes: „Schlafen Sie wohl!" Dabei traf ihn ein ernster, beredter Blick. Er vermochte kein Wort hervorzubringen und wandte sich ab. „Was habt Ihr denn, junges Volk?" rief der Hausherr herüber, „doch nicht etwa gezankt? Ich will nicht hoffen, Leonore."

Leonore nahm seinen Arm und indem sie mit ihm hinausging, schien sie einige erklärende Worte zu sprechen, die im Terrassenzimmer nicht mehr gehört wurden.

Als sich hinter den Fortgehenden die Thüre geschlossen hatte, trat Edmund auf seinen Neffen zu: „Was war das, Herbert, Du leidest?"

Herbert bemühte sich vergeblich zu antworten, er rang einige Augenblicke mit sich selbst, dann brachte er ein paar unzusammenhängende Worte hervor und schließlich stürzte er wie flüchtend aus der Thüre in den Garten. Edmund stützte sich mit der Linken auf den Tisch, daß die geleerten Weingläser leise erzitterten und sah ihm nach. In seine Seele fiel eine jähe Klarheit, die ihm alle Fassung raubte.

„Also das war's," murmelte er, dann ließ er sich langsam auf einen Sessel nieder, begrub das Gesicht in die Hände und eine grenzenlose Traurigkeit, eine Art stiller Verzweiflung bemächtigte sich seiner. Der Eintritt eines Dieners störte ihn aus seinem Brüten auf, er erhob sich und trat auf die Terrasse. Eine frische, aber köstliche Septemberluft umspielte ihn. Er schritt die wenigen Stufen herab in den Garten und spähte nach Herbert, den er auf einer Bank sitzend traf und dessen Antlitz, gegen die Lehne gedrückt, im ungewissen Sternenlicht eine schreckhafte Blässe zeigte. Edmund fühlte sein Herz schmelen. Er trat heran, legte die Hand liebreich auf die Schulter des jungen Mannes und sagte mild: „Sprich, Herbert!"

Herbert faßte diese gütige Hand, und indem er sie heftig drückte, brach er aus:

„Onkel, verzeih' mir, ich liebe sie wahnsinnig."

Edmund setzte sich neben ihm nieder und ließ ihm Zeit zur Fassung. Dann sagte er, indem sein Blick über das Haus mit den freundlich erhellten Fenstern glitt und den Neffen vermied, im Tone überzeugendster Selbstanklage:

„Das habe ich verschuldet."

„Nein, nicht Du, Du meintest, ich solle mich hier umsehen, ehe ich mich für mein Bleiben entschied, Du wolltest dem Vater Gelegenheit geben, sich mit dem Gedanken der Stellvertretung vertraut zu machen, Du dachtest Leonoren die Zeit Deiner Anwesenheit zu kürzen, Du hast unser Bestes gewollt, aber Du vergaßest, daß mein Herz jung und unberührt und leidenschaftlich war und sich in Leonorens Nähe zu mehr als Deiner, nahezu väterlichen Neigung gedrängt fühlen mußte."

Edmund zuckte zusammen:

„Ja, Du hast Recht, ich vergaß das."

„Sieh', Onkel, anfangs war es nur ein Spiel, ein Traum; ich sagte mir, daß Leonore außer dem Kreise der Frauen stehe, denen ich meine Huldigung darbringen dürfe, und das gab mir ein Gefühl der Sicherheit. Ich ließ den ganzen Zauber ihrer Persönlichkeit uneingeschränkt auf mich wirken. Sie ist köstlich, Onkel, die reinste, ungekünsteltste Natur, von den Formen unserer Welt weiß sie wenig, aber ihr ist ein sicherer Herzenstact eigen, der sie vor jedem Irrthum bewahren wird."

„Das sagst Du mir?" warf Edmund ein.

„Und sie denkt. Alles, was ihr begegnet, zieht sie in den Kreis ihrer Betrachtung, über Alles wünscht sie Auskunft und Belehrung."

„Du gabst ihr diese?"

„Unser Verkehr bestand hauptsächlich darin. Sie sagte mir, Du habest es immer so mit ihr gehalten, was ihr auffallend war, habest Du gedeutet, was räthselhaft, erklärt. Ich glaubte nicht besser handeln zu können, als indem ich ihr Dich so viel als möglich ersetzte. Wir sprachen über alle uns umgebenden Dinge, ihr Vater sah es gerne, wenn sie sich bildete, wie er es nannte. Sie hört so köstlich zu, ihre großen Augen weichen keinen Augenblick von Deinem Antlitz und man kann den Moment des Verständnisses mit Sicherheit in ihnen lesen."

Edmund nickte dieser Behauptung schweigend Bestätigung zu.

„Mir war es ein ganz neues und unendlich wohlthuendes Gefühl, meine junge Weisheit auf diese Art weiterzugeben. Ich gestehe, daß ich Leonore um dieser Bereitwilligkeit willen, sich belehren zu lassen, zuerst lieb gewann. Freilich bemerkte ich später, daß ich nicht allein der gebende Theil war; von ihrer ruhigen, stillzufriedenen Weise ging eine friedvolle Beschränkung auf mich über, der ich die Sturm- und Drangperiode meines Lebens kaum hinter mir hatte, und die Dir gegenüber zwar nie geäußerte, aber nichtsdestoweniger lebhaft vorhandene Furcht, mich in die engen Verhältnisse einer mäßig großen Landwirthschaft nicht hineinfügen zu können, wich allgemach und wurde schließlich von einem unerklärlichen Glücksgefühl verdrängt, das ich wochenlang in meiner Brust trug und dem ich keinen anderen Ausdruck zu geben wußte, als indem ich Dir schrieb, wie unendlich ich Dir danke, mich gerade jenem Berufe zugeführt zu haben, der mir von allen der natürlichste und freieste erschien und zugleich meinem Wesen auf das Wunderbarste zusage."

„Deine Briefe," fiel Edmund ein, „waren mir höchst erfreulich, ich ersah aus ihnen eine völlige Uebereinstimmung der drei geliebtesten Menschen und baute mein Glück darauf."

„Es herrschte auch zwischen uns das herzlichste Verständniß. Der Vater, ich nannte ihn vom ersten Tage so, war mit meinen Leistungen zufrieden; er versicherte mir immer wieder, ich übertreffe seine Erwartungen, ich hingegen fand in ihm einen liebevollen, sich leicht anschließenden Greis, dem eine Stütze zu sein, ich als ehrenvolle Lebensaufgabe betrachte."

„Du sprichst nicht von Leonoren."

„Ich weiß nicht, ob ich's soll, Onkel. Morgen ist Dein Trauungstag . . . ."

„Wer weiß?"

„Wie, Du kannst auch nur einen Augenblick den Gedanken fassen, Leonoren aufzugeben? O, Du liebst sie nicht wie ich. Wäre sie mein, wie sie Dein durch eigenen Willen und Bestimmung ist, ich gäbe sie nie wieder frei, ich hauchte eher den letzten Athemzug aus, ehe ich sie von mir ließe."

„Du mußt ruhiger werden, Herbert. Sieh', diese Unterredung ist entscheidend für unser Beider Leben und es ist nothwendig, daß wir mit voller Ueberlegung und so gelassen als möglich über das sprechen,

was in unserem seltsam verwirrten Verhältnisse der Lösung entgegengeführt werden kann. Damit ich in diesem, mich so nahe berührenden Falle vollständig klar sehe, mußt Du in Deiner Erzählung fortfahren. Wie verhielt sich Leonore Dir gegenüber?“

„Sie machte in ihrem freundlichen, ich möchte sagen sonnigen Benehmen gegen mich keine Ausnahme. Es war anfangs ein ruhiges, geschwisterliches Verhältniß, das uns verband. Aber mit der Zeit trat zu der herzlichen Freundschaft, die ich ihr widmete, eine neue Art Empfindung, die ich Dir schon einmal als unerklärtes Glücksgefühl bezeichnete. Ich befand mich dauernd in angeregter, thatfreudiger Stimmung und genoß den Sommer dieses schönen Jahres mit vollem Bewußtsein und in allen Einzelnheiten, was theils durch die nahe Beschäftigung mit seinen Gaben, theils durch Leonorens Eigenthümlichkeit veranlaßt wurde, jeder neuen Erscheinung der fortschreitenden Jahreszeit einen neuen Reiz abzugewinnen und diese Würdigung der kleinsten Schönheitsmomente auf ihre Umgebung zu übertragen. Ich, der weiblichen Umgang nie genossen, staunte über die einfachen und wirkungsvollen Hilfsmittel, die ihr zum Schmücken des täglichen Lebens zu Gebote standen, und aus der Befriedigung, die über mich gekommen war, wurde ein wärmeres, ein heißes Gefühl, das mir eine Welt von Glückseligkeit enthielt. So immer an ihrer Seite wandeln zu dürfen, ihres holden Umgangs sich erfreuen, vor ihren klaren Augen die Wirren seines Lebens schwinden sehen! Ich dachte an Dich, und wie Du mit stätem, stillen Werben ihr genaht, wie alles ruhig, friedvoll verlaufen, wie Ihr keine Ahnung von den stürmischen Stimmen habt, die in einer Menschenseele wach zu werden vermögen. Ich wollte mit aller Macht verhindern, daß sie von meinem veränderten Inneren Kenntniß erhalte, aber dieses Streiten wider Stimmung und Gefühl nährte die Flamme, statt sie zu löschen. Ja, eine Flamme war es, ist es, die mich verzehrt. O, mein theurer Onkel, was ist die Liebe für ein verrätherisches und doch tausendmal gesegnetes Geschenk der Götter! Was früher dunkel war, jetzt ward es hell, was ehedem wonniges Behagen bereitete, jetzt ward es zur Qual. Täglich, stündlich mit ihr zu verkehren und dabei einen Schatz in sich hüten zu müssen, welcher, verausgabt, ein Leben zu bereichern genügen würde, welcher sich durch seinen Glanz so leicht verräth! Es konnte nicht anders kommen, als daß Leonoren mein Seelenzustand auffiel. Mit sicherem Tacte ging

sie jedoch über das hinweg, was sie bemerkt zu haben nicht für geeignet erachtete. Ihre herzliche Güte, ihr unbefangener Sinn halfen mir glücklich über das brennende Verlangen, sie in mein Geheimniß einzuweihen. Der Vater sah unseren Verkehr mit Vergnügen, er förderte ihn nach Kräften und schien in dem Gedanken, sich in mir einen Sohn zu erwerben, völlig zu übersehen, daß nicht geschwisterliche Bande mich an Leonoren knüpften.

Wir sprachen häufig von Dir, wie man das Bild eines lieben Abwesenden so gerne durch Gespräch und Erinnerung heraufbeschwört. Leonore verrieth eine hohe Achtung vor Deinem Charakter, aber ich entdeckte in ihren Worten nichts von dem himmelhochjauchzenden Empfinden, das meine Brust zu zersprengen drohte. Ich glaubte, sie verberge mit mädchenhafter Scheu, was sie für Dich empfinde, und ersehnte in aufrichtigem Wunsche eine Aeußerung reicherer Liebe, einen Blitz aus dem Gewitter, das, nach meiner Erfahrung, das Herz in solchem Falle durchtobt. Nichts — der ruhige Himmel ihrer Seele zeigte ein unverändertes, heiteres Blau."

Edmund sprang von seinem Sitz empor. Er nestelte den leichten Rock, den er trug, bis unter das Kinn zu, blickte um sich, wie um den kühlen Lufthauch zu sehen, der ihn leicht erschauern machte, und da Herbert sich nicht vom Platze erhob, ließ auch er sich wieder nieder. Die Sternennacht entfaltete ihren ruhigen Zauber und in dem feierlichen Schweigen der späten Stunde erhob der Jüngling abermals seine Stimme:

„Es war seltsam, wie ich jetzt jedes Zeichen beobachtete, das Dir günstig war. Günstig! Du konntest kaum wärmer verehrt werden, als es hier geschah, aber ich wollte durchaus Leonorens Liebe wecken, ich wußte, daß mit ihr meine eigene Besinnung gewonnen sei. Ich redete von Dir als meinem Wohlthäter, meinem väterlichen Schätzer, ich zog den Edelstein Deiner Selbstlosigkeit, Deiner Hingebung in das Licht meiner Beredsamkeit, ich pries Deine bürgerliche Stellung, Deine Festigkeit, Deinen sichern Blick. Leonore lächelte zu alledem, sie sah mit überlegenem Leuchten der Augen zu mir herüber, legte die fleißigen Hände in den Schoß, nickte und sagte: „Das weiß ich, das weiß ich besser als Sie!" Dabei blieb sie ruhig, unbewegt, gleichmäßig. Es erinnerte mich lebhaft an die Zeit, wo Du mir in Deiner gelassenen Weise zuerst von ihr erzählt."

„Verzeih', Herbert, daß ich Dich unterbreche," fiel Edmund ein, „dachtest Du nicht daran, daß beglückte Liebe keinen Grund zu stürmischer Bewegung hat?"

„Wenn es Liebe wäre, was Leonore für Dich empfindet, so müßte ich das mit Bestimmtheit herausgefühlt haben, meine Seele schärfte all' ihre Sinne für diesen Zweck, aber Leonore gestand selbst, der Liebe, wie ich sie begreife, als ein Fremdling gegenüber zu stehen."

„Wem gestand sie das?" Edmund faßte den Arm des Neffen mit krampfhaftem Griff und sah in nächster Nähe in die aufgeregten Augen des jungen Mannes, der mit erzwungener Ruhe antwortete: „Sie gestand das mir."

„Du sprachst mit ihr darüber?"

„Ich that's. Ich bitte Dich, Onkel, zürne mir nicht, ich kann diesen Ton nicht ertragen. Daß ich nicht mit Absicht den Augenblick herbeiführte, der ihr mein Inneres enthüllte, wirst Du mir glauben, der ich Dir im frommen Schauer die heilige Wahrheit enthülle. Es trat etwas Fremdes zwischen mich und Leonore, das ich als bitterste Qual empfand und das für sie mindestens Bedrückung war. Sie traf mich eines Tages in tiefes Brüten versunken im Gartensalon und ohne eine Erklärung von mir zu fordern, noch mir eine solche gebend, rieth sie mir — zu gehen. Das rief den fürchterlichsten Aufruhr in mir wach, ich wollte das Haus zur Stunde und für immer verlassen und sagte ihr das. Aber sie zwang meine Erregung nieder und erklärte mir, daß ich um des Vaters, daß ich um Deinetwillen eine minder gewaltsame Lösung herbeiführen müsse. Da rang es sich denn von meinen Lippen los, daß ich nicht weiter neben ihr leben könne, ohne für meine ganze Zukunft unglücklich zu werden, und der Einblick, den sie in mein Herz gewann, brachte ihr die äußerste Bestürzung. Wohl hatte sie mein Gefühl erkannt, aber nicht die verzehrende Gewalt, die ihm innewohnte. Während ich im heftigsten Ergusse ihr das leidenschaftliche Märchen meiner Liebe erzählte, ward sie ernst und ernster. Tiefe Schatten gingen über ihr Gesicht und mein Geständniß schien sie völlig zu vernichten. Ich hatte diese Wirkung nicht vorausgesetzt, ich dachte nicht einmal daran, sie zu rühren und sprach nur um der seligen Empfindung willen, mein grausam gepreßtes Herz endlich einmal entlasten zu können.

Als ich innehielt, sah sie mich mit einem herzzerreißenden Ausdruck von Hilflosigkeit an und fragte mit bebender Stimme, was da zu thun sei.

Ich beschwor sie, mir zu sagen, daß sie Dich liebe, und ich wollte sogleich fliehen, oder wollte bleiben und mich beherrschen lernen, ich wollte sterben, um den Mißklang meiner störenden Liebe aus ihrem Leben zu verbannen. Aber sie schüttelte nur das Haupt, und schwieg."

Herbert hielt den Sturmfluß seiner Rede an. Edmund selbst half ihm nach einer kurzen, gedankenreichen Pause weiter, indem er die letzten bedeutungsvollen Worte wiederholte:

„Sie schwieg?"

„Sie schien mit grübelndem Verstande vor einem Problem zu halten," fuhr der Andere fort, „und nur meiner drängenden Bitte gelang es endlich, sie zum Sprechen zu bewegen. Sie sagte mir, daß mein Geständniß sie tief erschreckt habe, daß sie vergeblich in ihrem Herzen nach einer Stimme suche, die in ähnlicher Weise wie ich zu ihr, für Dich spräche. Auch habest Du nie das Maß brüderlich herzlicher Freundschaft gegen sie überschritten und wenn das, was ich soeben mit feuriger Zunge gepredigt, das Evangelium der Liebe sei, so müsse sie mit bangem Schauer sich zu den Ungläubigen bekennen, und es sei vielleicht Verrath am Heiligsten, so gänzlich leidenschaftslos in die Ehe zu gehen."

„Thörichte Kinder!" warf Edmund traurig ein.

„Und unglückliche," setzte Herbert hinzu. „Es war ein bitterer Moment in unser Beider Leben. Ich rieth Leonoren, Dir Alles schriftlich zu gestehen und Deiner Entscheidung zu überlassen, was nun geschehen solle. Aber sie bebte davor zurück und wir beschlossen Deine Ankunft zu erwarten, um von Deinen ruhigen Augen die Wunde unserer Herzen prüfen zu lassen, um von Deiner überlegenen Weisheit Rath zu erlangen. Ich versprach Beherrschung und Ruhe, und Leonore gewann im Laufe der folgenden Tage ihre Fassung wieder. Nur wenn wir sahen, wie der Vater mit ganzer Seele an der Verbindung hing, wie er mit stetig wachsender Freude Deiner Ankunft entgegensah, dann kam die Bangigkeit mit Macht über uns.

Endlich kündigtest Du Dein Kommen an. Wir besprachen gestern, kurz vor Deinem Eintreffen, in gedrängter Weise unser Vorhaben. Leonore wollte Dir am anderen Morgen bei einer sich ergebenden oder

herbeizuführenden Gelegenheit die Sachlage darstellen und wir vereinbarten, daß wir uns Deinem Richterworte widerspruchslos fügen wollten. Auf meinen Einwurf, ich vermöchte jedoch nicht hier an der Stätte meiner Qualen weiterzuleben, falls Deine Entscheidung mich dazu bestimmte, antwortete Leonore mit einer an ihr gänzlich neuen Energie, daß ich mich eben werde bezwingen müssen und ich glaubte in dieser ihr so fremden Sprache bereits Deines Geistes einen Hauch zu verspüren, Deines Geistes, der, wie mir schien, ohne Deine persönliche Anwesenheit, bei Deinem Nahen schon einen imponirenden Einfluß übte. Ja, es kam mir vor, als ob Leonore eine gewisse Feindseligkeit gegen mich an den Tag legte, gleich als zürnte sie mir, sie in diesen Wirbel der Zweifel gestürzt zu haben, und unruhiger ist Dein Erscheinen wohl kaum je erwartet worden, als von uns Beiden in diesen Tagen."

Edmund hatte ohne äußere Bewegung zugehört, jetzt unterbrach er den Neffen mit den kühlen Worten:

„Ich bin nun einen Tag hier, morgen fällt der Würfel und ich habe es nur einem Zufall zu danken, daß ich in diese mir so wichtigen Veränderungen eingeweiht werde. Allerdings," fuhr er wärmer fort, „schien Leonore mir eine Mittheilung machen zu wollen und ihr Wesen ließ mich mehr als einmal erstaunen, aber ich schob Alles auf bräutliche Verwirrung und den Abschiedsschmerz."

„Es ist eben Alles aus," rief Herbert mit einer Stimme, die wie Schluchzen klang. „Als Du ankamst, ruhig, heiter, mit fester Hand ergreifend, was Dein Besitz ist, da verlor Leonore den Muth des Geständnisses. Sie ließ den Vormittag verstreichen, ohne Dich gesprochen zu haben und sagte mir nachher, sie verzichte auf die Auseinandersetzung und wolle Dein treues Weib werden mit dem stillen, achtungsvollen Gefühl, das sie für Dich hege, und das, da Du niemals mehr begehrt, für Eueren Bund wohl hinreichen werde. Ich müsse nun auch mit mir fertig zu werden trachten, sie könnte ohnedies in keinem Falle mir mehr gewähren, als den Abglanz dessen, was sie Dir entgegenbringe. Siehst Du, das sagte sie mir und nun fragst Du, ob ich leide."

Herbert hatte völlig die Fassung verloren, er brach in Thränen aus und sein Jammer rührte das Herz des älteren Freundes.

„Beruhige Dich," sagte er in zärtlichem Tone, „ich will trotz alledem mit Leonoren sprechen."

„Wie, noch heute?“ Herbert fragte es mit einem Ungestüm, in dem Furcht und Hoffnung lag.

„Sogleich. Versprich mir, Dich in Dein Zimmer zurückzuziehen und meine Rückkunft zu erwarten. Ich will in dieser Sache klar sehen. Verhält es sich, wie Du sagst, will Leonore mehr aus Pflichtgefühl, denn aus innerstem Bedürfnisse die Meine werden, so gebe ich sie frei. Diese Brust hat manchen Schmerz erprobt, sie wird auch den bittersten überwinden. Mit dem Augenblick, als ich zurücktrete, ist für Dich die Bahn frei. Du mußt Leonorens Aeußerung nicht für unumstößlich halten; mein Gott, die Mädchen sind so veränderlich.“

Er tröstete noch, aber es war ein trauriger Trost und in dem Herzen des jungen Mannes stieg bei den letzten, seltsam ruhig gesprochenen Worten Edmunds eine dämmernde Ahnung auf, die ihm den Athem verlegte.

„Nein, geh' nicht zu Leonoren,“ sagte er rasch, „lassen wir dem Schicksal seinen Lauf, der arme Vater wäre zu unglücklich, bedenke das Aufsehen, das Dein Zurücktreten verursachen würde und ich selbst könnte nie mehr ruhig werden. Lassen wir es, lassen wir es!“

„Nein, ich gehe. Ich habe zu viel gehört, als daß ich mit ruhigem Gemüthe vor den Altar treten könnte. Besser heute alles entschieden, als eine Reue, die zu spät kommt.“

Und Edmund schritt dem Hause zu, während Herbert im Dunkel des Gartens verblieb, sich einer bitteren Schmerzempfindung überlassend.

Er schritt durch das Gemach, in welchem ihm kurz vorher eine so verhängnißvolle Offenbarung geworden war, und raubte sich ein Zweiglein von den tafelschmückenden Blumensträußen, das er im Knopfloch befestigte. „Bin ich nicht ein Freier?“ ging es ihm durch den Sinn.

Auf seinem Wege in das obere Stockwerk begegneten ihm allenthalben Vorbereitungen für das morgige Fest und er lächelte bitter bei dem Anblick der freudekündenden Zeichen. Er fragte nach Leonoren. Sie war beim Vater, aber er mußte sie trotzdem sprechen, mochte der Greis doch gleichfalls seine Stimme zu den anderen geben, die in solcher Disharmonie durcheinanderklangen und sich vielleicht gerade durch sie zu einem Accord verschmelzen ließen.

Vor der Thüre zum Schlafgemach des Hausherrn hielt er einen Augenblick an, um Leonorens vorlesende Stimme zu erhorchen,

aber es war Alles still, und vorsichtig und geräuschlos, nur vom lauten Pochen seines Herzens begleitet, öffnete er den Flügel und trat ein, um sogleich an der Schwelle haften zu bleiben.

Der alte Mann schlief bereits. Sein friedeathmendes Gesicht lag in köstlichem Schlummer auf dem leichteingedrückten Kissen, dem Eintretenden zugewandt, die Hände wie zum Gebete auf der Brust gefaltet. Ein matter Lichtschein verbreitete sich über die ehrwürdige Erscheinung und streifte Leonore, die auf den Knien lag. Ihre Rechte mit dem geöffneten Buch hing herab, die Linke unterstützte das Haupt, welches sich gegen den Pfühl lehnte. Das dunkle Gewand fiel in weichen Falten an ihr hernieder und ihre Gestalt war von dem unbezwinglichen Zauber der Grazie umflossen, der ihr allezeit eigen war.

Edmund fragte sich, wie der Greis am Morgen erwachen, was Leonore auf die Frage antworten würde, die er ihr stellen mußte.

Er machte sich durch eine leichte Bewegung bemerkbar. Leonore fuhr empor und sah ihn erschrocken an, sie hatte geweint.

„Ich muß Dich sprechen,“ erklärte Edmund mit gedämpfter Stimme.

Leonore sicherte das Licht und öffnete die Thüre in's Nebengemach, welches sie durchschritt, Edmund folgte in ihr Mädchenzimmer. In dem traulichen, gleichfalls erhellten Raume blieb sie stehen und indem sie rasch und unbemerkt mit dem Taschentuch über die Augen fuhr, fragte sie über die Schulter zurück: „Hast Du länger mit mir zu reden?“

„Ich fürchte, wir werden nicht sobald in's Klare kommen, mein Kind, und Du mußt mir verzeihen, wenn ich Dich zu so ungewöhnlicher Stunde in Anspruch nehme.“

„Ich stehe Dir zu Diensten,“ sagte sie einfach, rückte ihm einen Sitz zurecht und ließ sich ohne Ziererei wie zu einer längeren, aber bedeutungslosen Debatte auf das Sesselchen vor ihrem Schreibtisch nieder.

„Ich habe soeben mit Herbert gesprochen,“ begann Edmund nach einer kleinen, schweren Pause. „Das, was er mir vertraute, veranlaßt mich noch einmal, ehe das entscheidende Wort gefallen, mit Dir über Deinen Entschluß zu sprechen. Du wirst vielleicht sagen, es sei zu spät und nun nichts mehr zu ändern. Der gleichen Ansicht bin ich jedoch nicht, in sechs Stunden läßt sich vielleicht klar legen, was sechs Monate lang falsch gedeutet wurde und Jahre hindurch gebüßt werden müßte.“

Er setzte sich ihr gegenüber mit der Miene eines Mannes, dem Ruhe unter allen Umständen zur Lebensbedingung geworden ist.

„Da Herbert Dir Alles gesagt zu haben scheint,“ ließ sich Leonore gleichfalls sehr gefaßt vernehmen, „hast Du mir doch wohl nur mitzutheilen, wie Ihr Beide über mich verfügt habt.“

„Von Verfügen kann selbstverständlich die Rede nicht sein, Du hast Deinen eigenen freien Willen und hast ihn ja auch Herbert gegenüber zu meinen Gunsten geäußert. Was ich Dir jetzt noch in der zwölften Stunde vor die Seele führen will, ist die Verpflichtung, die Du hast, Dir selbst in allen Fällen wahr zu sein und weder vor dem ersten Worte der Erklärung, noch vor dem letzten der Entscheidung zurückzubeben.“

„Du sprichst, als wärest Du von meiner Beschlußfassung völlig unberührt, als hätte ich nur für mich zu entscheiden.“

Edmund erschrak. „Du weißt, wie werth Du mir bist,“ sagte er erstaunt, „ich habe Dir gesagt, daß ich von Deinem Einzug in mein Haus den neuen Lenz meines Lebens rechnen werde, aber ich bin Mann genug, um es verwinden zu können, daß mir kein Frühling mehr beschieden ist.“

Leonore antwortete nicht, es berührte sie sonderbar, daß Edmund vom Verzichten sprach, als ob ihr Urtheil schon erflossen wäre.

„So weit ich davon entfernt bin,“ nahm dieser wieder das Wort, „einen Druck auf Deinen Willen üben zu wollen, so sehe ich mich doch verpflichtet, Dir in dem Kampfe, den eine unselige Fügung Dir auferlegt, hilfreich zur Seite zu stehen. Ich will ganz absehen davon, daß ich selbst vom Ausgang nah betroffen bin, und nur Dein eigenes Bestes im Auge behalten. Und nun sprich, Leonore, löse den Bann, der Dir heute schon den ganzen Tag die schöne Freiheit Deines Wesens lähmt und mich selbst mit Schauern des Zweifels erfaßt.“

„Was ich Dir zu sagen hätte,“ erwiderte sie, „weißt Du durch Herbert. Ich habe nie daran gedacht, daß zu einem Ehebund mehr als die tiefgewurzelte Achtung und das herzliche Gutsein nöthig sei, die ich Dir entgegenbringe. Herberts unerwarteter Schmerzausbruch, die mir gänzlich neue Sprache seiner leidenschaftlichen Neigung, das Leid, das er trägt, haben mich belehrt, daß es ein Höheres gibt, ein Anderes vielleicht nur, das mir jedenfalls fremd ist und gegen das ich mich nicht zu benehmen weiß.“

„Ich gebe Dir zu bedenken, daß die Sprache, die er führt, entweder ein augenblickliches Echo erweckt, oder immerdar unverstanden bleibt. Die Liebe eines Anderen muß uns zu dem höchsten Gipfel der Freude erheben, oder sie ist uns eine Qual."

„Keines von beiden trifft in diesem Falle zu; das jüngstgehörte Geständniß hat mich mehr nachdenklich als unglücklich gemacht. Wie, wenn Du in mir eine Kraft der Empfindung vermuthetest, wie ich sie nicht besitze, oder wenn hingegen die Quellen in meinem Inneren aufspringen und Du das Uebermaß scheutest? Ich bin wie aus einem Traumwandeln erwacht und sehe nun, daß ich in meinem Verhältnisse zu Dir gefährliche Wege mit unerklärlicher Sicherheit gewandelt bin, Herbert hat mich mit meinem Namen gerufen und nun schwindelt mir und ich weiß nicht, wo ich mich halten soll."

„Du machst das Fieber der Seele durch, welche in neue Verbindungen tritt, es bleibt Keinem erspart, die Krisis hätte Dich früher oder später erfaßt. Nur daß wir jetzt mit größerer Vorsicht noch zu Werke gehen müssen, als wenn Du unwiderruflich an mich gefesselt wärest. Sage mir, in welchem Maße das Bild Herberts an dem Kampfe betheiligt ist, den Du kämpfst."

„Er ist mir der Träger der neuen Idee und so innig mit ihr verwachsen, daß ich sie mir in Verbindung mit jemand Anderem, mit Dir etwa, nicht einmal zu denken vermog. In diesem Sinne ist er mir wichtig, ist er mir neu und fremdartig reizend."

„Warum rührt Dich jedoch sein Schmerz mit minderer Gewalt als sonst ein von lieben Lippen geäußerter?"

„Ich weiß es wirklich nicht, ich glaube, weil er mit seinen Worten mir allzuviel Beschäftigung mit mir selbst gegeben hat."

„Würdest Du, wenn ich Dich freigäbe, mit weniger Bedenken die Seine werden, als Dir gegen unsere Verbindung erwachsen sind?"

Edmund fragte im Tone eines sorgsamen Arztes, auf den weder die Leiden des Kranken, noch sein eigenes warmes Mitgefühl zu viel Einfluß gewinnen darf."

Leonore schwieg einen Augenblick.

„Ich kann diese Vorstellung gar nicht fassen," sagte sie hierauf; „ich finde bei dem Gedanken, den Du äußertest, eine Scheu, die mir mehr als peinlich ist, auch könnte ich Herberts Begriffen von Neigung vorderhand wenig entsprechen. Allein ich glaube aus dem, was mir nach

seiner Enthüllung klar geworden ist, daß seine Anschauung eine natürlichere, der Jugend entsprechendere sei."

„Nicht jeder Natur ist ein solches Uebermaß an Empfindung eigen, wie es in Herbert durch Anlage und Erziehung gehäuft erscheint. Daß Dir nicht von innen heraus die geäußerten Zweifel kamen, sondern Dir gleichsam von außen aufgedrängt wurden, ist ein Beweis dafür, daß Du Dir die neuen Ideen wenig anpassen kannst und glaubst, statt zu erkennen, ein Trost für mich. Es gilt also Dir deutlich zu machen, inwiefern Herberts Leidenschaftlichkeit Deinem Naturell zuwider, daß sie Dir unerreichbar ist.

Als ich Dich kennen lernte, warst Du fast ein Kind und im Laufe der Jahre, welche mir Gelegenheit gaben, Dich zu beobachten, sind Dir, trotz ländlicher Einsamkeit, mancherlei Persönlichkeiten begegnet, welche geeignet gewesen wären, Deine Phantasie zu beschäftigen. Glänzende Gestalten gingen an Dir vorüber, ich erinnere Dich an mehrere meiner hochbegabten Freunde, die ich nicht ohne Absicht Dir in den Weg geführt; Du hast nichts anderes als reines Vergnügen in ihrem Umgange empfunden.

Ich habe Dir niemals verrathen, welche Hoffnungen auf Deinen Besitz ich hegte, ich wollte Deiner Charakterentwicklung nicht vorgreifen, Deinen Willen nicht bestimmen. Als ich Dich endlich mit meinen Wünschen bekannt machte, that ich es in der festen Ueberzeugung, Du werdest sie freundlich aufnehmen. Du hattest mir ein schönes, reiches Vertrauen gezeigt, die Versuchung prangender Jugend war eindruckslos an Dir vorübergegangen, unsere Ansichten, Gewohnheiten und Neigungen versprachen Dauer und Einigkeit und was ich an Jahren vor Dir voraus hatte, glichest Du durch eine warme Neigung aus, die mich in beglückender Weise auszeichnete.

Gestützt auf diese Erfahrung, brachte ich Herbert in's Haus. Wohl dachte ich einen Moment an die Gefahr eines solchen vertrauten Umganges, aber ich wollte ihr die Stirne bieten und ich träte auch jetzt ohne ein Wort der Klage zurück, wenn ich die Ueberzeugung hätte, daſs Du an Herberts Seite glücklicher würdest. Allein dies scheint mir nicht der Fall. Er ängstigt Dich nur, weil er der Erste ist, der an Deinen Grundsätzen schüttelt; Du weißt noch nicht, wie fest ihr Gebäude ist. Läge die Fähigkeit einer maßlosen Leidenschaft in Dir, Herbert hätte sie wecken müssen. Er ist jung, schön, mit allen Gaben der

Grazien und Musen gesegnet und er liebt Dich, nimmer hättest Du ihn so besonnen zurückweisen können, wenn Du eine verwandte Seite in Deinem Charakter berührt gefühlt hättest. — Daß also dereinst die Quellen ungeahnter Empfindungen in Deinem Innern aufspringen und sich aus ihnen ein Strom des Leids über Dich ergieße, fürchte ich nicht, noch weniger eine Täuschung für mich, der ich mit sorgsamem Auge über Deinem Leben gewacht.

Allein, in meiner Unterredung mit Herbert hob ein anderer Zweifel sein Schlangenhaupt, und da ich jetzt in Dein tiefbetrübtes, liebes Antlitz sehe, drängt er sich als scheußliche Fratze vor. Ich habe bei meiner Werbung mit einer Neigung gerechnet, die ich, wie ich Dir sagte, für stark und festgegründet hielt. Herbert ist der Mann nicht, sie zu erschüttern, aber entweicht sie nicht vielleicht unter meinen eigenen prüfenden Augen?"

Edmund schwieg und ließ Leonoren Zeit zur Antwort.

Sie hatte ihn erst mit sprechenden Augen unverwandt angesehen, dann aber den Blick gesenkt und so verharrte sie auch jetzt in tiefem Schweigen.

„So bin ich denn," nahm Edmund wieder das Wort, „in so später Stunde noch zu Dir gedrungen, um Dich neuerlich zu fragen, ob es nicht Selbsttäuschung war, als ich Deines Herzens mich versichert glaubte, ob Du nicht in dem Wunsche, mir Liebes zu erweisen, mein Glück mehr in Betracht gezogen hast, als das Deine."

Leonore blickte auf:

„Edmund," sagte sie in warmem Ton, „Du gehst zu weit. Ich will Dir nur gestehen, daß ich an jenem unvergeßlichen Maitage Deines Wohles minder bedacht war, als meiner eigenen Sehnsucht. Du fülltest mein Leben so vollständig aus, ich lehnte mich mit solcher glückseligen Sicherheit an Dich, daß ich mir eine Trennung von Dir nicht ohne Verlust meines besten Lebensinhaltes denken konnte. Da Du mich fragtest, ob ich Dir folgen wolle, ward ich so glücklich wie nie vorher. Nur daß das Alles so still in mir lag, so feierlich, möchte ich sagen, so ganz entfernt von dem — von dem, was Herbert mir erzählt hat."

„Und nun?"

„Und nun bin ich aus meiner ruhigen Bahn gerissen, tausend Gedanken kreuzen sich mir im Kopfe, Alles wankt um mich und ich fühle mich hilflos und schwach. Verzeih' mir, daß ich so thöricht bin,

ich werde ja wieder ruhig werden, denn ich will es, auch habe ich die Vereinbarung mit Herbert, von der er Dir gesagt haben wird, nicht eingehalten, weil es mir selbst zu dämmern begann, daß es nur eine Krise ist, die sich meiner bemächtigt hat, weil ich mit Zuversicht hoffe vollständig genesen aus ihr hervorzugehen."

Sie war aufgestanden und näherte sich Edmund in herzlicher Weise. Er kam ihr keines Haares Breite entgegen.

„Nein, Leonore, mit diesem zwiespältigen Empfinden kannst Du nicht in mein Haus treten. Ich gebe Dir die noch übrigen Nachtstunden zu ernster Prüfung. Als es sich darum handelte, Dich von einem Irrweg Deines Herzens abzulenken, da konnte ich Dir die Leuchte vorhalten, aber nun ich allein der Betheiligte bin, darf ich nicht weiter eingreifen. Ueberlege wohl, was Du zu thun hast und wie Du auch entscheidest, bedenke, daß, was mir Dein Entschluß bringt, mich wohl glücklich machen kann, aber nicht vermag, mich vollständig zu vernichten. Zeit, Einsicht und Wille werden mir helfen, Meister über mich zu werden. Nichts darf Dein Urtheil beeinflussen als die Stimme Deines Inneren, horche auf ihre Mahnung und lass' sie allein Deinen Richter sein."

Er hatte sich erhoben.

„Ich gehe, Leonore, und mit dem festen Vertrauen, daß der gefaßte Entschluß Dir nicht mehr als eine schlaflose Nacht gekostet haben wird."

Er wollte sich entfernen.

„Edmund!" schluchzte sie auf, „lass' mich nicht allein! Du weißt, daß ich ohne Dich keinen Entschluß fassen kann. Du bist mir jederzeit zur Seite gestanden, wenn es eine Entscheidung galt, und heute, in dieser unerträglich schweren Stunde willst Du mich verlassen?"

Er kehrte nochmals um und sprach ihr liebevoll zu. Er wiederholte, daß sie nur mit sich selbst zu Rathe gehen müsse, daß jede Einmischung eines Zweiten, vollends die seine, nur geeignet wäre, den Knoten zu verwirren, die Fäden unauflöslich zu verketten.

„Aber ich will Dir ja folgen!" klagte sie endlich, „ich habe schon entschieden, ich liebe Dich ja."

Ein trauriges Lächeln erschien auf seinem Gesicht.

„Desto ruhiger kann ich den Morgen erwarten. Nochmals, Leonore, ich löse das Band, das uns verknüpfte, freiwillig in diesem

Augenblick, Du gehörst nur mehr Dir selbst an, um wie viel freudiger werde ich das Geschenk, das Du mir zu bieten hast, empfangen! Aber ich mache es Dir gleichzeitig zur heiligsten Pflicht, nur nach reiflicher Erwägung und mit Außerachtlassung aller kleinlichen Gründe zu entscheiden."

„Muß ich nicht um des Vaters willen eine Aenderung der Verhältnisse vermeiden?" fragte sie scheu.

„Müßtest Du sie nicht um Herberts willen herbeiführen? Nein, Leonore, in dem Falle, in welchem wir uns befinden, gilt keine andere Rücksicht als die gegen uns selbst. Die Tochter mag ihrer Hände Arbeit, ihres Geistes Blüthen auf den Altar des Hauses legen, der Mann sein Leben für seine Lieben opfern; sich selbst verkaufen, ist verpönt. Das ist das ureigenste Recht eines Jeden, daß er sein Herz behält oder verschenkt, daß nichts ihn bestimmt, als eben dieses Herz selbst."

Leonore seufzte schmerzlich auf.

„Was soll aus Herbert werden?"

„Ja, mein Kind, die Frage ist schwer und für mich schwerer, als sie für jeden Anderen sein könnte, aber ich darf mich auch durch sie nicht bestimmen lassen. Mit dem Augenblicke, als ich erkannt, daß Du Herbert nicht zu bieten vermagst, was ihm natürlich und nothwendig ist, verliert die Rücksicht auf ihn ihren Zweck. Doch will ich gleich zu ihm gehen und ihm sagen, daß wir beschlossen haben, Deinen Entschluß noch reifen zu lassen, ehe wir ihn für unumstößlich erklären. Es wird ihm einen geringen Trost gewähren, aber vielleicht schafft auch das ihm Erleichterung, daß Du von Neuem frei und ungehindert entscheiden kannst, vielleicht sieht er auch darin einen Gewinn für sich. Zudem ist er jung und selbst nach einem ersten Verlust der Beruf zum Glücke für ihn nicht ausgeschlossen."

Er wollte gehen. Sie warf sich ungestüm an seine Brust, Thränen verhinderten sie zu sprechen.

Er machte sich sanft von ihr los.

„Es ist die Angst vor dem Kommenden, was Dich in meine Arme führt," sagte er, selbst mit heftiger Bewegung kämpfend. „Ich kann Dir den Kampf nicht ersparen, sei stark und wahr gegen Dich und uns." —

Er verließ raschen Schrittes das Gemach. Im Nebenzimmer hielt er einen Augenblick an, um sich zu sammeln, dann durchschritt er

vorsichtig den Schlafraum des greisen Hausherrn, über dessen Lagerstätte der holdeste Schlummer weilte, und begab sich in Herberts Wohnung.

Er traf den jungen Mann in einer seltsamen Erregung.

„Sage mir nichts!“ rief er dem Eintretenden zu, indem er ihm wie abwehrend beide Hände entgegenstreckte, „was auch zwischen Dir und Leonore vorgegangen sein mag, für mich ist keine Rettung.“

„Ruhig, Herbert,“ mahnte der Andere, „nicht dieses Ungestüm, das uns vom Ziele weiter entfernt als seine Ursache selber. Leonore ist frei.“

Herbert hielt in dem raschen Laufe inne, den er durch das Zimmer genommen hatte, und wurde sehr blaß.

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte er mit mühsam unterdrückter Spannung.

„Ich habe ihr gesagt, daß ich sie nicht eher in mein Haus führen könne, als bis die Mächte Frieden geschlossen haben, die jetzt so stürmisch durcheinander streiten, und unsere Verbindung hängt nun davon ab, wie der Pakt geschlossen wird.“

„Das nennst Du frei? Leonore ist mit allen Wurzelfasern ihres Seins an Dich gekettet, sie kann sich nicht losmachen.“

Der junge Mann sprach im Tone eines Vorwurfes und das verletzte den älteren Freund.

„In diesem Falle soll sie es auch nicht. Wohl mir, wenn Du Recht hast,“ bemerkte er kurz.

„Sie soll es nicht und wird es nicht,“ brach Herbert heftig aus. „Ich wußte es ja, daß für mich kein Heil zu finden ist. Nimmt sie Deine Hand an, so vernichtet sie meine schönsten Lebensblüthen, und gibt sie Dich auf, so ist mir um nichts geholfen, denn trost- und aussichtslos bleibt trotzdem meine Bewerbung. Nirgends ein Ausweg, ich weiß nicht, was ich wünschen soll, ich weiß nicht, was ich will.“

„So lange Du von außen einen Eingriff in die Verhältnisse erwartest,“ nahm Edmund, sich wieder völlig beherrschend, in alter, liebevoller Weise das Wort, „kommst Du nicht vorwärts. Alles, was uns begegnet, müssen wir zu überwinden wissen, ohne einen Schaden für die Seele davonzutragen.“

„Komm, Herbert, setze Dich zu mir, die Lichter versprechen mit uns den Morgen zu erwarten und was kann ich Besseres thun, als

diese Stunden, welche auch für mich verhängnisvoll werden können, mit Dir zu verbringen, den gewiß der Schlaf nicht heimzusuchen kommt."

Herbert zog sich einen Sessel zum Tisch, und Edmund ließ sich ihm gegenüber nieder. Es war einige Augenblicke geisterhaft still im Gemach und nur im Inneren der beiden Männer sprachen laute, verworrene Stimmen.

Der Jüngere reichte dem Freunde die Hand hinüber:

„Hilf mir!" sagte er mit rührender Bitte.

„Was ich Dir sagen kann," erwiderte Edmund, „hast Du Dir selbst bereits klar gemacht. Lass' der Stimme Deiner Vernunft das Wort und Du wirst über Dich selber siegen."

„Vernunft, Vernunft!" fuhr Herbert jäh empor, „ich will nicht diesen kühlen Richter, ich liebe zu heiß dazu. Zum ersten Male erschließt sich mein Gemüth dem wunderbaren Gast und Ihr weist ihn von Euch, kalt, ruhig, überlegen. Ihr Glücklichen seid grausam wie der reiche Mann gegen den armen Lazarus, der, tiefer Wunden voll, an seiner Schwelle bettelt. Ach, die Wunden, die ich trage, brennen zum Sterben und ich will nicht weiter leben."

Edmunds liebevoll theilnehmendes Gesicht zeigte plötzlich eine Verdüsterung, die ihn ernst und dringlich also sprechen ließ:

„Bist auch Du mit diesem Ausweg so schnell an der Stelle? Ich hätte Dich für gefestigter gehalten. Mit einem raschen, unbedachten Griffe willst Du das Leben von Dir schleudern, an dem die zärtliche Angst Deiner Nächsten hängt? Ist seit dieser einen Enttäuschung aller Grund zum Leben Dir genommen? Lebtest Du nur um der Liebe willen, daß Du ihretwegen zu sterben wünschest? Haben wir die Menschenpflichten so obenhin miteinander genommen, daß Du sie von Dir schütteln zu können vermeinst, wie der Baum seine dürren Blätter? Du mußt leben, Herbert, und vor Allem den Morgen erwarten, er bringt wie der Erde so ihrem Sohne Klarheit und nichts ist so verzweifelt und trübe, daß der erste Sonnenstrahl ihm nicht eine lichte Seite abzugewinnen vermöchte."

„Edmund, geh'! Ich bitte Dich, lass' mich allein!" klagte der aufgeregte Jüngling. „Ich kann Deine besonnene Sprache nicht hören. Dir gelingt Alles, Du wirst mit Allem fertig und wenn ich das bedenke, gesellt sich zu meinem schweren Kummer noch der tiefe Verdruß, Dir hierin nicht gleichen zu können."

„Deine erste bittere Erfahrung wird Dich stählen, sie macht Dich zum Manne. Wenn Dir bis morgen die Ueberwindung gelungen ist, wirst Du neue Fähigkeiten in Dir erweckt haben.“

„Muß ich wirklich überwinden? Bist Du des Ausganges so sicher? Du ließest mir doch eben noch einen leisen Schimmer der Hoffnung.“

„Den Du ja dafür nicht gelten lassen wolltest.“

Herbert richtete seine feuchten Augen mit unsäglicher Angst auf das Gesicht des Freundes.

„Sag’ mir aufrichtig Deine Meinung,“ flehte er, „verschweige mir nichts; seid Ihr nicht schon einig, Du und Leonore?“

„Wir sind gar weit davon entfernt. Ich habe Dir die volle Wahrheit des Geschehenen mitgetheilt und bin selbst eine Beute der Zweifel.“

Er erhob sich, trat an das Fenster und sah in die schweigende Nacht hinaus. Leonorens Bild erschien seinem Auge mit neuem Reiz umflossen und er litt in kurzen Minuten alle Qualen des Entsagenden.

Sein ernstes Gesicht verrieth wenig davon und die würdige Ruhe, die es zur Schau trug, täuschte den jungen, unerfahrenen Herbert, der sich in der Nähe des sonst so hochverehrten Onkels wie gefesselt fühlte. Ein neidischer Zorn stieg häßlich in ihm auf, er hatte das lebhafte Verlangen, diese strenge Selbstbeherrschung zu durchbrechen und da er gleichzeitig das Frevle dieses Wunsches sah, kam die traurigste Spaltung in sein Inneres. Es war ihm, als könne er nie mehr in alter, gewohnter Weise mit Edmund verkehren und seine Liebe selbst erhielte dadurch einen Flecken. Auch das Antlitz des greisen Vaters stand mit schmerzlichem Ausdruck ihm Augenblicke lang vor der Seele und die Luft wurde schwül um ihn, die Wände drückten, die Gewänder engten ihm die Brust ein. Er rettete sich durch einen Gang in’s Freie, der einer Flucht nicht unähnlich sah. Edmund fand sich plötzlich allein. Er überlegte einen Moment hindurch, dann begab er sich festen Schrittes, aber tiefaufseufzend, in das ihm zugewiesene Gemach.

* * *

Als Leonore sich von Edmund verlassen sah, hatte sie das Gefühl, ihm nachstürzen zu müssen und ihn um keinen Preis von sich zu lassen. Indeß verharrte sie auf derselben Stelle, wo sie in seinem

Arm gelegen, und die Thränen liefen ihr still und stetig aus den Augen. Sie schwankte zum Schreibtisch und legte den Kopf wie ein müdes Kind auf die Mappe. Nach und nach beruhigte sie sich, sie hörte auf zu weinen und ein dumpfes Brüten trat an die Stelle des schmerzlichen Denkens. Daraus erwachend, fand sie sich selber wieder. Sie trocknete Augen und Wangen, erhob sich und sah sich nach einer Thätigkeit um, Arbeit hätte ihr Erleichterung verschafft. Sie schlich behutsam in das Zimmer des Vaters, küßte den Schlafenden auf die Stirn und verharrte lange im andächtigen Anschauen seiner geliebten Züge. Es zuckte ihr in den Händen, die Rechte des Vaters zu erfassen und ihn zu ihrem Beistand zu wecken. Aber sie versagte sich diese Hilfe und ging trotzdem gekräftigt von dannen. Sie hatte in diesem Augenblicke keinen Wunsch, als den nach Ruhe; alle Stürme schwiegen, alle Zweifel waren zurückgedrängt. Schlafen, ruhen, fest und tief und lang, ein Bedürfniß nach Selbstvergessenheit war das Lebendigste in ihr.

Mechanisch schritt sie dahin, in ihr Kämmerchen zu gelangen. Sie sah nicht auf und hielt die Hand vor das Licht; da stieß ihr Fuß an ein rauschend Gewand; ein Schreck durchzuckte sie, es war ihr Brautkleid, an dem sie vorüberkam. Geschickte Hände hatten den ganzen Putz aufgebaut, als träte eine lebendige Gestalt der Wandelnden entgegen, die die Lampe rasch auf den Tisch stellte und die verschränkten Arme gegen die Brust drückte.

Die schweren, starren Seidenfalten bauschten sich unter dem rieselnden Schleier, den grüne Zweiglein unterbrachen, die Myrthenkrone lag des Dienstes bereit auf purpurnem Kissen, und vom weißen zierlichen Schuh bis zum spitzenumsäumten Brauttaschentuch fehlte kein Stück der reichen Ausstattung. Und die Braut stand, heißer Schmerzen voll, vor all den Herrlichkeiten und sank in die Knie und gelobte sie zu tragen, dem Manne zulieb, der dieselben mit sorgender Hand geprüft und gewählt und manch' hoffnungsfreudiges Wort daran zu knüpfen wußte, dem die Myrthe entgegengeblüht hatte, tagelang, wochenlang, dem die Sehnsucht gefolgt war, monatelang, jahrelang.

Ja, sie wollte sich in dieses blendende Gewand hüllen, in diesem Schmucke wollte sie ihm entgegentreten, das sollte ihre Antwort sein.

Aufgeregt und in Hast eilte sie in ihr Gemach, sie wollte sich sogleich dem Schlafe in die Arme werfen, sie ging daran, das Fenster zu schließen.

Ach, wie köstlich der Athem der Nacht die heißen Wangen umspielt, die Sterne lächeln dem einsamen Kinde Befriedigung zu.

Aber wer wandelt dort unstet in ihrem ruhigen Lichte? Ist's der Bräutigam, der in bangen Zweifeln das Haus flieht? Leonore strengt ihre Augen an, die dämmerungumflossene Gestalt zu erspähen; es ist nicht Edmund, welchen sie erkennt, nicht er, der hastigen Schrittes die Laubgänge durchmißt. Herbert hat sein heißes Herz herausgeführt, ihn lockt der sanfte Lichtschein aus Leonorens Fenstern, seine Tritte sind's, die sich ihnen nähern.

„Leonore, Du wachst?“ ruft er empor, in seiner gedämpften Stimme liegt heißes Flehen.

Sie tritt vom Fenster zurück, sie darf ihn nicht hören, alle bösen Geister werden wach. „Armer Herbert, es ist eine schwere Nacht, auch für Dich,“ denkt sie mit lebendigem Mitgefühl. Da dringen abermals Worte herauf:

„Leonore, höre mich!“

„Gehen Sie, Herbert, ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen.“ Sie beugt sich herab, er hebt die Hände wie zum Bilde einer Heiligen auf.

„Gib mir meinen Frieden wieder, oder gib mir Deine Liebe!“

„Wie soll ich gewähren, was nicht in meiner Macht liegt?“

„Du wirst lieben lernen, neige Dich mir erst in Barmherzigkeit und Huld. Kein Zweifel, daß diese Gluth meiner Brust Dich zu erwärmen vermag. Löse nur erst das verhängnißvolle Band, oder verschiebe zum mindesten Deinen Entschluß.“

„Seien Sie ein Mann und geben Sie mich auf.“

„Sei ein Weib und liebe mich.“

„Gehen Sie, jedes Wort, das Sie sprechen, ist Verrath.“

„Ich weiche nicht, ehe Du mir versprochen hast, bis morgen nichts zu entscheiden, habe Mitleid mit meinem Zustand, erbarme Dich meiner Qual.“

„Ich will thun, was mein Herz mir vorschreibt.“

„Du hast keines, wenn Du mich verdammst.“

„Herbert!“

„Leonore, sei der gütige Engel, als den ich Dich kenne, verschließe nicht Dein Ohr und Herz meiner Klage, stoße mich nicht ganz zurück. Edmund kann alles überwinden, er ist so ruhig, so beherrscht, ihm kann kein großes Leid geschehen!“

„Aber ich bin ihm verlobt und verpflichtet.“

„Er gab Dich frei.“ Herbert wurde heftig, trotz des angehaltenen Athems, mit dem er sprach.

„So ist's,“ kam es zagend von ihren Lippen.

„Was wirst Du also thun?“

„Was meinen Sie, was ich thun soll?“

„Mein Gott, die Freiheit nützen.“

„Sie dauert nur noch Stunden.“

„Wenn es Dein Wille ist, für immer, für so lange es Dir gut dünkt.“

„Ich bitte Sie, mich nicht von Neuem in die qualvollen Wirren zu stürzen, denen ich mit Mühe entronnen bin.“

„Siehst Du, Du bist nicht einig mit Dir selber. Was da zu meinen Gunsten spricht, o lass' es nicht vergebens mahnen, gönne ihm Entfaltung und es wird Dich mehr beglücken, als Du ahnst.“

„Ich sollte Sie nicht anhören, aber ich will auch nicht hart erscheinen. Versprechen kann ich nichts als ernstliche Prüfung und dazu muß ich allein sein. Gehen Sie denn und erwarten Sie den Morgen, er wird uns Licht bringen.“

„Wie soll ich diese Stelle verlassen, auf der allein ein Schimmer von Hoffnung mich aufrecht erhält? Muß ich nicht fürchten, daß mit meinen verhallenden Schritten auch die Mahnung verhallt, die ich an Dein Herz richte? Hat nicht Dein Pflichtgefühl so viel Macht über Dich, wie schwerlich gut für mich? Nicht an das, was Deine Lippen gesagt haben, darfst Du Dich halten, das Herz soll Richter sein. Ich gehe nicht, Leonore, ich flehe Dich im Gegentheile an, gönne auch mir eine Stunde der Unterredung. Ach, ich habe Dir eine Welt zu sagen und diese Stunden rinnen so fürchterlich schnell dahin, es wird der Morgen kommen und ich habe Dir nicht dargelegt, was Alles ich Dir an zärtlicher Liebe, an hingebender Verehrung widmen will. Lass' mich zu Dir hinauf.“

„Nimmermehr!“ Sie fuhr in zürnendem Schrecken zurück.

„So werde ich mir den Eintritt zu Dir erzwingen müssen, ich kann Dich nicht verloren geben.“

„Das würde uns für immer scheiden,“ stieß sie in höchster Aufregung hervor. Aber die Worte erreichten sein Ohr nicht mehr, er war in's Haus gestürmt.

Als Leonore ihn verschwinden sah, faßte sie ein widerwärtiges Gefühl. „Nein, nein, nein!“ würde es, in Worte übersetzt, gelautet haben. Sie eilte in das Schlafzimmer des Vaters, durch welches Herbert kommen mußte, da stand er schon auf der Schwelle. Leonore trat dicht an das Bett des Schläfers, und als sich Herbert ihr nähern wollte, erhob sie langsam und feierlich, mit der Geberde einer Königin, den Arm und wies wortlos nach der Ausgangsthür. Ihre Augen blieben unverwandt auf den Eindringling gerichtet. Er zog sich, wie von einem vernichtenden Schlag getroffen, zurück, und wie ein Verzweifelnder verließ er das Gemach.

„Dank, Dank, mein Vater,“ flüsterte Leonore zu dem sich leicht bewegenden Greis herab, „Du hast mir Schutz und Muth gewährt.“ Dann schlüpfte sie zurück in ihr Zimmer, schloß sich ab und sank erschöpft auf das Sopha.

„Wozu die Angst?“ fragte sie sich nach einigen Augenblicken der Sammlung. Wie ruhig hatte sie vor Kurzem die Anwesenheit eines Anderen in diesem Raume geduldet? Was war von diesem neuen Anprall an ihren Entschluß zu fürchten gewesen? Wie sicher war sie seiner eben noch geworden und nun ist die frohe Ueberzeugung so gedämpft? Zu einem chaotischen Gewirre abermals aufgestürmt, drängten sich ihr die Gedanken im schmerzenden Kopfe.

Warum nicht Herbert mit einigen freundlichen Worten beruhigen, ihm Trost zusprechen, ihn ihres Mitleids, ihrer Freundschaft versichern? Litt er doch um ihretwillen und weit tiefer als Edmund es vermocht hätte. Aber von Neuem erhob sich die Stimme in ihrem Inneren: „Nein, nein, keine Unterredung mit ihm!“ Wer ihm doch von ferne helfen könnte, wer ein Mittel ersänne, ihn zu beruhigen!

Leonore versank in Nachdenken. In die herrschende Stille fiel plötzlich der helle Ton der Stutzuhr vom Schreibtisch mit zwölf bedeutsamen Schlägen. Die Mitternacht breitete ihre dunklen Fittige aus. Warum klang der Schlag der Uhr eben jetzt an das Bewußtsein der einsamen Wacherin? Zeigte die kleine lebendige Freundin nicht allstündlich die fortschreitende Zeit an, ohne daß Leonore sonderlich darauf achtete? Warum mahnte sie jetzt so dringlich mit ihren bedächtigen Schlägen?

Ja, es war ein wichtiger Tag, dessen Geburt ihre wohlvertraute Stimme verkündete, er sollte Leonoren dem Vaterhause ent-

führen. Nie noch war ihr dasselbe so lieb, so schwer zu vermissen erschienen, wie eben jetzt. Sie faßte mit traurigen Augen die ganze Heimlichkeit ihrer vier Wände in sich, und etwas wie ein körperlicher Schmerz regte sich in ihrer Brust. So wahr ist es, daß wir uns losreißen müssen von dem, woran unser Herz hängt, daß immer eine Wunde bleibt. Der Weg in die Ehe erschien Leonoren nun wie eine verlockende Alpenwanderung. Da winken die blauen Berge, da grüßen die stolzen Firnen, man macht sich hurtig auf. Aber mühselig und beschwerlich werden die Pfade; der Gipfel, dem man zugestrebt, verschwindet vor den Blicken, da schreckt eine dunkle Tiefe, dort droht ein starrer Fels. Oben ist es wohl wieder herrlich, man sieht in ausgebreitete gesegnete Lande, aber bis dahin ist's weit und gefährlich, und wenn der Führer nicht wäre .... Das ist's, ihr fehlt der Führer, er geht seine sicheren Pfade und läßt sie allein, das soll nicht sein, ihr schaudert, ihr ist todesbang, wenn sie seine Hand nicht jeden Augenblick fassen kann.

Leonore begann darüber nachzudenken, ob bei allen Brautleuten der Uebergang von einem fernhaltenden gemessenen Verkehre zu vertrautester Familiengemeinschaft ein so schroffer sei, als er bei ihr zu werden versprach. Sie zergliederte sich das Wesen Edmunds nach dieser Richtung. Es war ihr vom ersten Tage, da er in diesen Räumen vor sie getreten war, vertraut gewesen, wie noch jüngst, es hatte sich in den Jahren ihrer Bekanntschaft kaum etwas im gegenseitigen Verhältnisse geändert, und Jemand, mit dem man so lange und so unbefangen verkehrt, kann man nicht mit jener Liebe lieben, zu deren verschlossenen Thüren Herbert den Schlüssel besaß.

Es fiel Leonoren ein, daß Edmund, der so viel Recht an sie hätte, in seinen Anforderungen an ihre Neigung allezeit weit bescheidener gewesen sei als der ungestüme Herbert, den sie kaum von Frühling zu Herbst kannte, und sie sagte sich nicht ohne Bitterkeit, daß der Freund ihrer Kindheit darum sie unmöglich lieben könne. Er hatte sie zu seinem Weibe machen wollen, weil er die sanfte Gewohnheit ihres Umganges nicht missen mochte, weil er sich seit dem Tode seiner Schwester vereinsamt fühlte, vielleicht auch aus Mitleid mit ihrem Los, das an der Seite eines so betagten Vaters ihm nicht allzugesichert erschien, und er vertrat nun seine Ansprüche, weil er den redlichen Willen hatte, für sie, Leonore, zu leben.

O, um ihretwillen sollte er sich keine Opfer auferlegen, sie war der Stütze nicht so bedürftig, wie er vermeinte, und sie wollte ihren selbstständigen Willen, ihre Kraft sogleich erweisen, indem sie auf seine Hand verzichtete.

Da sie zu diesem Punkte gelangte, war sie weit entfernt, Beruhigung oder Genugthuung zu empfinden, es ergriff sie im Gegentheile eine nervöse Erregung, welche ihr die Trostlosigkeit ihrer Lage in grellen Farben malte.

Die Uhr am Schreibtische verkündete Eins, dann tickte sie geschäftsmäßig weiter, als hätte sie nur so nebenher einem einsamen Menschenkinde zu wissen gethan, daß die erste Stunde eines für ihn viel bedeutsamen Tages verronnen sei. Ach, und sie war so bitter gewesen, wie sollten die folgenden werden?

Wehe dem Schläfer, der um diese erste Stunde nach Mitternacht erwacht! Der vergangene Tag liegt so weit hinter ihm, er kann sich nicht mehr an ihn klammern, und der Morgen ist noch so fern, so fern. Wehe dem Wacher, der noch kein Ufer sieht im Meer widerstreitender Gefühle, die Nacht dehnt sich vor ihm mit all' ihren finsteren Schrecken in dieser stillen, stummen, farblosen, ersten Stunde.

Nur Mitleid, Wohlmeinung, zuhöchstens Neigung ist's, was Du ihm abzwingst, sagte sich Leonore, und ein nagender Schmerz ergriff sie. Sie erinnerte sich, wenngleich mit scheuem Widerstreben, an Herberts Erklärung. Wie ganz anders wirkte ihre Persönlichkeit auf den Anderen. Sie hatte lange gefühlt, daß ihre Gegenwart dem jungen Genossen erhöhte Lebensthätigkeit brachte und sich im Stillen ihres Einflusses gefreut, ihr eigener Werth schien dadurch gehoben. Mit dem Tage seines Geständnisses war das allerdings anders geworden. Die Unruhe, die sie beim Errathen seiner Liebe erfaßt hatte, ging in ehrliche Trauer über, die neugewonnene Anschauung brachte ihr die quälenden Zweifel, die sie heute Edmund dargelegt hatte.

Sie waren von ihm merkwürdig ruhig aufgenommen worden, wie Alles, was ihm begegnete. Leonore entsann sich, dieses stete Sichgleichbleiben Edmunds früher als einen großen, glücklichen Vorzug erachtet zu haben, jetzt erschien es ihr eher wie Mangel an Herz. Und war es nur Beherrschung, so konnte sie diesen Zug im Augenblick nicht rühmenswerth finden. Wie anders war Herbert geartet! Sein

Gesicht bildete allezeit den treuesten Spiegel seines Inneren. Daß sie darin ihr eigenes Bild zu erblicken stündlich Gelegenheit gehabt hatte, war nicht von Vortheil für Edmund gewesen. Eine Neigung, die sich so deutlich verkündete, mußte unfehlbar glaubwürdiger erscheinen, als die Liebe eines Mannes, der ein einzigmal von ihr gesprochen, und dem, sie zu beherrschen, so trefflich gelang. Es würde, hatte er gesagt, ihn glücklich machen, wenn ihm die Braut verbliebe, aber er könnte auch den Verlust ertragen. Herbert hingegen war des verzweifeltsten Entschlusses fähig, wenn sie bei ihrem Worte blieb.

Leonore erhob sich. Sie glaubte es als ihre Pflicht erkannt zu haben, ihre Verbindung mit Edmund zum mindesten hinauszuschieben, bis Alle ruhiger geworden wären. Ein paar erstaunte Gesichter in der Umgebung, des Vaters großes, klares Auge forschend auf sie gerichtet, sie mußte es ertragen. Die Pläne der nächsten Zukunft wurden vorläufig ein wenig hinausgerückt, späterhin mochte sich dann von selber eine glücklichere Fügung ergeben.

Und man reiste nicht in die blaue Ferne, wie man so oft mit herzlichster Freude geplant; Edmund ging allein hinaus in die Welt, er hatte stets mit so innigem Vergnügen davon gesprochen, und die lieben, sorgsam ausgestatteten, traulich bereiteten Räume in der Stadt harrten vergeblich der neuen Herrin, die sie mit sorgsamer Häuslichkeit hätte erfüllen sollen.

Eine wehmüthige Stimmung bemächtigte sich Leonorens zagender Seele, Thränen traten dem qualvoll bewegten Mädchen in die Augen und sie warf sich weinend auf das Bett, dem Schlummer in die Arme, der seinen Balsam auf ein verwundetes Herz zu träufeln auch diesmal geschäftig war.

* * *

Nach wenigen Stunden erwachte Leonore mit seltsam bedrücktem Gemüthe, sie wußte ihrer Empfindung vorerst keine Deutung zu geben. Die Dämmerung des frühesten Morgens lag im Gemache, und nüchtern, wie jeder Gegenstand desselben, sah die Welt sie an.

Plötzlich sprang sie empor, sie hatte das Bewußtsein ihrer Lage erlangt und nun gab es keine Ruhe mehr für sie.

Sie ward sich mit Schrecken bewußt, daß sie Edmund sein Wort zurückgeben mußte und hatte das lebhafte Verlangen, diesen Entschluß

durch Mittheilung an die beiden Männer unwiderruflich zu machen. Sie machte sich in Eile bereit, um so bald als möglich die Betheiligten aufsuchen zu können, aber es war noch so frühe am Tage, daß kein Laut im Hause ein Erwachen der Bewohner verrieth.

Leonore öffnete das Fenster, der kühle Morgenhauch streifte ihre heiße Wange. Sie sah gedankenvoll in das Blättergewirre der Gartenbäume und eine unsägliche Weichheit überkam sie. Sie gedachte des Tages, an welchem ihr Edmunds Werbung wie ein großmüthiges Geschenk der Götter in den Schoß gefallen war. Sein Antrag hatte sie mehr überrascht, als je etwas zuvor in ihrem engbegrenzten Leben; der Vater, obgleich ihm die Wendung der Dinge minder unerwartet erschien, hatte nichtsdestoweniger innige Freude verrathen. „Du kannst stolz sein, meine Leonore!“ waren seine ersten Worte und sie klangen in jeder Glückwunschrede der Anderen verständlich wieder. Es war ihr jetzt, als hätte sie damals das Vertrauen nicht völlig zu würdigen gewußt, das der gereifte Mann in sie gesetzt hatte, freilich auch seine Beweggründe nicht so erkannt, wie heute. Eine segensreiche Fügung, daß sie noch rechtzeitig zur Einsicht gelangt war! Es war ihrer nicht würdig, sich aus Mitleid und Herablassung heiraten zu lassen; vermochte sie es, in dem Herzen eines begabten und liebenswürdigen Jünglings ein so unseliges Feuer zu entzünden, so mochte wohl der Funke auch in ihrer Brust gelegen sein, und sie wollte des Athemzuges harren, der ihn zur Flamme entfachte.

Warum hielt auch Edmund sich so streng zurück? Er mit seinem lebendigen, beseelten Auge mußte eine Welt in sich verborgen tragen, warum verschloß er sie vor seiner Braut?

Leonore legte die ausgestreckten Arme auf die Fensterbrüstung und den Kopf darauf.

Warum diese Zurückhaltung, die nie durchbrochen wurde? sann sie. Meinte er, daß ihr das Verständniß für solche Kundgebungen fehle? Wohl hatte es ihr gemangelt, bis vor Kurzem, aber sie war in wenigen Tagen an Erfahrung reich geworden und wie jetzt all' ihr Wesen dem Freunde ihrer frühesten Tage entgegendrängte, so ersehnte sie ein Zeichen, daß er ihr in mehr als brüderlicher Neigung ergeben sei und befürchtete doch zugleich einer wirklichen Leidenschaft nicht genügen zu können.

Wie sie so grübelnd in den Garten blickte, kam ein rosiges Licht mählig von Morgen her. Wie hell und lieblich es sogleich auf Erden wurde!

„Du strahlendes Morgenroth solltest meinem Glücke leuchten," rief Leonore schmerzlich aus. „Ach, warum traten all' diese Zweifel in mein Leben, wie vertrauensvoll sah ich dem künftigen entgegen, und nun ist's vorbei mit jeder schönen Hoffnung!"

Die Gedanken verwirrten sich ihr. Sie ward vom herrlichen, oft gesehenen, niemals genügend bewunderten Schauspiel des Sonnenaufganges von ihrem Leide abgelenkt, und wie sich ein goldener Schimmer in lautloser Stille, aber allmächtig über den Garten breitete und jeglich Blatt mit flimmerndem Glanze überzog, kam langsam die Helligkeit auch in ihr Herz.

Die Nacht brütet die unnatürlichsten Gefühle aus, das Kerzenlicht ist ihnen günstig. Sie wachsen, künstlich genährt von den Mächten, die im Dunklen weben, und umstricken uns mit finsterer Gewalt. Aber vor dem siegreichen Strahl des Morgens weichen sie scheu und beschämt, und der Tag ist der Held über ungesunde und unhaltbare Empfindungen.

„Will Edmund mich anders, als ich bin?" fragte sich Leonore in plötzlicher Erkenntniß. „Hat er mir nicht gesagt, daß er mich liebt? Was gibt mir ein Recht, an seinem Worte zu zweifeln?"

Das Bewußtsein, von ihm geschätzt zu werden, legte sich wie ein schützender Mantel über ihre sturmerfaßte Seele. Eine unbezwingliche Sehnsucht, sein Antlitz zu sehen, mit den neugewonnenen Sinnen die stumme Sprache seiner Liebe darin zu lesen, ergriff sie. Jedes Wort seiner mahnenden Rede ward ihr lebendig. Hier hatte er ihr mit ruhigen Worten die Freiheit der Wahl zurückgegeben, ihm sei kein Lenz mehr beschieden, hatte er gewähnt. Von ihr hing es ab, ihn erblühen zu lassen.

Sie richtete sich an diesem Gedanken auf und hastig eilte sie in's Nebenzimmer. Da prangte das schimmernde Gewand wie Abends vorher, aber ein süßer, schwerer Duft durchzog das Gemach. Leonore wandte das Gesicht, von unbeschreiblichem Wohlgeruch angezogen und erschrak, wie vor etwas gänzlich Unerwartetem. Ein blüthenweißer Strauß junger Rosen, von Myrthenzweigen umgeben, fiel ihr in's Auge, zwischen den schneeigen Knospen winkte die liebliche Blüthe des Orangebaumes. Das war ein Gruß, welcher der Braut galt.

Ließ Edmund sich herab, in solcher Weise um sie zu werben, so mochte wohl ihr Besitz für ihn von größerer Bedeutung sein, als sie vermeint hatte. Leonore beugte sich mit stummem Entzücken zu den Blumen herab, ein niegekanntes, heiliges Gefühl überkam sie. Ein wortloses Gebet rang sich aus ihrer Brust, es schienen ihr Flügel zu wachsen und sie flog, eine Andere geworden, aus dem Zimmer, dem Vater an die Brust, der bei ihrem ungestümen Eintritt das weiße Haupt erstaunt vom Kissen hob. „Schon auf, mein Töchterchen?“ fragte er mit seinem milden Lächeln.

„Vater, Vater!“ brachte sie mit Mühe hervor, sie küßte ihn und enteilte dem Zimmer.

Ihr lichtes Morgengewand flatterte gleich darauf zwischen den grünen Büschen des Gartens, sie hatte Edmund unten bemerkt.

Mit auf den Rücken gelegten Händen und den Kopf gesenkt, schritt er die Wege ab. Sie hatte ihn hundertmal so wandeln sehen, aber heute erweckte sein Anblick ihr eine tiefe Rührung. Ein schwerer Schatten lag auf seinem, ernster als je erscheinenden Gesichte, ein Leidenszug, der sie erschütterte und laut zu ihrem Herzen sprach.

Sie nahte sich unhörbar dem in Gedanken Verlorenen, erst als nur wenige Schritte sie trennten, sah er auf. Er schien leicht zu erschrecken, aber beherrschte sich zu vollkommener Ruhe, daß es ihr plötzlich unendlich schwer wurde, zu sagen, weßhalb sie gekommen war

Er bemerkte ihre Verwirrung und suchte ihr ermuthigend darüber wegzuhelfen.

„Du hast Dich ernstlich geprüft und kommst, mich von dem Resultate zu verständigen,“ sagte er. „Sei getrost, was Du auch immer beschlossen hast, ich bleibe Dein Freund.“ Er streckte ihr herzlich die Rechte entgegen. Sie faßte sie mit ihren beiden warmen Händen und hielt sie lange fest; ihr Blick leuchtete ihm den hellsten Morgensonnenschein entgegen und mit dem Tone innigster Bitte flehte sie:

„Lass' mich bei Dir bleiben, Edmund?“

„Sei mir willkommen, liebe, liebe Leonore!“ rief er aus und lautere Freude verklärte sein Gesicht. Er schloß sie in seine Arme und küßte sie. Er hatte das früher nie gethan, ihr war, als sei sie nun erst aus dem Traume erwacht, aber der Boden dünkte ihr fester als je.

Sie hing sich an seinen Arm und erzählte ihm von den Qualen der Nacht. Sie verschwieg keine Wendung ihres Sinnes und war

beredt in der Schilderung ihrer Wankelmüthigkeit, wie ihres jetzigen, unabänderlichen und sie tiefbeglückenden Entschlusses. Er glaubte ihrem verwandelten Wesen mehr noch als den flüchtigen Worten und segnete die Krise, die sie so glücklich überwunden und ohne welche sie sich der Kraft ihres Gefühles für ihn schwerlich bewußt geworden wäre. Die gewundenen Pfade dahin schritt er mit seinem Lieb' und ließ es in die Tiefen seines treuen, zärtlichen und glückerfüllten Herzens sehen.

Als Leonore mit plötzlichem Erinnern nach Herbert fragte, führte sie Edmund zu dem Gartensalon, wo sie den ersten Anprall der Zweifel zu erleiden gehabt hatte. Hier lag Herbert, die Arme unter dem Kopf gekreuzt, in tiefem Schlummer.

„Ich habe ihn beobachtet," sagte Edmund leise, „ich sah ihn die Gartenwege durchirren und auch unter Deinen Fenstern sah ich ihn, aber ich hatte die Hand aus dem Spiele gezogen und wollte, daß Ihr ohne mich fertig würdet. Als er von Dir ging, trieb ihn seine Unruhe noch stundenlang umher, auch ich schloß kein Auge, erst gegen Morgen fand er Vergessen im Schlafe, armer Herbert!"

Leonorens Augen füllten sich mit Thränen. „Um meinetwillen muß er leiden," klagte sie leise.

Da erwachte der Schläfer und richtete sich mit verwirrten Blicken empor. Als er Leonorens ansichtig wurde, zuckte es durch sein Gesicht und sein Blick, von ihr zu Edmund hinüberschweifend, erkannte das Urtheil. Er wollte der Bestätigung desselben entfliehen, aber Edmund hielt ihn fest. „Gönne mir die Wunderblume am Wege meines Lebens," sagte er bewegt. „Der deinige liegt so reich vor Dir, voll Knospen künftiger Freuden, wie arm wäre ich durch den Verlust meiner späten Liebe geworden!"

Herbert aber wandte sich ab: „Sie liebt Dich," stieß er hervor, „ich bin gerichtet." Seinem eifersüchtigen Auge war die Wandlung in Leonorens Zügen nicht entgangen, so holderröthend und feuchtschimmernden Auges hatte sie nie vor Edmund gestanden, so scheu sich nie vor Herbert erwiesen. Er sammelte sich durch die Zeichen ihrer Verwirrung. „Laßt uns gehen," sagte er, „es ist hohe Zeit."

Ohne die Anderen zu erwarten, ging er raschen Schrittes in's Haus.

Als er in sein Zimmer kam, war es ihm, als kehre er von einer Bestattung heim, so leer und von unendlicher Oede erschien ihm

seine Umgebung. Hier hatte etwas gewaltet, was nun begraben war, begraben sein mußte. Wie wir den jüngst Verlorenen in allen Räumen suchen, die er mit uns bewohnte, so vermißte Herbert die Liebe, die ihn mehr erfüllt, als jede andere Beschäftigung. Sie war ein Verbrechen geworden und durfte nicht weiter bestehen. Auch war sie eigentlich nicht mehr vorhanden, an ihrer Stelle machte sich eine Leere geltend, die nicht auszufüllen erschien, eine Oede ohnegleichen. Das Leben hatte keinen Reiz, nicht in Gegenwart, noch Zukunft. Herbert fühlte wie ein Bedürfniß stundenlang ohne Bewegung und blinden Auges dazusitzen, nur keine Störung von außen; nur kein lautes Wort, weder gesprochen, noch gehört.

Da läutete das Glöcklein der Hauskapelle mit seinem klaren, rufenden Klang. Wie eine rauhe Hand frische Wunden faßt, ergriff ihn dieser Laut. Ein wüthender Schmerz fiel ihn an, er meinte sterben zu müssen und hielt sich nur mit äußerster Anstrengung aufrecht. Die Qual dieser Stunde zu mindern, schien ihm Flucht das einzige Mittel. Todtbleichen Antlitzes verließ er das Gemach und suchte das Freie zu erreichen, aber ein Entrinnen gelang ihm nicht. Der greise Hausherr war gekommen, ihn zu suchen und ließ ihn nicht mehr aus den Augen, ob er gleich heftiges Unwohlsein vorschützte, oder eben deßhalb. Dem liebevollen Herzen des Vaters war dieser Zwischenfall betrübend genug, wie wenig er auch die wahre Ursache von Herberts Haltlosigkeit ahnte, und die Ceremonie der Trauung nahm in Folge der tiefen Erschütterung aller Anwesenden einen noch ernsteren, feierlicheren Charakter an, als ihr sonst eigen zu sein pflegt.

Es war, als begriffe der Greis erst mit diesem Acte den Verlust der Tochter. Er konnte seiner Rührung kaum Herr werden und der Abschied von seinen Kindern, die selbst die tiefe Bewegung mühsam bemeisterten, war schwerer, als man hätte ahnen können.

Herbert sah Alles wie durch Thränenschleier, Edmunds sorgenvollen Blick auf ihn, Leonorens Weinen, den Reisewagen und das flatternde Schleierende vom Hute der jungen Frau. Als er sich in's Haus wenden wollte, um seinen Schmerz zu verbergen, erschrak er über den Hausherrn, welcher die Arme nach der Richtung ausgebreitet stand, wo sein Kind ihm entschwunden war. Die erste Trennung von dem Kleinod seines Lebens hatte den Vater mächtig ergriffen, seine Brust hob und senkte sich gewaltig, und er schlug die Arme um

Herberts Nacken, als dieser herzutrat, und kämpfte heftig mit seiner Bewegung. Er weinte und der Anblick seiner Thränen rief dieselben auch in Herberts heiße Augen, aber weckte zugleich das Bewußtsein seiner Pflicht. Er führte den verehrten Mann in's Haus, er sprach zu ihm, er unterdrückte sein eigenes Weh, um das des Vaters zu verscheuchen; er beschäftigte sich mit dem vereinsamten Greis und fand einen Trost in dem Gedanken, Leonoren so großherzig das Leid zu vergelten, das sie ihm angethan hatte.

So wurden die Tage mit treuer Sorge hingebracht, bis die qualvollen Nächte sich zu ruhigen wandelten. So heilte die erste Wunde, die der Jüngling im Kampfe des Daseins erhalten hatte. Aber wenn sie gleich dem Manne keine bitteren Schmerzen mehr bereitete, er ließ nicht ohne Grund auf diese Narbe weisen, am wenigstens von der, die sie veranlaßt hatte und die für immer ein Gegenstand seltsamer Scheu für den verblieb, der sie mit so getheiltem Herzen in ihrem warmen, sonnigen, glückathmenden, gesegneten Hause sah.





Des Webers Traum.

(Fugger-Sage.)

Von

Fritz Pichler.

Der Weber Hans gieng über Feld,
Sonnabends Frieden zu genießen,
Um dann daheim mit Wochengeld
Und Schaffens Lohne abzuschließen.
Am Wiesplan lag
Schon manchen Tag
Das weiße Lailich ausgebreitet,
An dessen Rand,
Die Brausekanne in der Hand,
Das wangenrothe Mädchen schreitet.

„Noch nicht, noch nicht,“ so ruft er sich
Im Stillen zu und zähmt das Sehnen. —
Den Blick zu Thal und wunderlich,
Mit windgelösten, blonden Strähnen,
Begießt den Rain
Das Aennelein
Des Meisners aus Kirchheim, das holde,
Das über's Jahr
In Ehren schon bedienstet war
Zu Goeckingen in Küfers Solde.

Der müde Bursch will erst durch's Thal
Der Wertach und der Senkel schauen,
Sein Auge lassen ruh'n zumal
Im Aufblick nach dem Ewigblauen,
Die Füße quer
Auch strecken sehr,
Um etwa dann bei Lerchensange
Und Grillenschrei
Auf welchem Grasblock — einerlei
Gar einzuschlummern sorgenbange.

Den Wolkenflug in höchster Sicht
Und nebenan die flinke Schöne —
Wie sollt' er träumen selig nicht,
Gelockt durch Engelsliedertöne?
Die Kanne blank,
Das Mädel schlank —
Er sieht sie lang mit müden Augen
Noch durch's Gewirr
Des Leinfelds schweben schwank und irr,
Als sollt' das nur für Märchen taugen.

Die Kupferkanne wohlgeglänzt,
Macht sie nicht wett des Goldes Schimmern?
Ein Becher, den die Fee credenzt,
Fürwahr, nicht sonniger könnt' er flimmern.
Der reine Schein,
Er lobt gar fein
Zukünftiger Hausfrau emsig Walten.
Ja, wenn das so,
Dann muss der Mann auch reich und froh
In festgezierten Stuben walten.

Ein blaues Kleid, so wie's der Lein
Anzieht den sanften Blüthenständen,
Mit Streifen, einfach und zu zwei'n,
Rund ausgeschnitten, leicht zu wenden —
Ein solches hat
Als Sonntagsstaat
Die Hausfrau dann; den Hals umschlingen
Auch Kügelchen,
Wohl zweimal sieben oder zehn,
Granaten, d'raus die Funken springen.

Denn solche Küglein, gelb, auch grün,
Die hangen im Gehalm des Leines.
Was dort? Ein schwarzes mittendrin,
Das schämt sich nicht des Mohrenscheines?
Und wenn der Wind
Gar lau und lind
Durchstreift die hellen Stengelheere:
Da wird's so ganz,
Als flögen Blaukleidchen im Hochzeitstanz
Und klängen die Küglein wie blanke Speere.

Den Schläfer scheucht nur kaum das Reh,
Das spielend durch den Wasen schreitet
Und frohgemuth zueilt dem Klee,
Der unter'm Waldesrand sich breitet.
O Schlaf, o Traum!
Der Weltenraum
Ist dein Bereich, und was verschlossen,
Erlöst dein Bann —
Da schwirren die Gnomen durch Flur und Tann
Und Zauberlicht ist rings ergossen.

Die Halden sind's im Land Tirol,
Die braungelb Erz in Fülle spenden
Und aus dem Fels, durch Schächte hohl,
Viel klingend Gut zur Ferne senden.
Im Schmelzerhaus
Geht ein und aus
Der Schaffner und auf vollen Wagen
Wird reicher Sold,
Als wär's geläutert pures Gold,
Durch alles Abendland getragen.

Der Churfürst und der König will
Des Erdenschatzes nicht entrathen.
Es schweigen ohne Silber still
Die mächtigsten der Potentaten
Derweil mit List
Der Alchymist
Abschwatzt die Luna der Retorte,
Thut bald darauf
Mit hellem Wunderstrom sich auf
Zu Schwatz am Inn die Silberpforte.

Was glänzt doch weißer als der Schnee,
Wie meinst du, Weber: was du webest,
Daß oft die Füße schreien Weh,
Ob nicht das Erz, nach dem du strebest
In Bergesnacht
Mit Hast, mit Macht?
Und welches reist durch Thäler weiter?
Und welches währt
Wohl länger rein und unversehrt?
Und welches wird des Glückes Leiter?

Was mit dem Glast den Klang vereint,
Geht sieghaft um in Weltenrunden.
Mit Geld und Wehr wird Deutschlands Feind,
Venezia, schon überwunden.
Ja über's Meer
Zieht hoch und hehr
Der Kaiser nach dem Land der Mohren;
Die Schiffe all
Voll Linnenzeug und Weißmetall —
Zur Prachtfahrt sind sie auserkoren.

Und — kehr' die Hand — die Majestät
Will einstmal redlich Schulden zahlen,
Hausvater Fugger aber thät
Ein Kreuzlein auf die Schuldschrift malen
Und wirft sie hin
In den Kamin
Und lächelt ob des lust'gen Brandes.
Ei Wetter, Blitz,
Wo steht denn dieser Webersitz,
In welchem Gau des deutschen Landes?

Nun gar betritt im Sammt-Talar
Das Erkerhaus ein wälscher Bote
Und überreicht dem Edelpaar
Aus Rom die pergament'ne Note,
Worin (wie's scheint)
Den deutschen Freund
Der Papst zu seiner Hochzeit ladet —
Der Daus, das ist
Zuviel des Schnacks in kurzer Frist,
Und allzuheftig Träumen schadet . . .

Da wirft der Hans im Lein sich um
Und reibt die Augen mit den Händen:
„Nein, nein, zu viel! Und sei's darum,
Mit all' dem Glanz hab's sein Bewenden.
Ich bleibe bei
Der Weberei
Und was sich sonst an Gut mag finden,
Mit Recht erspart
Und rein bewahrt,
Ich will mich sein wohl unterwinden.

Und was aus meinen Fäden wird,
In Winternächten ausgesponnen,
Und was aus meinen Tüchern wird,
Das kommt doch balde an die Sonnen.
Der uns in Kraft
Die Träume schafft,
Er wird ein Theil in's Leben setzen;
Ein kleines Stück
Von Haus und Hof und Lust und Glück
Muß ich mir selber erst erhetzen."

Sieh! Flugs zum Aennchen tritt er dar,
Ein Meer von Muth in allen Sinnen,
Und fragt nach Herz und Hand sie klar
Und geht verklärten Blick's von hinnen. —
Am Wiesplan lag
Noch manchen Tag
Das hellste Lailich ausgebreitet.
Und wie am Rain
Verschwand der träumereiche Lein:
Die schönste Hochzeit ward bereitet.



Mariensage

von

Alfred Friedmann.

Unten im Ampezzothale,
In Cortina's Nebelmeer
Sah' ich Wolken, droh'nde, fahle,
Ziehen um ein Kirchlein her.

Rings die Dolomitenwände
In der friedlichsten Natur
Waren ausgelöscht, als stände
Hier vom Hochfels keine Spur.

Tief im trauten Kircheninnern
Grüßt ein Bildniß von der Wand;
Doch es kam mir kein Erinnern,
Das der Sage Deutung fand.

Eine Alte ist gesessen
In dem staubigen Gestühl,
Die der Tod vielleicht vergessen
Hier im stillen Bergasyl.

Und sie sprach auf meine Frage:
„Das ist eine wilde Schlacht!
Hört Ihr des Besiegten Klage?
Oft noch tönt sie durch die Nacht!

Schaut Ihr hier die Nebelballen,
Die wie Reiter anzuseh'n?
D'rüber, wie in Himmelshallen
Siegreich die Maria stehn?

Waren einst nur ein paar Hütten
Hier im Ampezzanerland —
Möcht' ein Bergsturz leicht verschütten,
Wär nicht d'rüber Gottes Hand.

Stritt einst mit Tirol — Venedig
Um das Ampezzanerland,
Raubte, aller Sitte ledig,
Was sich schwach und wehrlos fand.

Waren aber von den Frommen,
Die herüben in Tirol,
Und ihr Bitten hat vernommen
Oft die Mutter Gottes wohl.

Als die Wälschen Nächtens wilder
Fielen ein in unser Thal,
Ließ Maria Nebelbilder
Auf sie los mit einem Mal.

Und die Wälschen sah'n, verblendet,
Feinde, Reiter um sich her
Morden sich, zur Flucht gewendet ....
Und dann sah sie keiner mehr!

Kein Tiroler ist gefallen!
Doch, wo Schnee am Morgen lag,
An der Stelle hob die Hallen
Dieses Haus — bis heut'gen Tag.

Hier an dieses Kirchleins Stelle
Kam ein Schneefall im August,
Aufgebaut mit Blei und Kelle
Ward es zu Maria's Lust!" —

* * *

In dem kleinen Heiligthume
Saß ich lang! Der Nebel schwand,
Bis zu der Maria Ruhme
Fels und Thal in Glorie stand! —

Die Schmetterlinge.

Von Theophile Gautier. *

Schneefarb'ne Schmetterlinge fliehen
In Schwärmen um die blaue See;
Wann kann ich, Falter, mit Euch ziehen
Den Azurweg, ein Funken Schnee?

Und, Schönste, die mich hält am Zügel,
Du schönste Ros' im Rosenhag,
Wenn sie mir liehen ihre Flügel —
Weißt Du, wohin ich flöge, sag'?

Ich würde keine Rose küssen,
Wie schön sie auch in Thälern steh'n;
Zu Deinen Lippen würd' ich müssen,
Und, Seelenrose, d'ran vergeh'n!

Barcarolle.

Von Theophile Gautier. *

Sag' an, Du junges Leben,
Wohin denn willst Du geh'n?
Des Segels Flügel schweben,
Schon naht der Brise Weh'n!

Die Ruder elfenbeinen!
Sieh! Gold des Steuers scheinen
Hier — Flaggen von Damast! —
Ballast sind Apfelsinen,
Und Engelsflügel dienen
Dem Bootsmann hoch am Mast.

Sag' an, Du junges Leben,
Wohin denn willst Du geh'n?
Des Segels Flügel schweben,
Schon naht der Brise Weh'n!

Nach welchen Oceanen
Nun streben uns're Fahnen?
Glücksel'gen Inseln zu?
Vielleicht zu rauhem Norden?
Eisblumen an den Borden
Machst dort zerschmelzen Du!

* Übertragen von Alfred Friedmann.

Sag' an, Du junges Leben,
Wohin denn willst Du geh'n?
Des Segels Flügel schweben,
Schon naht der Brise Weh'n!

Die Schöne sprach: „O lande
An jenem treuen Strande,
Wo man für immer liebt!"
— „Dahin kann ich nicht fahren,
Weil es seit ew'gen Jahren
Solch Liebesland nicht gibt!"





Gedichte

von

Anton Ganser.

Poesie.

I.

Poetische Gedanken,
Sie kennen keine Schranken,
Sie kommen und sie gehen,
Wie Blüthen, die verwehen;
Doch sind sie gut, so fess'le sie,
Denn flüchtig ist die Phantasie.

II.

Immer duftig, zarte Blume,
Immer süße Harmonie,
Züchtig eingehüllt in Schleier
Sei die echte Poesie.

Leichtbeschwingt wie Aetherwölkchen,
Folge ihr die Phantasie,
Immer Grazie, immer spendend,
Nur verletzend sei sie nie.

Das Glück.

Die Nadeln sinken von den Föhren,
Der Herbst färbt mählig Busch und Wald;
Beginnt denn wirklich ein Zerstören?
Wird die Natur schon müd' und alt?

Es blinkt zwar auf in glüh'nden Farben
Noch hie und da des Daseins Glück —
Des Frohsinns Stimmen aber starben,
Melancholie nur blieb zurück.

Die Sonne sinkt, die Nebel wallen,
Die Nacht bricht früh und rasch herein —
Des Glückes Spur? In Lichtkrystallen
Schickt sie herab der Sterne Schein.

Im ew'gen Kreisen, ew'gen Werden
Gefällt das Sein sich, die Natur;
Das Glück? Am Himmel und auf Erden
Erglänzt doch immer seine Spur.

Seltenes Kraut.

Die Wahrheit ist ein eig'nes Kraut,
Es wächst nur in der Sonne,
Im Lichte, wo der Himmel blaut,
Und nichts stört seine Wonne.

Denn Wonne ist das wahre Sein,
Empfindung wahr und tief,
Ein Etwas, fliehend inn're Pein,
Das sich in's Dasein rief.

Die Wahrheit ist so wie das Licht,
Ein Schemen ohne Schlacken,
Ein Zittern ohne Schwergewicht,
Ein Etwas ohne Zacken.

Die Wahrheit ist sich selbst genug,
Ein Kraut, das selten blüht,
Nur hie und da ist's ohne Trug
Zu treffen — im Gemüth.

Verachten.

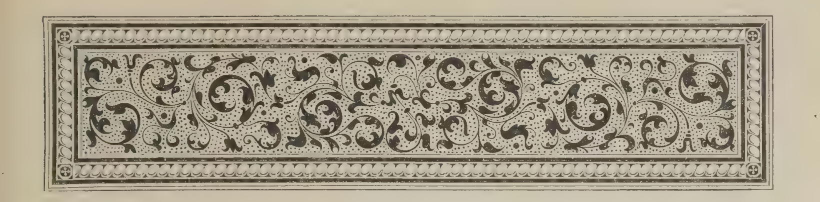
Wer die Menschen kennen lernen will,
Muß hinuntersteigen in den Schacht,
In den tiefen Schacht des dunklen Seins,
In den Pfuhl der ew'gen Willensmacht;
Wo die Geister ihre Bilder modeln,
Wo die Leidenschaften gähren, brodeln.

Wo das hehre Bild von Saïs thront,
Wo die Wahrheit mit dem Irrthum ringt,
Wo aus schweren Fesseln sich befreit,
Was hinauf sich dann zur Freiheit schwingt;
Dort, in alles Werdens tiefen Schachten,
Kannst du lieben lernen und — verachten.

Die Dioskuren.

Tretet ein, ihr Lichtgestalten,
Hold und lieblich wie der Mai,
Bringt des Frühlings Vollgewalten,
Bannt das graue Einerlei.
Tretet ein in's Haus des Armen,
Der verzweifelt an dem Sein,
Macht sein Blut, sein Herz erwarmen,
Nehmt von ihm des Daseins Pein.
Hebt hinweg die engen Schranken,
Die erwecken Leid und Zorn,
Macht erhellen die Gedanken,
Füllet der Empfindung Born
Mit dem Besten, was die Erde,
Was der Himmel bieten mag,
Was einst schuf das mächt'ge „Werde!",
Als die Nacht besiegt der Tag.
Tretet ein, ihr Lichtgestalten,
Liebe, Freundschaft, Hand in Hand,
Webt mit lieblichen Gewalten
Euer schönstes Geistesband.
Es umschlinge unser Eden,
Es umspinne alles Sein,
Wie die gold'nen Sommerfäden,
Sanft und milde Wald und Hain.
Es umschlinge die Geschlechter,
Mann und Weib im edlen Sinn,
Als der beste Tugendwächter,
Treu und wahr und immer kühn.
Kühn und siegend gegen Feinde,
Gegen Lüg'- und Höllenschaar,
Schütz', bewahre deine Freunde,
Edles Dioskurenpaar!





Die herbstlichen Abschiedsgrüße unserer Laubhölzer.

Von

Dr. Jos. R. Ritter v. Lorenz-Liburnau.

Mit Vorliebe wird von den Frühlingsgrüßen der erwachenden Vegetation, vom hellen „Maigrün" des jungen Laubes gesprochen, dessen Fülle uns von Tag zu Tag mehr erfreut, und gerne erwidert Jung und Alt diese Grüße durch dankbare Bewunderung.

Wenn wir diese Lobpreisung, an welcher der Gegensatz zum weichenden Winter großen Antheil hat, nur begreiflich und berechtigt finden, sei es uns doch gestattet, darauf hinzuweisen, daß jene Kinder des Frühlings auch im Herbste nicht ohne sympathische Abschiedsgrüße von uns scheiden — Abschiedsgrüße, die sich gleichfalls in Farben ausdrücken, wie ihr Willkommen im Lenze. Ja, es will uns bedünken, daß die herbstliche Farbenwirkung vom landschaftlichen Standpunkte aus intensiver und geradezu malerischer sei, als das zeitliche Ergrünen war.

Wenn wir hierauf näher eingehen, das allmähliche Verfärben und Absterben der Blätter nach Ursache und Wirkung verfolgen wollen, müssen wir zunächst die Structur und den Lebenslauf eines sommergrünen Blattes betrachten; denn auch vom Laube, wie von allem Organisirten, muß man sagen: „es lebt sich zu Tode"; und wenn wir das Ableben verstehen wollen, müssen wir vorerst das Leben kennen lernen.

Wir beschränken uns hier ausdrücklich auf unsere mittel-europäischen Laubhölzer, und zwar auf solche mit sommergrünen, abfälligen Blättern, wie sie unter dem Einfluß unseres Klimas vegetiren, und berühren nur die allgemeinsten Sätze vom Pflanzenleben, damit unsere Darstellung nicht in eine — hier kaum willkommene — theoretische Vorlesung ausarte.

Es ist wohl unseren Lesern bekannt und wird hier nur der Anknüpfung wegen erwähnt, daß jedes der vielgestaltigen Flächengebilde, die wir Blätter nennen, seiner Hauptmasse nach aus einer mehrschichtigen Lage von mikroskopisch kleinen Zellen besteht, an denen im frischen, lebenden Zustande ein dünnes, durchsichtiges Häutchen (Zellwand) und ein flüssiger bis gelatinöser Inhalt zu unterscheiden ist, durch den die Zellwand gespannt oder schwellend (turgid) erhalten wird. Diese Lage von Zellen ist überzogen mit einer dünnen, aus sehr flachen, ungefärbten, durchscheinenden Zellen gebildeten Oberhaut (Epidermis); im Gegensatze zu dieser an der Ober- und Unterseite vorhandenen äußeren Hülle nennt man die ersterwähnte mehr oder weniger dicke Zellenlage die Innenschichte oder das „Mesophyll".

Dieses ist durch die Oberhaut nicht gänzlich von einem Austausche mit der umgebenden Luft abgeschlossen, indem die erstere Spaltöffnungen besitzt, durch welche Gase hinaus und hinein treten können, wovon noch später die Rede sein wird.

Nebst den Zellen sind im Mesophyll auch langgestreckte Röhren — Gefäße — vertheilt und zu Bündeln vereinigt, aus denen hauptsächlich die Rippen oder Adern der Blätter bestehen.

Zwischen den Zellen, sowie auch längs der Gefäße des Mesophylls bleiben, ungeachtet sie dicht aneinander liegen, doch kleine leere Zwischenräume (Intercellularräume). Bei vielen Pflanzen ziehen sich zwischen den Zellen auch noch gewundene Gänge durch, die mit verschiedenen im Blatte sich bildenden, aber nicht durchaus wesentlichen Säften, z. B. Milchsäften, harzartigen Flüssigkeiten rc., gefüllt sind.

Durch den vorwiegend aus langgestreckten Zellen und Gefäßen zusammengesetzten Stiel hängt das Blatt mit dem Zweige, und durch diesen mit einem Aste, mit dem Stamme und mit den Wurzeln zusammen.

Dieser mechanische Zusammenhang und die angedeutete Structur der Blätter begründen auch den Hergang ihres Wachsens und Vergehens, sowie ihre Bedeutung für die ganze Vegetation des Baumes oder Strauches, dessen Krone sie bilden. Das Blatt, im frischen Zustande zu 55 bis 70 Procent aus Wasser bestehend, erhält dieses nicht direct aus der Luft, sondern aus dem Boden; es wird in den Wurzeln aufgenommen zugleich mit Stickstoffverbindungen und jenen wenigen anderen Mineralstoffen, die zum Aufbau des Pflanzenleibes erforderlich sind und beim Verbrennen von Holz und Blättern als Asche zurückbleiben.

Als Bodennährsaft steigt diese Flüssigkeit durch die Gefäße des Stammes, der Aeste, Zweige, Blattstiele und Blattadern und vertheilt sich auch in die Zellen des Blattes, die eben hauptsächlich durch ihren Wassergehalt schwellend erhalten werden, beim Fehlen desselben hingegen zusammenschrumpfen. Der Antrieb zur Saftbewegung kommt hauptsächlich daher, daß die Blätter bei hinreichender Luftwärme das aufgestiegene Wasser durch die Spaltöffnungen wieder verdunsten — transspiriren — wodurch luftverdünnte Räume entstehen, in welche das Bodenwasser von unten nachrückt, und dieser Vorgang ist desto lebhafter und ausgiebiger, je höher die Temperatur, welcher die Blätter ausgesetzt sind, sich über die Temperatur des Bodens, der Wurzelregion, erhebt. Diese Zufuhr aus dem Boden durch den aufsteigenden Saftstrom, der sich im äußeren, noch saftigen Splintholz bewegt, ist aber nur ein Theil der Ernährung, und zwar derjenige, welcher vorwiegend die anorganischen (mineralischen) Bestandtheile des Pflanzenleibes, und so auch jedes Blattes, mit Inbegriff des Wassers liefert.

Die organischen Bestandtheile hingegen, insbesondere das Gewebe der Zellen- und Gefäßwände, welches schließlich zur Holzfaser wird, dann die in den Zellen eingeschlossenen organischen Substanzen, die als Zuckerarten, Stärkemehl (Amylum), Gummiarten, Kleber der Samen u. s. w. bekannt sind — alle wesentlich kohlenstoffhältig und meist sogenannte „Kohlehydrate" — erhalten dieses unentbehrliche Element aus der Kohlensäure der Luft, welche von den Blättern durch die Spaltöffnungen zunächst in die Zellen aufgenommen wird und dort ihren Kohlenstoff abgibt, der in Verbindung mit dem schon vorhandenen Wasserstoff, Sauerstoff und den aus dem Boden mitgebrachten Mineralnährsalzen (sammt Stickstoff) die erwähnten

organischen Substanzen des Pflanzenleibes erzeugt. In den Blättern wird also der vom Boden hinaufgelangte Saft, der für sich allein die Vegetation nicht forterhalten könnte, durch Verdunstung ärmer an Wasser, die Nährsalze behält er, und durch die Kohlehydrate wird er bereichert; er ist nun fähig, neue Theile des Pflanzenleibes — neue Zellen, Verdickungsringe (Jahresringe) des Stammes und der Aeste, dann Knospen u. s. w. — zu bilden, verdient daher zum Unterschiede vom aufsteigenden Bodensafte den Namen „Bildungssaft".

Dieser bewegt sich aus den Blättern durch die Zweige, Aeste und den Stamm nahe innerhalb der Rinde, also näher an der Peripherie als der aufsteigende, nach abwärts bis in die Wurzeln, heißt daher auch der „absteigende" oder „rücklaufende" Saftstrom, und setzt unterwegs die schon erwähnten pflanzlichen Gebilde an.

Der Baum ist also ein Organismus, der an beiden entgegengesetzten Enden — Wurzel und Blätterkrone — Nahrung aufnimmt und diese in zwei entgegengesetzten Strömungen weiter vertheilt.

Schon aus dieser kurzen Darstellung ersieht man die gegenseitige Rolle der Blätter einerseits und der kurz als „Axenorgane" bezeichneten, gestreckten Pflanzentheile, wie Wurzeln, Stamm und Aeste, anderseits.

Wenn die Wurzeln keine entsprechende Bodennährflüssigkeit vorfinden oder solche nicht aufnehmen, wenn der Stamm und die Aeste diese Flüssigkeit nicht nach oben zu den Blättern leiten, verdorren diese letzteren; wenn umgekehrt die Blätter fehlen oder nicht Bildungssaft erzeugen, hört das Wachsthum des Baumes auf, und wenn dieses nach der winterlichen Unterbrechung sich nicht wieder erneuert, stockt der ganze Lebensproceß und der Baum verfällt der allmählichen Vermoderung.

Wir haben hier das Wort „Lebensproceß" gebraucht, und müssen uns über seine Bedeutung wenigstens kurz verständigen.

Vor nicht langer Zeit sprach man zur Erklärung der meisten Vorgänge in einem pflanzlichen oder thierischen Organismus von einer „Lebenskraft"; nunmehr hat man sich überzeugt, daß wesentlich ein bestimmtes Zusammenwirken mehrerer physikalischer und chemischer Factoren, also eine Reihe von Vorgängen oder Processen, den Organismus lebend erhält; man spricht daher von „Lebensprocessen". So haben wir denn bereits oben gesehen, daß die Processe der Stoffaufnahme aus Boden und Luft, der Transspiration, des doppelten

Saftlaufes das Leben eines Baumes erhalten. Der Naturwissenschaft gelingt es, einen immer größeren Theil der Lebenserscheinungen auf solche chemisch-physikalische Processe zurückzuführen; bisher ist aber immer noch ein unaufgelöster Rest übriggeblieben, den man doch nur dem „Leben" zuschreiben kann. In diesem Sinne also bedienen wir uns auch hier des Wortes „Lebensproceß". Im Lebensproceß des Blattes und mittelbar des ganzen Baumes spielen unter den Substanzen des Zelleninhaltes eine besonders wichtige Rolle die mikroskopisch kleinen, grünen Körnchen, welche man „Chlorophyll" (Blattgrün) nennt; gerade sie sind es, welche unter dem Einfluß genügenden Lichtes den Kohlenstoff aus der Kohlensäure der Luft aufnehmen und zugleich die grüne Farbe der Blätter und überhaupt aller jungen, noch weichen Pflanzentheile hervorbringen; mit dem Chlorophyll also werden wir uns insbesondere beschäftigen müssen, wenn wir die Färbung und Verfärbung der Blätter näher betrachten wollen.

Daneben sind aber für denselben Zweck auch andere Theile des Zelleninhaltes zu erwähnen, die auf die Färbung Einfluß nehmen; es sind diese: Gerbstoff, welcher allmählich an Menge zunimmt und zuletzt bräunliche Kugeln oder Klümpchen bildet, dann eine mit dem Gerbstoff verwandte, aber flüssige Substanz von rother Farbe, früher als Erythrophyll (Blattroth), jetzt als Anthokyan (eigentlich „Blumenblau") bezeichnet.* Wo und so lange das Chlorophyll überwiegt, wie es meist in den frisch entwickelten Blättern durch viele Wochen oder Monate der Fall ist, tritt die färbende Wirkung des Gerbstoffes und des Anthokyans nicht deutlich oder nur an einigen Stellen untergeordnet als Streifen oder Flecken hervor — wie z. B. an den Blattstielen mancher Holzgewächse, deren Früchte roth werden (Hartriegel, Kirschbaum u. s. w.), aber auch an einigen anderen, wie Bergahorn und Spitzahorn — und die Allgemeinheit des Grün in den Blätterkronen wird dadurch nicht beeinträchtigt.

Wenn wir nun nach diesen Vorbemerkungen der Verfärbungsfrage näher treten wollen, müssen vorerst noch einige Unterscheidungen klargelegt werden.

* Die letztere Bezeichnung rührt daher, weil man gefunden hat, daß diese Substanz eigentlich von blauer Farbe ist, und nur durch Hinzutritt von Pflanzensäuren roth wird; solche Säuren aber finden oder bilden sich reichlich in vielen Blättern — insbesondere die Gerbsäure — und daher ist die factische Farbenwirkung des Anthokyans in den Blättern meist nicht blau, sondern roth.

Die allgemeinste Verfärbung jedes Blattes ist die Bräunung oder Schwärzung, welcher es nach dem Aufhören des normalen Lebensprocesses schließlich verfallen muß. Sobald die Functionen des doppelten Saftlaufes aufhören, entweder im ganzen Baume oder in einzelnen Aesten oder Zweigen desselben, bemächtigen sich daselbst der Gewebe und ihres Inhaltes die äußeren zerstörenden Agentien; es zersetzen sich die Kohlehydrate, aus denen sie bestehen, in die Bestandtheile, aus denen sie hervorgegangen, also in Kohlensäure und Wasser, und dabei ist der Verlust an Wasser, welches in Gestalt von Wasserdampf in die Luft zurückkehrt, stetig größer als der Verlust an Kohlenstoff; von diesem bleibt daher ein relativ immer größerer Antheil zurück, und da seine Farbe schwarz ist, schwärzt sich das Blatt während seiner Zersetzung immer entschiedener. Die Bräunung ist nur eine unvollkommene Schwärzung in den ersten Stadien dieses Processes, den man die Humification nennt, weil die späteren Stadien den dunkelbraunen bis schwarzen, krümmeligen Humus* darstellen. Zwar chemisch verschieden, aber in Bezug auf die schließliche Schwärzung doch gleichwirkend, ist die Zersetzung der stickstoffhältigen Pflanzentheile und Säfte.

Jene Bräunung trifft aber nicht nur das bereits abgefallene Laub, sondern auch am frisch vegetirenden Baume werden einzelne Blätter oder Blättergruppen oder Zweige humificirt, wenn daran eine wesentliche Störung der normalen Lebensprocesse eintritt. Die gewöhnlichste dieser Störungen ist das Aufhören des aufsteigenden, die Blätter mit Bodenwasser versorgenden Saftstromes, oder ein zu starkes Ueberwiegen der Transspiration und Verdunstung über die Saftzufuhr, die dadurch ungenügend wird. Dieser Zustand wird leicht für einzelne Zweige oder Blätter herbeigeführt durch eine locale Verstopfung der saftführenden Gefäße, oder durch eine Knickung des Zweiges oder Blattstieles (bei Sturm, Hagel), durch Unterbrechung der Saftvertheilung im Blatte als Folge von Insectenfraß oder Pilzparasiten u. s. w.

Die nächste Wirkung davon ist das Einschrumpfen oder Verdorren des Pflanzentheiles, dessen Gefäße und Zellen auf solche Art

* Dieses rein pflanzliche Zersetzungsproduct ist nicht zu verwechseln mit Humusboden oder Humuserde; letztere bestehen aus einem Gemenge von mineralischen Substanzen, Erd- oder Bodenarten mit pflanzlichem Humus, der jene zwar dunkel färbt, aber nur zum kleineren Theile zusammensetzt.

ihre Wasserzufuhr verloren haben, und die weitere Folge ist die alsbald eintretende Humification, die sich durch Bräunung des vertrocknenden Pflanzentheiles ankündigt und in jedem Abschnitte der Vegetationszeit, ebensowohl im Frühling und Sommer, wie im Herbste, eintreten kann. In ausgedehnterem Maße, oft auf ganze Kronen oder doch ganze Aeste sich erstreckend, findet dieser Proceß bei lange dauernder, trockener Hitze statt, welche den Blättern, besonders an der Sonnenseite oder an der Seite des trockenen Windes, mehr Wasser entführt, als von unten her nachrücken kann, und da die Ränder der Blätter entfernter von den Saftleitungen, und meist auch ihre Gewebe zarter sind, vertrocknen sie schneller als die mittleren Theile der Blattspreiten. Da hiebei sogleich nach dem Verdorren und Schrumpfen auch die Bräunung erfolgt, pflegt man zu sagen: die Hitze habe die Blätter „verbrannt“ oder versengt. Den gleichen Ausdruck gebraucht man bekanntlich auch für die äußerlich ganz ähnliche Erscheinung, welche von der entgegengesetzten Temperaturwirkung, nämlich vom Froste, hervorgebracht wird; dabei ist es aber nicht die Entziehung von Wasser, sondern die Sprengung der Zellwände und eine chemische Veränderung ihres austretenden Inhaltes, wodurch der normale Proceß gestört und der raschen Humification Eingang verschafft wird.

Farbenänderungen solcher Art, die zu jeder Zeit an den verschiedensten Bäumen durch ungewöhnliche äußere Einflüsse herbeigeführt werden, gehören zwar nicht zur normalen herbstlichen Verfärbung; sie mußten aber erwähnt werden, weil sie im Verlauf der Vegetation naturgemäß sich vermehren und dazu beitragen, auch die landschaftliche Farbenwirkung der Bäume allmählich zu ändern.

Aehnliche und zwar viel mannigfaltere Wirkungen werden auch noch durch thierische und pflanzliche Eindringlinge schon vom Erwachen der Vegetation an bis zum Blattfall hervorgebracht und allmählich verstärkt.

Es gibt fast keine Gruppe der Landthiere, welche sich nicht an der Schädigung oder Verunstaltung des Laubes, und dadurch an der Farbenänderung desselben, betheiligt. Wir wollen absehen von den höheren Thieren, die mehr durch Verzehren ganzer Massen von Blättern als durch Störung ihres Colorites in die Vegetation eingreifen; aber einige Gruppen der Gliederthiere müssen wir für unseren Zweck doch näher in Betracht ziehen.

Vor Allem sind es Insecten und deren Larven, die oft schon in den Blattknospen ihr Werk vorbereiten oder beginnen und das Laub in keinem Stadium seiner Vegetation ungeschoren lassen. Viele Arten befressen den Rand der Blätter, andere miniren in den Blattrippen und verzehren Theile des Mesophylls, wieder andere durchlöchern die Blattspreiten siebartig; alle verletzten Stellen aber bräunen sich durch Humification.

Zahlreich sind die Gallenbildungen der Gallmücken und Gallwespen in Gestalt von Knötchen, Perlen, Pusteln, Zäpfchen, filzigen Häufchen (Erineen), Krätzen, Schorf, Grind und dergleichen Ansätzen, die unappetitliche Ideenverbindungen erwecken, anfangs in allen Nuancen von hellgrün, gelb, roth, braun, mehr oder minder gedrängt auftreten, und zuletzt — meistens schon bevor die unverletzten Theile des Blattes sich verfärben — die Humusfarben annehmen. Manche Insecten verursachen blasige Auftreibungen der Blätter bei gleichzeitiger Umfärbung, oder es werden die Blätter gerollt oder gewickelt und der raschen Vertrocknung und Bräunung zugeführt.

Es wäre wohl nicht am Platze, hier alle Formen und Farben solcher Verunstaltungen unter Nennung ihrer Erzeuger und der von ihnen befallenen Baumarten anzuführen; hat doch z. B. Sorauer in seinem umfassenden Werke „Die Pflanzenkrankheiten" auf rund 200 Seiten mehrere Hunderte solcher Schädlinge, worunter viele zunächst den Blättern zusetzen, eingehend beschrieben; dabei befinden sich allein 73 Arten von Gallmücken und zahlreiche Gallwespen (250 allein an Eichen), einige Cicaden und Heuschrecken, sehr viele Wickler, Motten, Minirraupen, dann Rüsselkäfer und deren Larven, abgesehen von dem Heere der Borkenkäferarten, welch' letztere aber die Blätter nicht direct befallen. Auch viele Formen von Milben, von denen z. B. der Feldahorn allein sechs verschiedene beherbergt, dann Blattläuse gehören hieher. Wir wollen nur beispielshalber die ebenso energische als verderbliche Arbeit einer einzigen Käferart, des kleinen Buchenrüsselkäfers (Orchestes Fagi), etwas näher betrachten. Im Herbst geht dieser Käfer unter die Bodendecke, überwintert daselbst, benagt im Frühjahr die noch gefalteten Maiblätter, deren Ränder sich bräunen und wie vom Spätfrost getroffen aussehen, und endlich, wenn das Blatt sich gestreckt und die vollkommene Spreite entwickelt hat, belegt er, und zwar die unverletzt gebliebenen, mit je einem Ei, das

der Käfer nächst der Mittelrippe einschiebt und von wo aus ein Minengang gegen die Blattspitze zu (niemals in umgekehrter Richtung) seinen Verlauf nimmt.

Nur im Vorübergehen sei erwähnt, daß auch Schnecken, die, der Gestalt ihrer Mundwerkzeuge entsprechend, kreisrunde Löcher in die Blätter fressen, sich an der directen Schädigung der Blätter betheiligen.

Für unseren Zweck möge hier zusammenfassend nur angedeutet werden, daß alle erwähnten thierischen Eingriffe dahin wirken, die ursprünglich grünen Blätter schon sehr zeitlich, und dann in immer zunehmendem Maße, mit vielfärbigen, zuletzt aber fast durchgehends sich bräunenden Punkten, Flecken und Unebenheiten zu bedecken, zur Zeit, da noch lange nicht die herbstliche Verfärbung beginnt.

Als pflanzliche Schädiger der Blätter treten fast ausschließlich Pilze nach Art des Schimmels, Mehlthaues, Rußthaues, Rostes u. s. w. auf. Die aus angeflogenen Pilzsporen sich entwickelnden Pilzfäden dringen durch die Oberhaut oder deren Spaltöffnungen in das Blattfleisch, nähren sich als echte Parasiten vom Safte desselben und bringen an den von ihnen befallenen Stellen Flecken hervor, deren Färbung theils direct von jener der Pilze, theils von dem dort krankhaft veränderten Zellgewebe des Blattes, insbesondere des Chlorophylls, theils endlich von der im Gefolge der Verletzung sich einstellenden Humificirung herrührt.

Andere bilden schon an der Außenseite des befallenen Blattes Räschen, Schorfe, Krusten und dergleichen. Die von Pilzen verursachten Flecken der Blätter sind sehr vorwiegend rund, fast kreisrund, weil das Pilzgewebe im Blattgewebe, vom Angriffspunkte aus, nach allen Seiten hin gleich wenig Widerstand und gleiche Nahrung findet, daher das Wachsthum des Parasiten von jenem Punkte wie von einem Centrum aus radial vor sich geht. Manche Pilze erzeugen sogar gallenartige Knötchen, Zäpfchen u. s. w., die man wohl bisweilen für Wirkungen von Insecten halten mag, wie es ja auch umgekehrt geschieht, daß man Insectenauswüchse für Pilzbildungen ansieht.

Die in den verschiedensten Größen punktartig bis linsengroß und weit darüber auftretenden Pilzflecken, Häufchen und Gallen vereinigen sich mit den vorerwähnten von Thieren hervorgebrachten, um das ursprünglich reine Grün der Blätter verunreinigt, mischfärbig und

mißfärbig erscheinen zu lassen; und dieses Schicksal trifft mit fortschreitender Sommerszeit eine immer größere Anzahl von Blättern, so daß man oft schon im Juli oder August in manchen Kronen kaum die Hälfte der Blätter unangegriffen findet und die Gesammtfarbe der Kronen wesentlich alterirt wird.

Solcher Schädigung der Blattfarbe unterliegen verschiedene Baumarten in verschiedenem Maße. Im Allgemeinen kann man sagen, daß Blätter mit dichter, glänzender, lederartiger Oberhaut mehr geschützt sind, als solche mit zarter Außendecke, und zwar gilt dies vorwiegend den Pilzen gegenüber, während sich unter den Thieren für stärkere lederartige Blätter auch robustere Schädlinge finden, die mit ihnen fertig werden.

Wir haben uns nun mit solchen Einflüssen beschäftigt, welche, von außen her an die Blätter herantretend, ihre Färbung verändern, die man daher zusammen als „ektophytische“ bezeichnen kann.

Im Gegensatze zu diesen stehen die in der Pflanze selbst gelegenen Ursachen der Verfärbung, die man „entophytische“ nennen kann.

Hiezu gehören zunächst solche Störungen, die nur an vereinzelten Blättern, nicht an ganzen Kronen, eine Verfärbung, und zwar nicht erst im Herbst, sondern zu jeder Zeit verursachen können. Kaum haben sich die Blätter entfaltet, so zeigen sich schon zwischen den normal grünen Blättern auch fahle, gelbliche oder nur stellenweise ergrünte, ohne daß sich daran Spuren von Schädlingen finden. Solche vereinzelte Frühvergilbung kann nicht von Ursachen herrühren, die sich auf das Leben des ganzen Baumes oder der ganzen Krone beziehen, weil ja eben nur einzelne Blätter oder kleinere Blättergruppen diese Erscheinung zeigen; es kann also weder Mangel an Nahrungsstoffen oder Wasser im Boden, oder an Kohlensäure in der Luft, noch auch ein Mißverhältniß von Licht oder Wärme zu Grund liegen, denn in allen diesen Fällen würde sich die Folge in der ganzen Krone zeigen müssen. Nur aus einem localen Hinderniß in der nächsten Nähe des betreffenden Pflanzentheiles kann ein localer Ergrünungsmangel erklärt werden — und ein solches ist die abnorme Verengung oder frühzeitige Verholzung der Saftwege, wie sie insbesondere an alten, schon halb dürren, nicht mehr elastischen, sondern leicht unter Knacken abbrechenden Zweigen eintritt, und wodurch insbesondere der aufsteigende Saftstrom gehindert wird, zu allen

Blättern eines solchen Zweiges in entsprechender Reichhaltigkeit bis an die Blattränder zu gelangen.

Aus diesem Grunde beginnt die „Frühvergilbung" in der Regel von den Rändern der Blätter her und entfernter von den saftleitenden Rippen, während in der Nähe der letzteren das Blatt noch einige Zeit grün bleibt; die Circulation reicht dann eben nur für die nächste Umgebung der zuleitenden Saftwege der Rippen oder Adern aus.

Erst nach allen bisher angedeuteten verschiedenen Arten der Verfärbung, welche nicht von der Jahreszeit oder dem Vegetationsalter herrühren, gelangen wir endlich zu der eigentlichen Herbstverfärbung. Da muß nun vor Allem erwähnt werden, daß diese Umfärbung nicht bei allen Laubhölzern erfolgt; manche derselben erfahren nur jene Aenderung ihres Colorites, die von der allmählichen Verdickung und daher geringeren Transparenz der Blattoberhaut und von der stetig zunehmenden Anhäufung der Trockensubstanz in den Blattzellen herrührt, das heißt ihr Grün erscheint dunkler und matter, und mit dem Aufhören der Saftcirculation geht das Grün fast unmittelbar in das Braun und Schwärzlich der Humification über. Das ist z. B. der Fall beim Hollunder, beim Ligusterstrauch, bei der Esche, Erle, annähernd auch beim Wallnußbaum und bei unseren Eichen. Das Gelbwerden einzelner Blätter oder Blättergruppen ist zwar auch bei solchen Holzarten nicht ausgeschlossen, aber die Gesammtfarbe der Kronen ändert sich doch zumeist nur in der eben angedeuteten Weise. Dagegen erglühen Rothbuchen und Hainbuchen, Linden, Ahorne, Ulmen, Ebereschen, Hartriegel, dann von cultivirten Gattungen die Kirschbäume, Roßkastanien u. a. m. im Spätherbste in grellem Gelb bis Roth und in allen Mischungen und Uebergängen dieser Farben, ähnlich wie bisweilen die abendlichen Farben, welche das scheidende Tagesgestirn für kurze Zeit am westlichen Himmel zurückläßt.

Die Verfärbung sowie die Nichtverfärbung lassen eine gemeinsame Erklärung aus dem Lebensproceß der Blätter zu. Wollen wir hierauf näher eingehen, so empfiehlt es sich, zunächst zu erfahren, was sich thatsächlich in der Zusammensetzung der verfärbten Blätter anders als in jener der noch grünenden vorfindet.

Verläßliche anatomisch-physiologische Beobachtungen haben gezeigt, daß in den Zellen der vorwiegend gelben Herbstblätter an Stelle der Chlorophyllkörner Ballen enthalten sind, die gelb, braun-

gelb oder gelbroth sind und auch Zwischenstufen oder Uebergänge dieser Farben zeigen. Es wurde auch constatirt, daß der in den grünen Pflanzen schon ursprünglich neben dem grünen Farbstoff des Chlorophylls vorhandene blaue Farbstoff, das schon früher erwähnte Anthokyan, im Herbst reichlicher wird und durch die allmählich zunehmende Bildung von Pflanzensäuren, insbesondere Gerbsäure, jene rothe Farbe annimmt, die man überhaupt als eine Wirkung von Säuren auf blaue Pflanzenfarben kennt und in der Chemie zur Erkennung der Gegenwart von Säuren verwendet (Reaction mit Lackmuspapier). Ferner ist es Thatsache, daß die Rothfärbung vorzüglich an den Blättern solcher Bäume und Sträucher erscheint, deren Früchte entschieden roth sind, wie Kirschen, Kornelkirschen, blaue Trauben, oder an denen man schon im Frühling und Sommer die Oberseite der Blattstiele, oft auch die jüngsten Zweige, roth überlaufen findet — was darauf hindeutet, daß diese Pflanzen überhaupt reich an rothwerdenden Farbstoff (Anthokyan) sind.

Es kann sich nun nur noch fragen: wodurch die Umänderung des Chlorophylls, die Anhäufung von Gerbstoff und Gerbsäure und das Vorwiegen des Anthokyans herbeigeführt wird und nur bei gewissen — nicht bei allen — Laubbäumen eine grelle Umfärbung zur Folge hat? Da sei es gestattet, auf einen allgemeineren Satz im physiologischen Gebiete aufmerksam zu machen.

Wenn die Bildung und die Functionen eines Organismus, oder auch nur eines einzelnen Organes oder organischen Productes vom Zusammenwirken mehrerer physikalischer Bedingungen abhängt, ist das gegenseitige Verhältniß dieser letzteren untereinander nicht gleichgiltig und es gibt immer eine bestimmte Combination, welche günstiger ist, als alle anderen.

Das Zusammentreffen der günstigsten Bedingungen nennt man das „Optimum“ und bezeichnet so auch den Erfolg dieses Zusammentreffens, nämlich den Zustand der besten Entwicklung des Organismus oder Productes. So hat auch das Chlorophyll sein Optimum, welches aber verschieden ist von jenem des Anthokyans und des Gerbstoffes.

Die wichtigsten Bedingungen für alle diese Bildungen — nämlich Wasserzufuhr und Transspiration, Wärme, Licht — erfahren nun im Laufe des Sommers manche Aenderungen, sowohl absolut als auch

relativ gegen einander, wodurch sich auch die Optima für die hier in Betracht kommenden Bildungen verschieben. Die Saftzufuhr von unten wird im Herbste schwächer, weil das in unseren Gegenden die trockenste Zeit des Vegetationshalbjahres ist und weil überdies der Boden durch den während des Frühjahres und Sommers stattgefundenen reichlichen Uebertritt von Wasser in die Pflanzen weit trockener geworden ist.

Dagegen sind die Bedingungen für die Verdunstung aus den Blättern im Herbste nicht eben soviel beeinträchtigt, wie jene für die Saftzufuhr, und die Folge davon ist eine größere Neigung zum Eintrocknen der Blätter und zur Eindickung oder Concentration ihres flüssigen Zellinhaltes, neben dem sich auch schon während des ganzen Sommers die zugeführten mineralischen Bodennährstoffe angehäuft hatten.

Gleichzeitig nimmt die Temperatur stetig ab, sinkt in den schon bedeutend verlängerten Nächten oft nahe zum Gefrierpunkte, und hebt sich am Tage wegen der Morgennebel erst spät.

Die Beleuchtung endlich ist nicht so sehr ihrer Intensität nach vermindert — da heitere Herbsttage sehr hell zu sein pflegen — als der Zeit nach verkürzt, da sie weit wenigere Stunden anhält als im Sommer.

Hiemit sind wir der Erklärung der Herbstverfärbung näher gerückt, obgleich man zugeben muß, daß diese Frage zu den noch nicht völlig ausgetragenen Problemen der Pflanzenphysiologie gehört und hierüber zwar zahlreiche vereinzelte Beobachtungs- und Versuchsresultate vorliegen, eine zusammenhängende, lückenlose Darstellung aller Stadien des Verfärbungsprocesses aber noch fehlt.

Was zunächst die Veränderung des Chlorophylls betrifft, so ist zu unterscheiden zwischen den ganzen Körnern und ihrem Farbstoff.

Die ersteren verlieren wahrscheinlich durch die oben erwähnte Eindickung des Zelleninhaltes, durch Abgabe organischer Substanzen an den rücklaufenden Saftstrom (Auswanderung) und durch die Anhäufung der Nährsalze allmählich ihre ursprüngliche Zusammensetzung, die im chemischen Sinne eine sehr „labile“ ist; ihre Reste stellen dann die gelblichen Körner dar, welche zurückbleiben und hauptsächlich die Gelbfärbung bedingen. Ihr grüner Farbstoff war, wie bereits erwähnt, schon ursprünglich in vielen Pflanzen begleitet von dem blauen und

leicht in's Roth übergehenden Anthokyan, und dasjenige unter ihnen kommt jeweils zum Vorwiegen, für dessen Entwicklung die jeweiligen äußeren Bedingungen der Wasserzufuhr, Transspiration, Temperatur und Beleuchtung zu einem Optimum zusammentreffen. Das Chlorophyll bedarf aber zu seiner besten Entwicklung mehr Wärme und Wasserzufuhr als das Anthokyan, welches mehr Lichtbedürfniß hat. Nun erniedrigt sich im Herbste die Temperatur und vermindern sich die Niederschläge, und dadurch wird das Optimum für Chlorophyll mehr geschädigt als jenes für Anthokyan.

So lange dieses letztere seine blaue Farbe behält, wird dadurch das Grün nicht beeinträchtigt, nur mehr blaugrün als gelbgrün; tritt aber die Rothfärbung durch organische Säuren ein, welche gewöhnlich zugleich mit dem Anthokyan zunehmen, so wird das Grün durch Roth ersetzt.

Ferner scheint bei abnehmender Transspiration und Anhäufung der mineralischen Nährstoffe in den Blättern die Bildung von Gerbstoff (auch ohne Gerbsäure) immer reichlicher stattzufinden, wodurch sich die Entstehung der bräunlichen Gerbstoffballen und die gelbbraune Farbe solcher Blätter erklärt.

Je nachdem also eine Baumart schon ursprünglich durch den Bau ihrer Blätter, insbesondere Vertheilung ihrer Transspirationsorgane (Spaltöffnungen), dann durch den specifischen Inhalt der Zellen und Gehalt der Zellsäfte weniger oder mehr zu Schwankungen in der Transspiration, zum Schutz des Zellinhaltes und zur Umsetzung des Zellinhaltes in verschiedene Verbindungen geeignet ist, bewirken die eben skizzirten Herbstverhältnisse des Bodens und der Luft entweder nur eine geringe Umänderung des Chlorophylls, so daß die Blätter nur dunkler und trüber grün, aber nicht gelb oder roth werden, oder die Umänderung des Chlorophylls in gelbe Körner ohne stärkeres Ueberhandnehmen des Anthokyans bewirkt Gelbfärbung, oder das Ueberhandnehmen des Anthokyans und der Gerbsäure führt zu einer mehr weniger grellrothen Herbstverfärbung, oder endlich es überwiegt der geballte Gerbstoff und die Blätter werden vorwiegend gelbbraun, lohfärbig oder rostfärbig.

Manche Nuancen von Gelb scheinen auch dadurch hervorgebracht zu werden, daß ein schwächeres Roth oder Hellbraun durch die weniger durchsichtig gewordene, trübende Oberhaut hindurchschimmert.

Nebenbei bewirken die Standortsverhältnisse manche Variationen der Färbung; insbesondere die der Mittagssonne zugekehrten Kronen oder Kronentheile erfahren eine raschere Verfärbung, wogegen in schattigen Lagen oder selbst in den schattigeren Partien einer und derselben Krone sich das Grün länger erhält. Schwach ergrünte Blätter halbmorscher Zweige verfärben früher als die anderen. In den kühleren Alpengegenden tritt die Herbstfärbung später ein als in den angrenzenden Ebenen. Auch das Alter der Zweige ist nicht ohne Einfluß auf den früheren oder späteren Eintritt der Verfärbung und ihrer Intensität; die Blätter jüngerer Zweige und Triebe, wie insbesondere jene der Wassertriebe und der einjährigen Loden beim Kopfholzschnitt, behalten ihr Grün länger. Übrigens macht sich auch bei diesen Erscheinungen der Einfluß der Individualität geltend, indem nicht selten einzelne Exemplare unter ganz gleichen äußeren Verhältnissen früher oder später, oder anders verfärben, als die Majorität.

Nach einzelnen Baumarten findet der Beobachter im Spätherbste, im October und Anfang November bis zum Blattfall, folgende Unterschiede im Colorit der Laubhölzer und Sträucher.

Ohne grellere Herbstfärbung, nur mit dunkelbraunen Flecken und Humificirungsstellen, bleiben zumeist grünend* bis zum Erfrieren und Abfallen: die Blätter der Esche, der Erle, des schwarzen Hollunders, der meisten Weiden, des Haselstrauches, des Flieders, des Ligusters, des Perückenstrauches, deren zum Theil schon früher erwähnt wurde.

Schmutzig gelbgrün werden vorwiegend die Blätter des Feldahorns, des Nußbaumes, der Robinie, der Linde, der Pappel, des Weißdorns, des Haselstrauches. Rein hellgelb oder hellgrünlichgelb erscheint das Herbstlaub der Weißbuchen (Hainbuchen), Ulmen, Schwarzpappeln, Birken, Roßkastanien. Gelb mit sehr zahlreichen, oft überwiegenden lohbraunen oder fast schwarzen Humificirungsflecken werden die Blätter der Holzapfel- und Holzbirnbäume.

Ein leuchtendes röthliches Hellbraun, gehoben durch den Glanz der glatten Oberhaut, erhalten die dünnen, stark durchscheinenden Blätter der Rothbuchen, unter deren Kronendach oft auch der Waldboden in der gleichen Farbe erscheint. Ein eigenthümliches Gemenge

* Das ist nicht so aufzufassen, als ob solche Blätter niemals verfärben könnten; diese Aenderung tritt nur bei denselben unvollständig und später ein, und sie fallen meist schon ab, ehe noch die Mehrzahl sich verfärbt hat.

von gelben, gelbbraunen und grünbraunen, dabei rothgefleckten, gesprenkelten oder gewolkten Blättern, oft mit schön rothen Adern, wodurch der Gesammteindruck des Colorites bisweilen dunkel grünviolett wird, zeigen viele Blätter des Bergahorns und noch auffallender des Spitzahorns, während die Mehrzahl ihrer Blätter doch schließlich hochgelb wird.

Entschieden roth werden die Blätter des Kirschbaumes, des Essigbaumes (Rhus typhinum), des rothen Hartriegels, stellenweise unserer beiden Viburnumarten, des Pfaffenkäppchenstrauches, der wilden Rebe (Ungarn), und der blautragenden Reben überhaupt, dann besonders grell jene der Wandrebe (Ampelopsis, fälschlich auch als „wilder Wein“ bezeichnet), mehrerer fremder Ahornarten, vorübergehend auch der Eberesche u. s. w.

Vom spätsommerlichen Fahlgrün gehen meist unmittelbar in mattes gleichmäßiges Braun über: die Blätter unserer Eichen.

Jeder dieser Farbentöne wird desto unreiner und gebrochener, je mehr sich bereits Thiere und Pilze in schädigender Weise an den Blättern eingefunden und daselbst Flecken, Auswüchse u. s. w. zurückgelassen haben, die bei all' ihrer ursprünglichen Farbenverschiedenheit doch bis zum Herbste sämmtlich das Braun der Humification annehmen.

Vergleichen wir nun vom landschaftlichen Standpunkte diese Mannigfaltigkeit des herbstlichen Colorites mit der Farbenwirkung des Laubes im Frühling und Frühsommer, wobei wir zunächst nur die Gegenden zwischen den Alpen und der Donau im Auge haben. Da es nur einerlei eigentliches Chlorophyll gibt, ist das ursprüngliche Grün der frisch entfalteten Blätter, nachdem sie die gelbliche oder röthliche Farbe des ersten Ausbruches aus den Knospen verloren und normal zu transspiriren angefangen haben, eines und dasselbe; und da zu dieser Zeit auch die Oberhaut noch zart und dünn ist, läßt sie jenes reine und gleichmäßige Grün auch ungeschwächt durchscheinen. Der Blattausbruch sehr vieler Laubhölzer erfolgt in einer und derselben Gegend, besonders wenn die Standörtlichkeiten keinen starken Wechsel der Terraingestaltung darbieten, fast gleichzeitig, und so kann man an einem und demselben April- oder Maitage in ganz gleichem Grün erscheinen sehen: Ahorne, Ulmen, Linden, Eschen, Rothbuchen, Weißbuchen, Roßkastanie, schwarzen Hollunder, Flieder, Faulbaum; von Sträuchern: Haselnuß, Berberitzen, Schneeball, Perückenstrauch,

Pimpernuß, Kornelkirsche, Weißdorn, Schlehdorn u. s. w. Aber auch die Wiesen und die jungen Saaten zeigen ganz dasselbe frische Grün, so daß nur Licht und Schatten, nicht aber die eigene Farbe einige Abwechslung im coloristischen Eindruck einer solchen ergrünenden Landschaft hervorbringen kann. Naturgetreue Bilder aus diesen Ergrünungswochen sind es vorzüglich, die vom Publicum geringschätzig als „Spinatmalerei" bezeichnet werden.

Wo dunkleres Nadelholz mit Beständen oder Gruppen von Laubbäumen abwechselt, gewinnt selbstverständlich auch das Colorit der Frühlingslandschaft eine mehr malerische Mannigfaltigkeit; dasselbe ist auch der Fall, wo später ausschlagende Baumarten, wie Eichen, Nußbäume, Robinien zu den schon früher ergrünten hinzutreten.

Auch stärker coupirtes Terrain zeigt eine reichlichere Abwechslung im Frühlingsgrün, da zu Folge der verschiedenen Höhenlagen, sowie der sonnigen oder schattigen Position der Standorte, die Entwicklungszeiten des Laubes verschiedener Bäume weiter auseinander rücken; aber immerhin kommt auch da eine Zeit, zu welcher die zuerst und die zuletzt ergrünten Kronen nahezu die gleiche Färbung unter sich und mit den Wiesen und Feldern zeigen.

Diese Eintönigkeit ändert sich jedoch bald; es kommen die Blüthen der wildwachsenden Bäume hervor, die, wenngleich meist nur grünlichgelb (Rothbuchen, Weißbuchen, Linden, Ahorne, Eschen), doch hellere Nuancen in die Kronen einstreuen, und es folgen alsbald die daraus hervorgehenden, wilden, meist grünlich oder röthlich gefärbten Früchte, wenn diese nicht, wie bei den Ulmen, den Blättern schon vorausgegangen sind.

Weiterhin scheiden sich die Kronen auch dadurch, daß die Verdickung der Blattoberhaut, dann das Entstehen von Filzen, Haaren und ähnlichen Drüsengebilden bei manchen Baumarten, endlich die Eindickung des Zellsaftes bald mehr, bald weniger das helle Grün der Blätter modificiren und dämpfen. Es folgen dann die schon oben angedeuteten Verunstaltungen und Fleckenbildungen durch Insecten und Pilze, das frühzeitige Vergilben oder Eintrocknen einzelner Blätter an krankhaften oder vom Sturm oder Hagel geknickten Zweigen, und schon Mitte August findet man selten mehr als die Hälfte der Blätter eines Baumes unversehrt — wenige (wie Esche, schwarzer Holunder, Liguster) ausgenommen.

Diese ungleich vertheilte Trübung der ursprünglich reingrünen Farben bringt nun zwar einige Mannigfaltigkeit innerhalb des Baumschlages hervor, dagegen wird die Frische des Farbeneffectes beeinträchtigt und es ist schwer zu sagen, ob das Sommergrün dem Frühlingsgrün in der Landschaft vorzuziehen sei.

Der Herbst aber bringt fast plötzlich anstatt des bisher nur zerstreuten, vereinzelten Verfärbens ein Aufleuchten der Kronen gerade in jenen Farben, die unserem Auge als die wirksamsten, „brennendsten" erscheinen, nämlich in den schon geschilderten Nuancen von Gelb und Roth, mehr weniger schattirt mit Braun. Dann erglänzen in der Landschaft Rothbuchenbestände in durchsichtigem Rothbraun, abwechselnd mit den hellgelben Kronen eingestreuter Weißbuchen und der roth und gelb gesprenkelten oder hochgelben Ahorne; das mattgrün oder olivenfarbig gewordene Blatticht anderer Bäume und Sträucher contrastirt angenehm mit jenen grelleren Farben und mit dem dagegen tiefer dunkel erscheinenden Grün des Nadelholzes.

In der landschaftlichen Erscheinung macht es einen wesentlichen Unterschied, ob wir die verfärbten Kronen im auffallenden oder im durchfallenden Lichte sehen; im letzteren Falle erscheinen sie durchleuchtet und weit intensiver gefärbt als im ersteren.

Die Farbencontraste spielen gleichfalls eine wichtige Rolle im coloristischen Schauspiel der Herbstfärbung. Hiebei sei es gestattet, an die sogenannten „subjectiven" Farben zu erinnern. Bekanntlich unterscheidet man sechs Hauptfarben — Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett — die man sich zum Zwecke mancher optischer Betrachtungen als im Kreise um ein Centrum herum liegend, als sechs gleich große Kreisausschnitte oder Sectoren vorstellt. Die erste, dritte und fünfte sind als Grundfarben nicht aus anderen hervorzubringen, während die zweite, vierte und sechste aus der Mischung der beiden Nachbarfarben erzeugt werden können.

Je zwei Farben, die in diesem Kreisschema einander gegenüberliegen, sind gegenseitig „complementär" und haben auf unser Auge die in unseren Sehnerven begründete Wirkung, daß, nachdem die eine der Farben eines solchen Paares länger oder stark auf uns eingewirkt hat und wir dann einen weißen oder weißlichen Gegenstand anblicken, uns dieser mit einem Stich in die complementäre Farbe erscheint. Complementär sind gegenseitig nach dem oben angegebenen Schema:

Roth und Grün, Orange und Blau, Gelb und Violett. Wenn man also beispielsweise das Auge von einer grell gelb gefärbten Baumkrone auf einen grauen Schatten am Boden oder an einer Wand u. s. w. wendet, erscheint dieser Schatten nicht wie sonst rein grau, sondern violettgrau; hat man länger einen grell blauen Gegenstand angeblickt, so erscheinen weißliche oder grauliche Gegenstände mit einem Stich in's Gelbrothe u. s. w.

Außerdem erzeugt jede Farbe, nachdem sie länger oder grell gewirkt hat, beim Anblicken irgend einer anderen Farbe den Eindruck, als ob diese letztere eine Beimischung der complementären Farbe der ersteren hätte; so z. B. erscheint, nachdem man längere Zeit gelbe Blätter betrachtet hat, der hellblaue Himmel mit einer Beimischung von Violett, weil dieses die complementäre Farbe von Gelb ist — und diese Beimischung macht auf unser Auge den Eindruck eines tieferen, satteren Blau, wie des gerühmten italienischen Himmels. Wenn man länger die rothe Erde des Karstbodens angesehen hat, dann erscheint das Grün der benachbarten Bäume oder Wiesen gehoben durch das complementäre Grün dieser, daher intensiver als sonst u. s. w. Wenn man aber im letzteren Falle anstatt grüne Objecte einen zweiten orangefarbigen Gegenstand, z. B. einen Haufen Orangen, in's Auge gefaßt hätte, würde dieser in einer aus Grün und Orange gemischten, also mehr verwischten, bräunlich-grünen Farbe erscheinen. Das Blau unseres mitteleuropäischen Himmels ist in der Regel zu sanft, um eine subjective Farbenwirkung (in diesem Falle Orange) hervorzubringen; dagegen sind die in grellem Carminroth bis Kupferroth leuchtenden Abendwölkchen im Stande, uns die dazwischen oder daneben liegenden Partien des Himmels anstatt blau mit einem Stich in's Grüne erscheinen zu lassen. Die „subjectiven" Farbenempfindungen sind stärker, wenn sie von den grelleren, leuchtenderen Farben — nämlich Roth, Orange, Gelb — ausgehen, schwach dagegen, wenn der Anstoß von einem weniger leuchtenden Grün, Blau oder Violett gegeben wurde.

Die subjectiven Farben werden also bei Betrachtung einer Landschaft empfunden theils als farbige Schatten, theils als Verstärkung oder auch als Verwischung der eigentlichen „objectiven" Farben. Gewöhnlich achtet man wenig auf die hiedurch hervorgebrachten Farbennuancen oder wird wenigstens deren nicht bewußt; doch drängen sich selbst dem Ungebildeten oft solche Farbenwirkungen auf.

Um nun auf unseren eigentlichen Gegenstand zurückzukommen, ergibt sich aus der Lehre von den complementären Farben: daß die leuchtenden Nuancen von herbstlichem Gelb und Orange, insbesondere bei hellem Sonnenschein, das Grün der noch fortvegetirenden Wiesen und Saaten und des noch nicht verfärbten Laubes intensiver, den Himmel dunkler blau, die benachbarten grauen Felsen violett oder bläulich angehaucht erscheinen lassen.

Die Farbe der Baumvegetation im Frühling und Sommer hingegen ist, weil Grün zu den weniger leuchtenden Farben gehört, auch weniger geeignet, subjective Farben hervorzurufen; durch die dabei herauskommende schwache Rosafarbe kann ein mattes Grün nicht intensiver, sondern im Gegentheil nur mehr gebrochen (in's Bräunliche ziehend) erscheinen. Das Blau des Himmels ist meist schon so satt, daß es von dem matten, zum Vegetationsgrün complementären Rosa nicht deutlich beeinflußt wird, und graue Felsen, Straßen u. s. w. gewinnen durch dasselbe gleichfalls keinen deutlich freudigeren Anhauch.

Sehr auffallend wurde uns dieser Unterschied zwischen der Farbenwirkung der Laubbäume im Frühling und im Spätherbst nahegelegt bei Fahrten über den Traunsee, weshalb hier, als ein Beispiel unter Tausenden, zwei solche Fahrten mit einander verglichen werden sollen.

Die erste führt uns im Frühsommer, nachdem eben alle Laubhölzer ihre Kronen voll entfaltet haben, am rechten Ufer, vorüber am Fuße des Grünberges und des Traunsteins, nach Ebensee. Dieses nähere Ufer ist bis gegen die Station „Staininger" bekleidet mit gleichmäßigem Grün der Rothbuchen, Hainbuchen, eingemengter Ahorn- und Eschenbäume und verschiedenen Strauchwerkes, und weder die Himmelreichwiese noch die anderen zerstreuten Wiesenstreifen heben sich durch eine auffallendere Nuance davon ab; nur die unten spärlich eingemengten, weiter oben dominirenden Fichtengehölze, zuletzt von Krummholz abgelöst, bieten einige Abwechslung. Wendet man den Blick hinüber nach der Westseite des Sees — gegen den Gmundnerberg, Ebenzweyer, Grasberg, Fichtau, Traunkirchen — so erscheint das Colorit bei gleicher Vegetation doch etwas mannigfaltiger, weil das Terrain dort mehr entwickelt ist, daher Licht und Schatten vielfach abwechselt und hiezu noch der Duft der Entfernung verschiedene Tinten über die Landschaft legt. Die Beleuchtungseffecte, wie sie durch

Terrain und Entfernung modificirt werden, wirken also weit kräftiger, als die verschwindend kleinen Unterschiede in der Eigenfarbe der grünen Laubhölzer, Wiesen und Saaten.

Fährt man zur Gegenprobe in derselben Jahreszeit am linken (westlichen) Ufer hin, so hat man die Gleichförmigkeit des nahen Grün eben auf dieser Seite und erblickt dagegen eine erfreulichere Abwechslung am entfernteren Ostufer. Blickt man zu dieser Jahreszeit vom Ufer weg zum See hinab, so erhält sein Colorit keine Modification durch eine subjective Farbe, denn diese wäre ein sanftes Roth, das mit dem Grün des Wassers eher einen Stich in's Bräunliche geben würde — was aber wegen der schon erwähnten minderen subjectiven Wirkung der grünen Farbe nicht deutlich zur Wahrnehmung kommt.

Im Spätherbste dagegen, Ende October, wenn nur das wöchentliche Marktschiff den Dampferverkehr zwischen Gmunden und Ebensee vermittelt und die Sommergäste längst diese reizenden Gestade verlassen haben, bietet sich dem Blicke an der Vegetation beider Ufer die reichste coloristische Abwechslung zunächst von zahlreichen Nuancen zwischen Hellgelb, Röthlichgelb und Gelbbraun, während reines Roth bei den hier reichlicher vorkommenden Laubhölzern mehr untergeordnet erscheint. Von dieser, durch Licht und Schatten noch mehr gehobenen kaleidoskopisch wirkenden Mannigfaltigkeit hell leuchtender Farben heben sich einerseits die dunklen Nadelgehölze, andererseits die noch vollständig grün gebliebenen Wiesen und Herbstsaaten, hie und da auch umgebrochene schwarzbraune Felder unendlich wirksamer ab, als dies im Frühling und Sommer möglich wäre. Und diese höchst malerische Mannigfaltigkeit erscheint uns am entfernteren Ufer nicht geringer als am näheren, weil die Helligkeit der gelben Farbennuancen, besonders bei hellem Wetter, so wirksam ist, daß dagegen die größere Entfernung keine so auffallende Modification hervorbringt, wie beim Sommergrün. Wo aber eine solche Modification doch eintritt, besteht sie darin, daß der Duft entfernter Schatten oder Luftschleier um so reizender mit der complementären blau-violetten Farbe angehaucht erscheint.

Die gleiche Wirkung bringt die Herbstfarbe der Ufervegetation auch auf das unseren Augen erscheinende Colorit des Sees und des Himmels hervor; beide sehen wir mehr „angeblaut“, als es ihre objective Farbe ist.

Endlich erfahren selbst die grauen Felsen eine ähnliche scheinbare Umfärbung; denn durch den fortgeschrittenen Laubfall sind mehr Felsenpartien von Vegetation entblößt, als im Sommer, und der noch belaubte Theil der Sträucher vermittelt, besonders wenn diese von der Sonne beleuchtet sind, durch den gelben Schimmer der Blätter dem Grau des benachbarten Gesteines und seiner Schatten einen complementär-violetten Anhauch.

Aber — all' diese Farbenscenen nehmen ein plötzliches Ende: während der fortschreitenden Verfärbung und Vertrocknung hat sich zwischen dem Stiel jedes Blattes und seinem Zweige ein schwammiges, korkartiges Zellengewebe gebildet und keilartig eingeschoben; dieses an sich saftlose Gebilde nimmt reichlich Wasser aus der feuchten Atmosphäre auf, in der ersten scharfen Frostnacht friert dieses, sprengt das Blatt vom Zweige ab, und der nächste Morgen findet den ganzen reichen Blätterschmuck weit und breit auf der Erde verstreut als „Streu" und Material für die Humusbildung.

Wenn in diesen Zeilen, die wir nun zum Abschluß bringen, die eigenthümlichen Schönheiten der herbstlichen Blätterfärbung hervorgehoben wurden, sollte damit keineswegs der Freude am grünenden Wald und Gebüsch Abtrag gethan werden, was ja auch ein ebenso zweckloses wie aussichtsloses Beginnen wäre. Wir geben sogar gerne zu, daß, wenn die Ordnung der Dinge umgekehrt wäre, und die Farbeneffecte der herbstlichen Laubkronen an Stelle des sommerlichen Grünens volle fünf bis sechs Monate dauern würden, unsere Empfindung dafür abgestumpft, und desto lebhafter eine Abwechslung mit einem herbstlichen Ergrünen ersehnt würde.

Wir wollten nur die Aufmerksamkeit der Leser auf einen kurz dauernden und besonders von den Städtern weniger beachteten, auch von Malern zu wenig gewürdigten Scenenwechsel in der Natur lenken, und glauben nicht mehr und nicht weniger erwiesen zu haben, als was am Eingange angekündigt wurde: daß unsere Laubkronen nicht ohne sympathischen Abschiedsgruß in die Winterruhe eingehen, und daß dieser Gruß wohl auch von empfänglichen Gemüthern durch liebevolle, eingehende Betrachtung erwidert zu werden verdient.





Die Erzählung des Werksherrn.

Von

Ernst Rauscher.

„Nun sich die Gattin entfernt — Sie mögen's zu Gute ihr halten;
Aber sie ist es gewohnt, so zeitlich die Ruhe zu suchen
Noch aus den Jahren, als streng d'rauf achtend mein seliger Vater
Hier im Hause gewaltet, und reichlichen Schlafes bedarf sie —
Während ich selber des Abends nach eingenommener Mahlzeit
Meistens noch länger verweil', still Dieses und Jenes bedenkend —
Offen gestehen Sie nun, ob Sie schon des erquickenden Schlummers
Wollen genießen im Fremdengemache des oberen Stockwerks,
Oder ein Stündchen gemüthlich beim Glase noch sitzen und plaudern? —"
Also zu seinem Gaste gewendet — der fahrenden Maler
Einem, wie sie im Sommer umherzieh'n wohl im Gebirgsland
Mit Malkasten und Schirm — sprach freundlich der stattliche Werksherr.
Doch es erwiderte Jener, verbindlich den Kopf vorneigend,
Und aufstützend die Hände den Armen des gothischen Lehnstuhls:
„Ungeziemend fürwahr durchaus wär's, stört' ich die Ordnung
Dieses verehrlichen Hauses, das hold im Sturm und Gewitter
Sicheren Schutz mir geboten, ein hochwillkommenes Obdach,
Wo ich im tiefsten Gemüth mich befriedigt fühle, wie draußen
Jetzt die Natur es geworden. Das letzte Gebrumme des Donners
Ist in den Bergen verhallt, und verstummt das Getöse des Regens;
Nur das Gepoche des Hammers, begleitet vom Rauschen des Wildbachs,
Schallt herüber gedämpft, eintönig und dumpf wie ein Herzschlag.
Aber hier innen — mit welchem Behagen der wohnliche Saal mich
Groß und geräumig umfängt! Wahrhaftig! Käm' es auf mich an,
Wohl bis tief in die Nacht beim traulichen Schimmer der Hänglamp'
Säß' ich und lauschte dem sachten Geticke der mächtigen Stockuhr

Auf dem behäb'gen Kamine, indessen die Blicke betrachtend
Musterten all' die Gemälde, die wohlgeordnet in Rahmen,
Schöngeschnitzten, ringsum das Dunkel der Wände beleben.
Eines zumal ist darunter — das kleine dort — das mir beim Eintritt
Stach in die Augen sofort, anmuthig durch Stoff und Behandlung:
— Tivolis schäumende Fälle, darüber der Tempel der Vesta —
Möcht' ich doch wetten, gemalt hat's einer der tüchtigsten Meister? —"
Sprach's, mit der Hand hinweisend auf's liebliche Bildchen. Der Hausherr,
Lächelnd entgegnete er: „Nicht forschen Sie weiter! Der Meister
Längst schon ist er gestorben, will sagen: schon todt für die Kunst längst.
O, wie hätte — dieweil er noch lebte — solch' trefflichen Künstlers
Anerkennendes Wort ihn erfreut! Jetzt kann er nur lächeln.
Ja! Sie verstehen mich recht. Ich selber malte das Bildchen,
Einst — viel Jahre verflossen seitdem — als der thörichte Jüngling
Wahnverblendet noch meinte, er sei der Erkorenen Einer,
Welche die Mitwelt rühmt und bewundernd preiset die Nachwelt.
Holder, entzückender Traum, geträumt im Lande der Schönheit!
Grausam bitt'res Erwachen! — Doch dieses sind alte Geschichten. —
Stoßen Sie an! Hoch lebe die farbige Kunst, und es lebe,
Wer sich, wie Sie, ihr gänzlich ergab, und mit Freuden sie ausübt!" —
— Schnell den gefüllten Pokal erhob nun der Maler — wie Purpur
Glänzte darinnen der Wein — und that anklingend Bescheid so:
„Ja! Hoch lebe die Kunst, die in des entlegensten Bergthals
Felsiger Einsamkeit, mit farbigem Reize die Wohnung
Ausschmückt heiter und schön, zum Erstaunen dem nahenden Fremdling!
Hätt' ich doch nimmer vermuthet, in diesem verborgenen Waldschloß
Werd' ein Genosse der Kunst, der ich selbst mich geweiht, mir begegnen!" —
„Nein! Der bin ich mit nichten, anmaß' ich mir nimmer den Titel,
Weil Ein Bildchen vielleicht im feurigen Drange der Jugend
Mir zur günstigen Stunde gelungen" — versetzte der Werksherr,
Und in erhobenem Ton fortfuhr er entschieden zu sprechen:
„Wohl zu beneiden ist, dem Natur ein starkes Talent gab,
Schönes zu bilden, sich selber zur Lust, zum Genusse den Andern,
Ferner ein Herz, ein starkes, dazu, welches Tadel und Beifall
Unerschütterlich trägt, und der Menschen wechselnde Meinung!
Fest, niewankenden Schritt's, beglückt von Erfolg zu Erfolg fort
Wandelt er muthig die Bahn, und erringt sich dauernden Nachruhm.
Aber wer zärtlich gesinnt und empfindlich, und mäßig begabt nur
Läßt sich in's Weite verlocken von schmeichelnden Stimmen — gar bald, ach!
Sieht er sich bitter enttäuscht: Mißtrauen und Zweifel und Argwohn
Fallen ihn an, und zehren allmälig sein ganzes Talent auf.
Heil ihm, hält das Geschick bereit eine Stätte der Zuflucht,
Wo er sich wiederfindet, fortan im beschränkteren Kreise
Thätig zu sein, und mit Ehren den Platz in der Welt zu behaupten!

Haben ein treues Gemüth ihm überdies gnädige Götter
Aufbewahret daheim, deß innige Liebe Ersatz ihm
Beut für manches Entsagen und manche gescheiterte Hoffnung —
Nun — so mag er zuletzt als zufriedener Mann der Verirrung
Früherer Tage sich ruhig erinnern und danken dem Schicksal,
Das ihn zum Ziele geführt, zum gemäßen, auf mancherlei Umweg!" —
— „Richtig bedünkt mich dies Alles gesprochen, wenngleich es mir freilich
Nimmer geziemt, Herr, näher zu forschen, wiefern es Bezug hat
Auf Ihr eigenes Leben, und Ihre besond're Erfahrung!"
Also der Maler, und weiter sodann nach kurzem Besinnen:
„Aber es scheint mir beinah', als deutete es nach dem Lande,
Nach dem „gelobten" der Kunst — nach dem einzigen, gold'nen Italien,
Das wohl Keiner vergißt, der es einmal geschaut, und wohin ich
Wieder zu pilgern gerad' im Begriff. — Sein entzückender Himmel,
Also er lachte auch Ihnen? Fürwahr! — wofern ich nicht bangte,
Ihnen im Geiste vielleicht ein unliebsames Erlebniß
Wachzurufen — begierig zu wissen wär' ich, mit welchem
Zauber auch Ihnen den Sinn die Sirene der Länder umstrickt hat?
Denn wer hörte nicht gern auch And're erzählen von Dingen,
Die ihm selber ans Herz gewachsen!" —

— „Und ach! wer beschwöre
Gerne die Zeit nicht zurück, nicht die Tage der blühenden Jugend!
Ob er auch vorwurfsfrei nicht ihrer gedenke! — Wohlan denn!
Lebhaft bin ich erregt, und wer weiß, wann wieder der Zufall
Mir einen Hörer bescheert, der bestimmt wär' mit solchem Verständniß
„Vom verlorenen Sohne" — die alte Geschichte zu hören! —
Aber — ich sag' es voraus — erwarten Sie nicht, von durchschwelgten
Nächten, von tollen Gelagen, von Dirnen und Spiel zu vernehmen!
Nein! Dergleichen ist nichts in meiner Geschichte, und Vielen
Mag sie gewöhnlich erscheinen — vielleicht auch Ihnen erscheint sie's. —
Frei dann heraus es gesagt! — Ich möchte den Gast nicht beschweren,
Sachen berichtend, auf die er nur schwach, mit gezwungenem Antheil
Horchte, statt ihn zu erfreu'n, wie's die Pflicht heißt jeglichem
Hauswirth!" —
Stumm zunickte der Künstler, gespannt auflauschend, als nunmehr
Jener, zurück sich lehnend, gemach anhub zu erzählen:

* * *

„Wo ich Sie heute getroffen, vertieft in die emsigste Arbeit,
Als mit Macht das Gewitter, das lang schon drohte, heraufzog
Auf der gesattelten Höh' — dort saß ich selber des Morgens
Einst mit Palette und Pinsel, im reizenden Lenze des Lebens.
Frühling war es noch kaum, im Schatten des Fichtengedickichts
Lag noch Schnee, Anemone und Primel erhoben erst schüchtern

Hüben und drüben die Köpfchen, umflossen vom sonnigen Lichtblau
Glitzerten fernherüber die silbernen Spitzen der Alpen.
Einsam saß ich und malte; doch wollte die Skizze nicht vorwärts.
Übellaunig, zerstreut, und peinlich vom inneren Zwiespalt
War ich zur Stunde bedrängt. Kurz vorher hatte beim Frühstück
Trocken der Vater verkündigt in seiner gemessenen Weise,
Daß ich die Hochschul' nimmer bezieh'n soll; nein! — in der Heimat
Bleiben fortan, um von ihm unterwiesen, mich für die Gewerkschaft
Praktisch zu bilden, der einst selbstständig als einziger Erbe
Vorzusteh'n ich bestimmt. Schwer traf mich dies Wort, wie ein Blitzschlag.
Zwar nichts sprach ich dagegen; doch wieder und wieder bedacht' ich's
Hier in der Stille des Wald's, und erwog ich mein künftiges Dasein,
Ach! so erschien mir der Graben zu Füßen ein enges Gefängnis,
D'rin sie verschmachten mir sollte, die freiheitbedürftige Seele.
Siehe! — Da lag er in mäßiger Tiefe, darüberhin qualmte
Schwärzlichen Rauches Gewölke, und deutlicher bald, bald gedämpfter
Scholl der Maschinen Gepolter herauf im ermüdenden Gleichtact.
Bang abwandt' ich mich schaudernd —; es schwangen sich meine Gedanken
Weitweg über das Land nach des Reichs volkswimmelnder Hauptstadt
Wogend von Leben und Lust, allwo man im edelsten Wettstreit
Ringt um die Palme auf jedem Gebiet, auf jenem zumal auch,
Das mir als höchstes gegolten, der Malkunst, der ich mit Eifer
Pflag in der Akademie, — versäumend Physik und Mechanik —
Liebenden Freunden vereint, gleichstrebenden. Einem vor Allen
War ich vertraulich gewogen, auch er nicht weniger herzlich
Mir, dem Jüngern geneigt. Weitaus vor den Andern befähigt
Er war's, welcher zuerst anfachte den schlafenden Funken
Mir in der Brust, und zuerst mir die tastenden Schritte geleitet.
Seiner nun mußt' ich gedenken, gedenken beglückender Stunden,
Jüngst noch genossener, da in phantastischen Plänen der Zukunft
Schwelgend, hesperische Träume wir spannen: in Rafaels Heimat
Froh uns die Stirne zu kränzen mit unverwelklichem Lorbeer!
Ob er mich völlig vergessen? — Er hatte in allen den Wochen,
Die ich, vom Vater berufen, zu Hause schon weilte, kein Wörtchen
Mir noch als Kunde gesandt. -- So besser für mich, den Geschied'nen!
Sollt' ich doch nimmer zur Stadt, um, dem trauten Gefährten verbrüdert,
Auszuüben, wozu natürlicher Drang und Bedürfniß
Unwiderstehlich mich trieb, nein! als ein lebendig Begrab'ner
Hier im Gewinkel verkommen des kleinen, verschollenen Berglands,
Und mich um Dinge bemühen, die nichtig mir däuchten und werthlos!

Horch! Da erklingt's hinter mir von Schritten, als klömme ein Wand'rer
Rüstig die Lehne hinan, aufspring' ich, Palette und Pinsel
Laß' ich entsinken vor freudigem Schreck: „Du — Heinrich! Ist's möglich?"

„Ja! Freund Rudolf — ich selbst!“ — Schon liegen wir uns in den Armen.
Aber nachdem sich das Staunen gelegt, und der ersten Begrüßung
Stürmischer Taumel, befragt' ich ihn hastig, wohin er den Ausflug
Richte so zeitlich im Jahr? — denn schwerlich bewog ihn die Absicht
Mich zu besuchen allein: ihn einzuladen mit Nachdruck
Niemals hatt' ich's gewagt — zu wohl war des Vaters Gesinnung
Gegen den Stand mir bekannt, den Heinrich erkoren —; doch dieser
Streichend sein blondes Gelock gab heiteren Muthes zur Antwort:
„Wie Du hier mich erblickest, gerüstet mit Stock und mit Ränzel,
Bin ich ein Göttergeliebter, der nach den Gefilden, die jenseits
Blühen der Alpen, — wohin mich, Du weißt es, ein brennend Verlangen
Zieht seit Jahren bereits — antrat die geheiligte Wallfahrt.
Wahrlich! behagt es mir dort, und verdien' ich genug, um zu leben,
Bleibend lass' ich mich nieder vielleicht, und das frostige Deutschland
Sieht mich nicht mehr, wo das Herz einfriert und die Sinne verhungern,
Schmachtend nach Farbe und Licht. D'rum auf! nach dem sonnigen Süden!
Schnüre dein Bündel auch Du, und ergreife den günstigen Anlaß!
Schau'! den Weg erwählt' ich mir eigens — ob alle nach Rom auch
Führen. — So zeig' Dich erkenntlich dafür! Freund, weig're die Herberg'
Heute mir nimmer! und morgen dann fröhlich zusammen in's Weite!“ —
„Glücklicher Du!“ ausrief ich mit Seufzen — „dem inneren Antrieb
Einzig nur brauchst Du zu folgen, und frei, wohin Dich die Sehnsucht
Lockt, die gewaltige, zieh'n, Dein eigener Herr und Gebieter!
Glücklicher! — Wenn es von mir abhinge, besänn ich mich lang nicht:
Heute, noch diesen Moment aufbräch' ich mit Dir nach Italien!
Aber ich bin ja gehemmt und gebunden. O Lieber! Du weißt ja —
— Sprach ich auch selten davon — wie ungern der zürnende Vater
Ließ mich gewähren solang. Ach! keinesfalls möcht' es gelingen,
Ihn zu bereden. Seither ist's schlimmer und schlimmer geworden!“ —
„Ewig die gleiche Geschichte!“ — erwiederte Heinrich mit Unmuth:
„Ewig die gleiche Geschichte, daß ängstlich der Weise des Vaters
Soll sich bequemen der Sohn, und Kind soll bleiben, wann längst er
Mündig geworden erfuhr, was zumeist ihm nütze und fromme!
Wie? Dein schönes Talent, hinwelken soll es, verderben
Hier in der Enge des Lebens — als wär' es ein schädliches Unkraut —
Ferne von Sonne und Luft, nun, da es ersprießlich erst anfängt,
Sich zu entfalten? — Du sollst einschrumpfen zum trock'nen Geschäftsmann? —
Nein! das verhüte der Himmel! das wäre ja Sünde und Schade!“ —

Also der Freund sich ereifernd. Wir hatten indessen den Pfad sacht
Niederzusteigen begonnen, der vielgewunden und steil sich
Senkt von der Höhe zu Thal. Bald schritten wir unten das wilde
Schäumende Wasser entlang, auf der breiteren, ebenen Straße
Nebeneinander dahin, austauschend bequemer die Reden.
Heinrich, vergnügt und voller Vertrauen, es werde am Ende
Alles nach Wunsch noch geh'n; ich bang und besorgt im Geheimen
Ob des Empfanges zunächst, der im Vaterhause dem Freunde
Werde bereitet werden. — Geschmiegt an den waldigen Abhang
Siehe! da lag es bereits, wir traten zusammen durch's Thor ein.

Schweigen und Zwang nur herrschte am Tisch, an dem wir zu Mittag
Waren versammelt, nicht fröhliche Laune, kein munteres Scherzwort
Würzte die Speisen des Mahls, die verschlossene Miene des Hausherrn
Lähmte uns Allen die Zunge. Mit niedergeschlagenen Augen
Dasaß Bertha, mein Mühmchen, befangen, und Heinrich, der arglos
Plauderte noch im Beginn — auch er verstummte verschüchtert,
Als er gewahrte zuletzt, welch drückender Geist in der Luft lag.
Aber mir schlug unbändig das Herz, kaum trug ich's — am liebsten
Wär' ich vom Sessel gesprungen sogleich, und in's Freie gelaufen.
Endlich — dem Himmel gedankt! — war zu Ende die traurige Mahlzeit,
Und wir erhoben uns rasch, und verließen das Zimmer. — Da winkte
Mir mit dem Finger der Vater bedeutend, voraus durch den Hofraum
Ging er, die Händ' auf dem Rücken — es war so seine Gewohnheit —
Nach der Kastanienallee, die den Park mit der Straße verbindet.
Zaudernd nur folgte ich ihm, unlustig, mir ahnte nichts Gutes —
Aber nun blieb er steh'n und tiefaufathmend, als hätt' er
Lange zu reden im Sinn, anhub er gelassen: „O Rudolf!
Redlich — weiß Gott! — waren immer bemüht wir, ich und die Mutter
— Weil sie noch lebte — aus Dir einen tüchtigen Menschen zu machen,
Welcher mit Nutzen dereinst vorstünde dem Werk, und betriebsam
Mehrte den schönen Besitz, den die fleißigen Ahnen geschaffen,
Leider, so scheint es, vergebens! — Denn freilich die beste Erziehung,
Nimmer zu schützen vermöchte sie Dich vor dem schädlichen Einfluß
Jener, die thöricht gesinnt, leichtlebig, vom richtigen Wege
Dich in die Irre verleiten." —

„Nicht weiter! Verzeihe!" — Entschieden
Fiel ich dem Vater in's Wort — „Verrätherisch wär' es und schmachvoll,
Wenn ich den Freund nicht vertheidigte, welcher zur Stunde als Gast weilt
Hier, unter unserem Dach! — Auf ihn ja zielst Du. — So wisse:
Ehrlich ist er und brav, und getreuester, herzlichster Freundschaft
Würdig in jedem Betracht, auch wird sein Name mit Achtung

Längst allerorten genannt, wo künstlerisch Wollen und Können
Höchlich den Menschen empfiehlt, und bei mehr als Einer Bewerbung
Ward sein Talent mit dem Preise gekrönt!" — So sprach ich mit Wärme.
Aber der Vater darauf, ungläubig lächelnd: „Talent? — Ja!
Jeder vermeint es zu haben, und Wenige haben's in Wahrheit.
Künstlerisch Können? Ei! laßt mich zufrieden; — zu arg ist der Unfug,
Welcher damit wird getrieben, zu überschwänglich die Anzahl
Derer, die heutzutag' von den Musen sich dünken begnadet,
Eitel sich selbst überschätzend! — Und steht Dir als warnendes Beispiel
Nicht Dein Onkel vor Augen, verkommen in Mangel und Elend?
Er, der jung sich vermaß, hellprangend am Himmel der Tonkunst
Aufzugehen als neues Gestirn! O hätte der Aermste
Besser sein Inn'res geprüft, und statt dem Phantom der Berühmtheit
Nachzujagen, bescheiden verwaltet sein väterlich Erbtheil:
Seßhaft auf eigener Scholle, ein taugliches Glied der Gesellschaft,
Glücklich lebt' er annoch und geehrt im gemächlichen Wohlstand —
Ach! und sein einziges Kind, die bedauernswürdige Bertha
Wäre vermöglich wie Du!" —

„Und winkten die Schätze der Welt mir —
Gerne verzicht' ich auf sie, wofern ich sie mit der Verleugnung
Sollte erkaufen des eigensten Selbst, und entsagen der Laufbahn,
Die mir Natur anweist und die angeborne Begabung!" —
Also rief ich, entschlossen, vom Herzen zu wälzen mit Einmal,
Was ich zu lang schon getragen; der Vater jedoch unterbrach mich
Gleich im Beginne und sagte in seiner gemessenen Weise:
„Müßige Worte genug! Frei stehet die Wahl Dir; doch Eines
Geb' ich Dir noch zu bedenken, mein Sohn, überleg' es Dir weislich!
Wenn Du auf Deinem Sinne beharrst, und mehr Dir des Freundes
Urtheil gilt, als der Wunsch und entschiedene Wille des Vaters,
Ganz dann sei auf Dich selber gestellt, sei jeglichen Rückhalts
Fürder von unserer Seite beraubt — solange Du trotzest!" —

Sprach's und ließ mich alleine, zur Beute dem wogenden Aufruhr
Meiner Gefühle. Ich warf auf die Bank mich, bedeckte das Antlitz
Mir mit den Händen, und sank nichtsdenkend in düsteres Brüten.
Plötzlich erweckte mich sachte ein Schlag auf die Schulter: vor mir stand
Heinrich, gerüstet mit Ränzel und Stock, theilnehmend begann er:
„Lebe denn wohl! O hätt' ich geahnt, ich könnte der Anlaß
Solchen Verdrusses Dir werden — ich wäre sofort nach dem Grenzmarkt
Aufgebrochen, — zwei Stunden ja liegt er entfernt nur, und wenn ich
Wacker marschire —"

„Du willst mich verlassen in dieser Bedrängniß?
Einziger, der mich versteht!“ — ausrief ich erschrocken, und Heinrich:
„Gerne bis morgen ja wär' ich geblieben; doch ist es unmöglich!
Wie mich Dein Vater . . . . genug! Du begreifest, verweilt' ich noch länger —
Schwerlich vermöcht' ich gelassen zu bleiben, so sehr ich den Frieden
Liebe, und nichts mir verhaßter, als heftige Scenen. Um Dein'thalb
Thät' es mir leid, wahrhaftig! und Bertha's. Ein herrliches Mädchen!
Gut und verständig, und wie sie Dich liebt! Wohl merkt' ich es deutlich,
— War sie es auch zu verbergen bemüht — als vorhin im Garten
Wir uns von Dir unterhielten. Ich lasse noch einmal sie grüßen.
Aber nun wirklich Ade! Rasch bricht im Gebirge die Nacht ein,
Wann sich die Sonne geneigt. Sieh! niedergestiegen schon ist sie
Hinter den waldigen Kamm! Lebwohl! — und ein Weit'res aus Wälschland!“
Sprach es, umarmte mich flüchtig, und durch die Allee auf den Fahrweg
Schritt er hinaus, alsbald um die Ecke verschwand er — ich staunte
Thränenden Blick's ihm nach, dann rafft' ich mich auf, und von tausend
Zweifeln gepeinigt, mit fieberndem Kopf, wie in Träumen des Irrsinns
Wahllos lief ich umher auf den Wegen des Parkes. Zum Lusthaus
War ich so endlich gekommen, das hinter dem Schloß auf dem höchsten
Punkte des Hügels erbaut. Gar schön ist von oben die Aussicht,
Abends zumal; doch jetzo war's freilich zu dunkel, schon sah man
Röthliche Funken in Garben entsprühen den Essen des Schmelzwerks,
Und aus den Fenstern hervor schon glänzen manch trauliches Lichtlein
Da und dort am Gehäng, wo die Häuser der Hüttler verstreut sind.
„O zu Beneidende, die Ihr des schlicht-einförmigen Daseins
Klarumschriebenen Kreis ausfüllt, und nimmer den Stürmen
Werdet ein Raub, wie mich sie durchtoben! — Beim Himmel! Ein Ende
Mach' ich der Qual noch zur Stunde, und bringe zur Reife mein Schicksal —
Werde was wolle daraus!“ — Ein jäher, verzweifelter Vorsatz
Zuckte mir durch das Gemüth, Kraft fühlt' ich zum Aeußersten. „Fliehe!“
Rief es in mir — „und zerreiße auf immer die Fesseln der Heimat!“
Aber ein heftig Verlangen erfaßte mich, früher noch einmal
Bertha zu sehen, und rasch durch's Gehölze hinunter den Fußsteig
Sprang ich zum Ofen, darinnen das Erz wird geschmolzen — da pflegte
Meist sie des Abends zu weilen und zuzuschauen dem Abstich. —
Richtig verweilte sie heute auch dort auf niedrigem Bänklein
Unter dem hohen Gewölb' — so lieblich erschien sie noch nie mir!
Wie sie so still dasaß bei den schwitzenden, rußigen Männern,
Die im Geschnaube der Flammen hantirten mit Stangen und Zangen,
Schien sie ein Engelsgebilde, der Hölle zum Troste gesendet!
Aber nun sah sie mich stehen am Thor der cyklopischen Werkstatt,

Und schnell kam sie heraus auf den freieren Platz vor der Hütte,
Wo das gedämpftere Lärmen ein leiseres Wort nicht verwehrte.
„Rudolf“ — sprach sie — „Du bist es, allein? So verließ er uns wirklich?“
„Sollte er warten vielleicht, bis er ärgeren Schimpf noch erlebte?“
Bitter versetzte ich d'rauf; doch begütigend sagte das Mädchen:
„Nimmer so schlimm ja war es gemeint. O habe doch Nachsicht!
Alt ist der Vater bereits — und bedenke! gar mancherlei Sorgen
Lasten auf ihm, er däuchte mir heute gebeugter als jemals.
Daß er den Freund Dir gekränkt — o wüßtest Du, wie es mir leid thut!
Er auch bedauert's im Stillen gewiß — das kannst Du mir glauben.
Gleichwohl habe Geduld! und wenn er Dich morgen in's Bergwerk
Will mitnehmen, so mach' ihm die Freude, und zeige Dich willig!“ —
— Ach! schon sah ich im Geiste mich durch die beklemmende Dumpfheit
Düsterer Stollen geschleppt und hinuntergesenkt in der Schächte
Lebenerstickende Gruft: mir stockte der Athem, und krampfhaft
Zog sich zusammen das Herz. Abbrechend dem Mädchen zur Antwort
Gab ich — ich weiß nicht was — und fort schier ohne Besinnung
Stürzt' ich die Straße entlang, die vor Kurzem erst Heinrich gewandert,
Ohne mich umzuseh'n, blind stürmt' ich dahin durch die Lenznacht — — .

„Auf! Erheit're die Stirne! Dies Grübeln und Sinnen, begreiflich
War's und natürlich am Ende, solange Du noch nicht in's Reine
Warst mit Dir selber gekommen; doch kleidet's Dich nimmer, nachdem Du
Männlichen Sinnes gewagt, was schließlich, ob früher, ob später
Einmal doch wagen Du mußtest, und siehe! das Erste und Schwerste
Hast Du bereits überstanden, mein Lieber! Ich müßte mich wahrlich
Schlecht auf die Väter versteh'n, wofern ich's hielte für möglich,
Daß ihr Zürnen zuletzt nicht die Bitten der Kinder entwaffnen!
Deiner auch — sei überzeugt! — so hart er bisher sich geberdet,
Läßt mit der Zeit sich erweichen, und hast Du als Künstler Dich nur erst
Tüchtig bewährt und erhoben, und liest er Dein Lob in der Zeitung —
Alles vergißt er, und stolz erkennt er Dich wieder als Sohn an.
Lass' Dir darum den Genuß an der herrlichen Welt nicht vergällen
Durch unzeitige Skrupel, und denke nicht mehr des Vergang'nen!“ —
Also war Heinrich beflissen, mich fröhlich zu stimmen, wie er war,
Als wir im leichten Gefährt in der thauigen Frische des Morgens
Rollten hinab in's italische Land durch die schattige Felsklamm.
Aber nur wenig verfingen die tröstlichen Worte, — zu lebhaft
Standen vor mir noch die Bilder des gestern Erlebten. Geschäftig
Malt' ich mir aus das Entsetzen der Meinen, die tiefe Betrübniß,
Wie sie vergebens mich suchten, der still, wie ein Dieb sich davonschlich,
Malte mir aus das Ergrimmen des Vaters — ich hatt' aus dem Grenzmarkt
Ihm durch den Boten ein Schreiben gesendet, darin ich noch einmal

Alles zusammengefaßt, was fort mich trieb aus der Heimat,
Nimmer das Ziel auch verschwiegen der künftigen Reise, und innig
Dringend erbeten ein Zeichen, ein baldiges, daß mir verzieh'n sei —.
Wird es mir werden, und wann? — Oder soll ich im Ernst ein Verstoß'ner
Bleiben von Herz und Haus, wie's angedrohet mir streng ward?
Solchergestalt abmarternd mich selber, die Flucht in die Ferne
Jetzo bereuend und jetzt gutheißend als einzige Rettung,
Saß ich umwölkten Gesichts an der Seite des Freundes, der Gegend
Niedergeschlagen nicht achtend; es wäre das blühendste Eden,
Ohne bewundert zu werden, dem Auge vorübergeflogen.

. . . .

Aber die Tage vergingen, und leuchtender wurde die Sonne,
Blauer der Himmel, gelinder die Lüfte, je tiefer wir südwärts
Kamen von Stadt zu Stadt — hier kürzer, dort länger verweilend —
Durch die gesegneten Auen, die wunderverheißend im Vollschmuck
Prangten des Lenzes, und stündlich bezaubernder noch sich enthüllten.
Wie holdselig die Braut von der Stirn des verstimmten Geliebten
Finstere Wolken verscheucht, andringend mit freundlichem Scherzwort —
— Halb nur vernimmt er es erst, und er heftet zu Boden den Blick noch —
Aber sie läßt nicht nach, einschmeichelnde Reden zu führen
Und ihn süß zu umkosen, bis daß er bezwungen vom Liebreiz
Ihrer Geberde, dem Bann sich entwindet, und lächelnd sie anblickt:
So das verlockende Weib Italia: rosiger Zukunft
Hoffnung flößte sie neu in's Gemüth mir. O göttlicher Süden!
Größere Schmerzen schon hast Du geheilet, und hatt' ich vollauf auch
Gründe zur Selbstanklage — der glückliche Leichtsinn der Jugend
Ward er nicht mir auch zu theil? und der schäumende Becher der Schönheit,
Sollt' er mich minder berauschen, dieweil's ein verbotener Trank war? —

. . . .

Einst, gegen Abend — wir hatten des Apenninengebirgszugs
Höhe gewonnen, das Tagesgestirn, gluthtrunken versank es
Eben im goldenen West, und die weite toskanische Landschaft
Lag uns zu Füßen verklärt, paradiesisch, in bläulicher Dämm'rung —
Völlig zu Nichts da verblaßten die traurigen Bilder des Nordens —
Vor der entzückenden Schau, und vom Wonnegefühl überwältigt
Rief ich, die Hand ausstreckend, begeistert: „O siehe! da liegt es,
Siehe! da liegt's leibhaftig, und herrlicher, als wir es jemals
Schauten im Traum, das gepriesene Land, wo wiedergeboren,
Sich der befreite Geist aufraffen zu höherem Flug soll!
Aber so werde mir nun mein bisheriges Ringen zum Traume,
D'raus ich erwachte, um frisch zu beginnen ein anderes Dasein,
Ledig der Bande, die einst mich gehemmt, los jeglicher Rücksicht!
Bist ja doch Du mir geblieben! Mag unversöhnlich die Heimat

Immerhin auch mißtrauen dem Stern, der mich führte —: solange
Du an mich glaubst, soll kein Gott mich bewegen zu reuiger Umkehr!"
Beifall klatschte den Worten der Freund und versetzte befriedigt:
„Endlich ein tapferes Wort, und gesprochen mit vollem Bewußtsein!
Ha! beim Apoll! — Du verdientest auch nicht den balsamischen Lufthauch,
Der uns umfächelt, zu trinken, wofern Du länger verstockt bliebst!
Freilich, die Luft, hinreicht sie zum Leben nicht einzig, begnügsam
Wirst Du für's Erste gewöhnen Dich müssen, manch' Ding zu entbehren,
Das dem Verzärtelten wohl mag unentbehrlich erscheinen;
Aber beharrst Du fest, ausdauernden Sinnes, und fehlst Du
Nimmer Dir selber, so kann's an Erfolg Dir nicht fehlen! — Bis dahin
Brüderlich theilen wir, was ich besitze; mit reichlichen Zinsen
Zahlst Du's dereinstens zurück, wann Dein eigenes Glück neu aufblüht!"
Also besiegelten wieder und wieder den traulichen Bund wir
Auf apenninischer Höhe allein. — Gleichwie sich die Wasser
Scheiden auf jenem Gebirge, so flossen entgegengesetzten
Richtungen folgend, die Ströme auch meiner Gedanken, der eine
Träge und bald eintrocknend nach Norden; hingegen der and're:
Sprudelnd und quellengenährt in die goldenen Fluren des Mittags
Eilt er hinab kraftschwellend, und lustig mit purpurnen Wimpeln
Schaukelte sich auf den tanzenden Wellen der Nachen der Hoffnung —.
Nie ach! — so sehr ich mich selber betrog, und von Ander'n betrogen
Ward in der Folge —, so sehr mich das Leben enttäuscht und ernüchtert —
Nie der Stunde vergess' ich, o nimmer der Tage und Nächte,
Die wir am Arno durchschwärmt, und solange ich athme, wird nichts je
Mir in der Seele verwischen die Größe und Weihe des Eindrucks,
Als wir der ewigen Stadt annahten, und über dem Lichtschein
Sahen am Himmel zuerst aufglimmen die ewigen Sterne —!

Also nun waren nach Rom wir gekommen, der heißesten Sehnsucht
Ziel, jetzt war es erreicht. Wie unaussprechlich genußvoll
Flogen die Tage und Wochen dahin im bewundernden Anschau'n
All' der gewaltigen Werke der Kunst, die so manches Jahrhundert
Hier aufhäufte verschwenderisch: Tempel, Paläste und Kirchen,
Brücken und Bögen und Brunnen, Ruinen aus Marmor und Backstein,
Säle erfüllt mit Gemälden und Wundergebilden des Meißels! —
Aehnlich dem bergebesteigenden Mann, der die Spitze der Hochalm
Glücklich erklomm, und sich weidet nunmehr an der prächtigen Rundschau,
An dem Gewimmel der Zinken und Kuppen, der Gipfel und Firnen,
Die durcheinandergethürmt aufragen im riesigen Umkreis —
Schwindel erfaßt ihn zunächst, und verwirrt nicht weiß er, auf welche
Seite sich wenden, begierig die Massen zu sondern mit planvoll
Ordnendem Geist, und dabei auch das Einzelne nicht zu versäumen —:
Augen nicht hatt' ich genug, um den unermeßlichen Reichthum

Ganz zu erschöpfen, und schier ein Verzagen ergriff mich, die Fülle
Je zu bemeistern, die hüben und drüben sich bot der Betrachtung.
Und wie sich Jenem die Brust und das Herz ausdehnt und erweitert,
Wenn die erhab'ne Natur ihn köstlich, die älpliche, anweht,
So auf der Höhe der Zeiten, umfluthet vom Äther der Kunst hier,
Schöpferisch fühlt' ich erregt mich und festlich gehoben. In solcher
Stimmung erhielt ich ein Schreiben — das erste, seitdem ich die Heimat
Hatte, ein Flücht'ger, verlassen — von Bertha: „Sie hätte mir längst schon
Kunde gegeben“ — so schrieb sie — „doch immer es wieder verschoben,
Weil sie den Vater zuvor mit mir zu versöhnen gehofft hat;
Aber der blieb unbeweglich, und wolle nichts hören von Ausgleich,
Kehr' ich sofort nicht zurück. Zwar falle ihr schmerzlich die Meldung;
Gleichwohl mochte sie länger nicht harren mich lassen auf Nachricht.
Was nun sie selber betreffe, so wünsche und hoffe sie herzlich,
Daß es mir gut stets ging' in der Fremde, und jegliches Streben
Immer zum Glück ausschlüg' und vom besten Gelingen gekrönt sei!“ —
Also der Brief. Aus den scheuen, verhaltenen Zeilen, wie flehend
Mild anblickten mich sinnig die Augen des liebenden Mädchens
Vorwurfsvoll, und es klang mir hervor die bewegliche Stimme,
Wie in der Stunde des Abends, des letzten, in der sie vor mir stand,
Sanft mich beschwörend, die Gute; ich aber entschlossen mich losriß —
Hatt' ich es damals vermocht, wo die wirkliche Nähe mich anzog
Ihrer lebend'gen Gestalt, wie hätte ein blaß Phantasiebild
Jetzt mich zum Wanken gebracht? — Nein! kaum erst entstanden, verschwand es
Sowie ein Schatten der Nacht hinschwindet im Glanze des Tages.
„Eher nicht wiederbetret' ich die heimische Schwelle, als bis ich
Aehnliche Werke geschaffen, wie *die* hier, welche des Zeitstroms
Reißende Fluth überdauert, und hoch mein Name berühmt ist
Rings in den Ländern umher vor all den Malern der Jetztzeit!“
Rief ich, verhärtend mein Herz, fest jeden Verkehr mit den Meinen
Fürder zu lösen gewillt. Gleichgiltig, in trotzigem Unmuth
Legt' ich bei Seite das Blatt; vorerst doch zeigt' ich's dem Freunde,
Lächelnd besah er's und sprach: „Wir haben nichts Ander's erwartet.“

. . . .

Aber nachdem wir befriedigt der schönheitlechzenden Seele
Ersten und glühendsten Durst, und die hungrigen Augen ersättigt,
Ernstlich gedachten wir nun auch Genüge zu thun der Berufspflicht,
Wie dem erhabenen Zweck, der uns her in die ewige Stadt führt'!
Denn nicht waren hieher wir gekommen, nur müßig *empfangend*
Durch Galerieen zu wandeln gleich ander'n Beschauern; aus Eig'nem
Sollten wir Früchte nun *geben*, im günstigsten Klima gezeitigt;
Lange ja hatten wir Beide gefeiert — nun galt es zu schaffen
Neu, mit gesammelter Kraft, und entfernt vom zerstreuenden Weltlärm

Einsamstill zu gestalten in abgelegener Werkstatt,
Was dereinstens zum Kauf anlockte den sinnigen Kenner,
Sieht er zur Schau es gestellt. — In Trastevere hatt' ich ein Stübchen
Mir, ein bescheid'nes, gemiethet, nicht weit von dem Hause, wo Heinrich
Nahm sein Quartier; doch sahen wir uns tagüber nur selten,
Weil wir mit Eifer und Fleiß oblagen da unserer Arbeit;
Erst wann der Tag sich verkühlte, und müde sich neigte die Sonne
Gegen den Mario, ruhte der Pinsel und suchten wir auf uns,
Um uns im Freien gemach zu erholen und frischeren Lufthauch
Außer den Mauern zu schöpfen. Allabendlich zogen hinaus wir,
Sei's, daß wir sachte den Schritt hinlenkten auf Pincios Anhöh',
Wo sich beim fröhlichen Klang der Musik die gewählte Gesellschaft,
Damen und Herren zu Wagen und Roß, lustwandelndes Volk auch
Auf den geräumigen Wegen des blühenden Parkes vergnügte,
Sei's, daß wir Stille bedürftig und größerer Leibesbewegung
Ueber die Thore der Stadt ausdehnten den heitern Spaziergang.

. . . .

Also verlangt' es uns heut' auch, die drückende Schwüle zu fliehen,
Und zur gewöhnlichen Zeit abholt' ich den Freund in der Wohnung.
Ueber Sant' Angelos Brücke beflügelten Fußes nun fürbaß
Schritten wir durch das Gewinde der Gäßchen und Gassen. Zum Corso
Rasselten rings Equipagen heran, stets dichter um uns schwoll
Schlendernder Menschen Gedränge. Wir strebten dem Strome entgegen,
Weiter zu kommen bemüht, auswechselnd nur seltene Worte.
Aber indem wir vorbei nun gelangten die „Spanische Treppe“,
Wo auf den Stufen gelagert sich bieten zur Schau die Modelle,
Männer und Weiber und Kinder zumal, anstieß ich den Freund jetzt,
Daß er mit mir steh'n blieb, und auf sie hinweisend begann ich:
„Siehe! da sitzen sie wieder, die malerisch schönen Gestalten;
Dort das Banditengesicht mit dem bänderumschlungenen Spitzhut
Auf pechschwarzem Gelock, weißbärtig der würdige Greis dort,
Einem Apostel vergleichbar, und neben der Frau mit dem rothen
Tuch auf dem prächtigen Haupt, krausköpfig das kauernde Knäblein!
Aber die Schönste, sie fehlt: Pepina. So oft ich vorbeigeh',
Muß ich des Tages gedenken — des dritten nach unserer Ankunft —
Da wir zuerst hier gewahrten das braune sabinische Mädchen,
Wie es die Hände im Schooße gefaltet, mit traurigem Antlitz
Saß, von den Andern getrennt, dort rechts auf der untersten Stufe —
Muß ich der Worte gedenken, mit denen die Holde Du ansprachst.
Ja! wohl hat sie's verdient, daß vom niedrigen, ärmlichen Schicksal
Du sie für immer befreit, und zu Besserem freundlich emporhobst!
Denn nicht Reize des Leibes allein, auch Gaben des Geistes
Schmücken sie im nicht gewöhnlichen Maß, Vorzüge des Herzens —
Wahrlich! es brauchte kein Mann sich solcher Gefährtin zu schämen!“

„Wenn ich nicht wüßte, mein Lieber“ — entgegnete Heinrich mir schalkhaft,
Während wir wieder die Schritte beschleunigten — „daß Dir mein Liebchen
Darum so ganz ausnehmend gefällt, weil's immer ein wenig
Dich an Dein Mühmchen erinnert — so hast Du Dich selber geäußert —
Wär' ich beinahe zu eifern versucht, Freund, daß Du es preisest
So über alle Gebühr. Ja! schmuck ist Pepina — nicht leugn' ich's —
Aber vergleich' ich sie all' den junonischen Frauen, die täglich
Fahren den Pincio hinauf, in die schwellenden Kissen sich lehnend —
Scheint sie mir eben noch sauber genug, um als Cameriera
Auf dem Olympe zu dienen; doch allerdings ist sie als solche
Nicht zu verachten, zumal uns geringeren Leuten der Zutritt
In den vertraulichen Kreis jener Himmlischen nimmer gegönnt ist!“ —
Also der Freund. Es mißfiel mir die Rede, und schleunig von andern
Dingen begann ich zu sprechen. Vorbei an Cäcilias Grabmal,
Gräbern, cypressenbewachten, an epheuumsponnenen Thürmen
Gingen wir jetzt die verlassene Appische Straße: im Westen
Ballte sich dickes Gewölk um die sinkende Sonne, und gluthroth
Zuckt' es zuweilen hervor. Urplötzlich ein wirbelnder Windstoß
Trieb uns den Staub in's Gesicht — wir wandten geblendet uns rückwärts,
Bis sich die Wolke gelegt und beschlossen verdrießlich die Heimkehr.
Da — ist es Donnergeroll' in der Ferne? — von dumpfem Gepolter
Dröhnend erzittert der Boden, herwälzen sich weißliche Wogen
Staubes, und näher und näher erschallt es von stampfendem Hufschlag.
Sieh! wildschnaubend und schäumend, mit flatternden Mähnen auf uns zu
Kommen zwei Pferde gestreckten Galopp's — hinter sich die Carrosse —
Rasenden Laufes gerannt! — Wohl müht sich der Kutscher, zurück sich
Stemmend, mit Hieben und Rufen die Stürmenden, reißend am Leitseil
Kräftig, zu bändigen, und sie zum Stehen zu bringen — vergebens!
Toller nur jagen sie fort in gewaltigen Sätzen. Schon sind sie
Ganz in der Nähe. Ich springe erschrocken zur Seite, indessen
Heinrich in Mitte des Weg's ausspreitend die Beine, und häufig
Schwenkend die Arme entgegen sich stellt, und mit muthigen Händen
Fällt in die Zügel dem scheuen Gespann. Aufbäumen sich einmal
Hoch noch die Rosse, dann stehen sie still, allmälig beschwichtigt.
Jetzt mit gelüftetem Hut hintritt er zum Wagen: es neigt sich
Dankend ein weiblicher Kopf huldvoll, und es wurden — so schien es —
Einige Worte gewechselt; doch konnt' ich nichts hören, denn abseits
Stand ich, ein wenig beschämt, daß ich dachte der eig'nen Gefahr nur,
Dann im gemäßigten Trab, ausgreifend mit zierlichen Füßen
Setzten die adligen Thiere das off'ne Gefährt in Bewegung.
Aber der Freund — wie dereinst ein homerischer Held nachstaunte,
War der Unsterblichen Eins ihm unerwartet erschienen: —
Starr dastand er ein Weilchen, verloren in träumendes Nachschau'n; —
Endlich den Bann abschüttelnd, mit hastigen Schritten zu mir her

Kam er geeilt, und, indeß wir den Weg fortsetzten zur Stadt hin,
Heftig mich drängend am Arm, ausbrach er in heller Begeist'rung:
„Das ist das herrlichste Weib, das ich diesseits der Alpen und jenseits
Schaute bisher! O hättest Du nur der bezaubernden Augen
Leuchtende Schwärze gesehen, der Lippen vollendete Anmuth!
Hättest gehört nur die süß einschmeichelnde Stimme, mit der sie
Mich um den Namen befrug! — Und denke Dir, Lieber! sie kennt ihn! —
Aber sie selber, wer ist sie? — Fürwahr! den erworbenen Ruhm all
Gäb' ich mit Freuden dahin, woferne der gütige Zufall
Einmal im Leben nur noch mir gewährte die einzige Gnade,
Daß ich geruhig, mit völliger Muße am wonnigen Urbild
Weiblicher Schöne mir labe den Sinn, und ergötze das Herz mir!" —
— „Wer sie auch sei — der Marquisinnen, Fürstinnen eine vielleicht gar,
Die da die hohen Paläste und prunkenden Villen bewohnen? —
Deinem besonnenen Muthe verdankt es die schöne Signora
— Zwar nur von Weitem erblickt' ich im Flug' das verschleierte Antlitz —
Wenn sie heut' wohlbehalten Gemach noch und Garten durchwandelt!
Nicht zu vermeiden ja schien — sprangst Du nicht zu Hilfe — der Umsturz!" —
Also zum Schwärmenden sprach ich; doch dieser bemerkte: „Ein Glück war's,
Daß ich erst später sie sah, sonst hätte der fesselnde Anblick
Mich der Besinnung beraubt, und geblendet vom Reize vergaß ich
Sie zu erretten! Ha! eher nicht ruhe ich, bis ich die sel'ge
Stätte erforscht, wo sie wohnt, den Palast, der die Göttliche einschließt!" —

Dunkel schon war es, entbrannt in den Gassen bereits die Laternen,
Als wir die Osteria erreichten, wo jeglichen Abend
Heitergesellig zusammen sich fanden die Künstler, aus Deutschland
Stammend, ein lustiger Kreis: Architekten und Maler und Bildner.
Höchlich geehrt und beliebt in demselben war Heinrich vonwegen
Seines erregenden Geistes und launigen Witzes, mit dem er
Wußte den Tisch zu beleben. So wurde denn heute sein Eintritt
Jubelnd, wie immer, begrüßt, und es hoben die perlenden Gläser
Ihm sich entgegen von hüben und drüben; er aber so reichlich
That er noch nimmer Bescheid, nie quoll so verschwenderisch frei noch
Ihm von der Zunge die Rede, als da er das heut'ge Erlebniß
Vor den Collegen erzählte; doch wie er die himmlische Huldin
Auch niemüden Entzückens beschrieb —: es vermochte nicht Einer,
Wer sie gewesen, zu sagen danach. — Spät schied uns die Nacht erst.

Nimmer desselben gedenk, zwei Tage nach diesem Ereigniß
Früh an der Staffelei schon saß ich am glänzenden Morgen,
Fleißig bemüht, was klar vorschwebte dem inneren Sinn längst,

Aeußerlich nachzugestalten: ein freier idyllischer Thalgrund,
Weidende Rinder zerstreut, in der Mitte ein knorriger Eichbaum,
D'runter der Hirte gelehnt auf den Stab, und Gebirge zuhinterst
Purpurn umwoben vom Dufte der fernabsinkenden Sonne.
Neu nicht war das Motiv; doch ich dachte, es zeig' sich der Meister
Eben als Meister darin, daß er Zauber und spannenden Anreiz
Selbst dem gewöhnlichsten Stoffe verleihe — und möglichst naturwahr
— Lichter und Schatten vertheilend zu lieblich gefälliger Wirkung —
War ich's zu machen bestrebt. Bahn brechen — so wagt' ich zu hoffen —
Sollte dies Bild mir, und schleunig verkauft mir eröffnen die Aussicht,
Daß ich von meinem Erwerb, abhängig nicht länger vom Darleh'n
Lebe des Freundes fortan. So bereit, großmüthig er stets auch
Mir vorstreckte, so viel ich benöthigte, ohne doch selber
Mangel zu leiden, denn täglich verbreitete weiter der Ruf sich
Seines gediegenen Pinsels, und nie an Bestellungen fehlt's ihm —,
Mußt' ich doch wünschen, je eher je lieber die eigene Arbeit
Schicklich verwerthet zu seh'n, und mit ihr vollgiltiges Zeugniß
Meines Talentes zu geben. So legt' ich mit Liebe und Lust denn
Hand an den flücht'gen Entwurf, und auf Alles vergessend, so gänzlich
War ich in's Malen vertieft, vorneigend den Leib auf die Leinwand,
Daß ich das Oeffnen der Thür überhörte und wie ein Erschreckter
Fuhr in die Höhe, als Heinrich mir klopfte die Schulter und anhub:
„Hollah! geziemt es sich, wie? sich um Freunde so wenig zu kümmern?
Weißt wohl, daß wir einander uns gestern — wie lang! — nicht gesehen?
Nein! Du vertheid'ge Dich nicht! Ei! ich scherze ja nur, und an mir ist's
Mich zu entschuld'gen vielmehr, daß ich nicht einen Zettel zurückließ,
Als Du zu suchen mich kamst, wie gewöhnlich ge'n Abend, und fandest
Gestern das Zimmer verschlossen; doch nimmst Du's nicht übel, erfährst Du
Erst nur den Grund. Sag' selber: wird jede Minute Verzög'rung
Nicht zum Verbrechen, ergehet an uns vom zarten Geschlechte
Schmeichelnder Ruf? — So verschlang ich begierig das duftende Brieflein,
Das der betreßte Diener mir brachte, und folgend der Weisung
Eilt' ich die Treppe hinunter — da harrte der Wagen, o Himmel!
Wieder die Wappen erkannt' ich sogleich, aufriß der Lakai mir
Hurtig den Schlag, einsprang ich — und fort wie der Blitz ging's. —"

— „Du hast sie
Wiedergeseh'n?" ausrief ich verwundert, und blickte den Freund an.
Senkend Palette und Pinsel, und Jener: „Natürlich! und was noch
Steigert das Glück und die Freude: dem Wunsche des göttlichen Weibes
Dank' ich des heißen Verlangens Gewährung; nicht launischem Zufall.
Aber Du laß' Dich nicht stören! Gestreckt allhier auf das Ruhbett
Will ich Dir Alles und Jedes getreulich berichten, und neidlos
— Wenn Du's vermagst — anhöre Du still, welch' köstliche Zukunft

Mir sich erschließt! Wohlan! — wie gesagt, in den schwellenden Wagen
Warf ich mich schier wie betäubt, und zur porta del popolo blitzschnell
Rollten hinaus wir in's Freie, bis — wo sich die prächtigste Villa
Hob aus den Pinienkronen, — am säulengetrag'nen Portale
— Hochauf klopfte das Herz mir im Busen — der Kutscher nun anhielt.
Rasch ward der Schlag mir geöffnet, und ehrerbietig sich neigend
Wies mir ein Diener den Weg. Durch der Halle mit Fresken geschmückten
Raum auf musivischem Pflaster nun schritt ich, und trat in des Parkes
Immerdar grünendes Reich. Da zogen Alleen sich weithin
Aesteverschränkender Eichen, beschnittene Hecken von Buchsbaum
Säumten die Beete rings ein, hochstämmiger Lorbeer und Myrthe
Blühten in Menge, Magnolien dufteten, Rosen dazwischen.
Aber von hohen Gestellen aus glanzumflittertem Laubwerk
Sahen herab Aphrodite und Hermes, Pomona und Bacchus
Auf mich Wandelnden stumm, hellschimmernd in marmorner Nacktheit.
Amor spannte den Bogen, im Steine sogar noch gefährlich.
Lauschige Stille rundher, wollüstig im laulichen Äther
Badete jegliches Blatt, umschmeichelt vom Lichte, das buhlend
Zitterte durch das Gezweig. O sieh' der smaragdenen Dämm'rung
Jetzo die Herrin enttauchen: Im weißen, im wallenden Schleppkleid
Regt sie heran majestätisch — Musik für die Augen — des Körpers
Maßvoll-üppigen Bau, und gnädiglich nickend, mit Lächeln
Heißt sie mich freundlich willkommen, der trunken vom wehenden Anhauch
Ihrer ambrosischen Locken zur Seite der Göttlichen hergeht.
Wo ein krystallener Quell sich am Ende des schattigen Laubgangs
Plätschernd ergoß in das muschlige Becken aus moosiger Felswand,
Liebliche Kühle verbreitend — da winkte sie mir, auf der Steinbank
Niederzusitzen bei ihr, dann sachte die Fülle des Hauptthaars
Schüttelnd in's schöne Genicke, begann sie zu sagen, warum sie
Rufen mich lassen: sie wünsche ein möglichst getroffenes Bildnis
Ihrer Person zu besitzen — zwar sei sie verschiedenen Meistern
Schon zu verschiedenen Zeiten gesessen; doch keiner von allen
Hab' es zu Dank ihr gemacht — nun hege sie volles Vertrauen,
Daß mir werde gelingen, was alle den Andern mißlungen;
Aber ich müßte mich eilen, wofern ich geneigt wär', mich dieser
Aufgab' zu widmen — denn balde — in wenigen Wochen vielleicht schon —
Käm' der Gemahl sie zu holen, der auf die savoyischen Güter
Eben verreist. — Hier schwieg sie betrübt, und ein Seufzer entrang sich
Leise dem Lilienbusen, der locker verhüllt nur, sich blähte
Gegen den Spitzenbesatz, ein Magnet dem begehrlichen Auge —
Daß ich mit Wonne bereit mich erklärte dem ehrenden Auftrag,
Brauch' ich Dir wohl nicht zu sagen? — Ach! süßesten Lohnes Verheißung
Las ich im schmachtenden Blick, im verweilenden, als ich zum Abschied
Sinneberauscht ihr küßte die Hand. Na, Freundchen — was meinst Du? —“

— „Was ich vermeine? Je nun — Glück wünsch' ich vom Grunde des Herzens
Dir zu dem neuen Triumphe, den sicher Dein Pinsel davonträgt;
Aber, versteh' ich das Wesen der Frau aus den wenigen Zügen,
Die Du soeben erzählt, fast scheint's: ein bedenkliches Wagniß
Gingest Du ein, und mit größern Gefahren, als jene, daraus Du
Jüngst sie gerissen, bedroht nunmehr Dich die fürstliche Circe,
Der es — ja deutlich erhellt es aus ihrem Betragen — in dem Fall
Weniger um das Gemälde, als wie um den Maler zu thun ist.
Wahrlich! es thäte um's Mädchen mir leid, das so innig an Dir hängt,
Wenn es der Zaub'rin gelänge, Dein Herz zu verführen, desgleichen
Müßt' ich Dich selber bedauern, verlockte Dich diese auf Pfade,
Welche kein Redlicher wandelt, ob Niemand auch wehrte den Zugang!" —
Also sprach ich, und er, auflachend und springend vom Ruhbett:
„Löblich ist Deine Moral, Spießbürger, jawohl, und Philister
Mögen daran sich erbau'n! Potz Wetter! Verzeihe — Du sprichst ja
Wie von der Kanzel der Pfaffe, und nicht wie ein Jünger der Muse,
Welche der Freiheit bedarf vor den übrigen allen. Wohin denn
Käm' es mit uns, wenn wir freudig benützten nicht jeglichen Anlaß,
Der sich uns beut, zu erspähen das Schöne, untadelig Schönste? —
Selten genug ja begegnet es uns, und in dichter Vermummung
Geht es ja meistens einher. Wie? — nun sich ein Wunder der Schöpfung
Mir zu enthüllen verspricht, — abwenden soll ich mich sittsam,
Weil sich mein Schatz könnt' grämen darob? — Da müßt' ich ein Thor sein.
Gegen mich selbst feindselig, und werth wohl, daß mich die Götter
Schlügen zur Strafe dafür zeitlebens mit gänzlicher Blindheit! —
Aber nur sorge Dich nicht um Pepina! — Sie habe nicht Ursach'
Sich zu beklagen, denn wie ich's gehalten, so halt' ich es fortan:
Widm' ich die Tage der Kunst — ihr seien die Nächte gewidmet.
Ja! und kein Farbengebilde, platonische Liebe nur heischend,
Soll sie verdrängen!" —

„So liebst Du sie doch, und nicht flüchtiges Mitleid
War es allein, was zu ihr Dich gezogen?" — versetzt' ich, und Heinrich:
„Lieben? carissimo! — ja oder nein, jenachdem Du das Wörtchen
Eben genommen willst wissen. Soferne es keine Beschränkung
Ausdrückt, lass' ich es gelten, denn wo auch die schöne Idee sich
Zeigt in entsprechender Form, da fühlt sich die Seele des Künstlers
Allsympathisch erregt, und sie gibt sich zu eigen; doch freilich
Mensch ist der Künstler zugleich, manch' leiblich Gelüsten auch gab ihm
Mutter Natur auf den Weg, manch' gröberes Herzensbedürfniß,
Welches befriedigt sein will, und gemeiniglich Liebe genannt wird —
Aber den Stubengelehrten und Bücherverfert'gern in Deutschland.
Lassen wir billigerweise die Ethik zusammt der Aesthetik,

Länger die Zeit nicht vergeudend mit nutzlos leerem Geplauder,
Das uns zuletzt noch entzweit! — Du male die Kühe und Schäflein
Ruhig nur weiter, indeß ich zur Villa der fürstlichen Circe
Stracks mich verfüge. Addio! —"

Er sprach's, und mit hastigem Gruße
Ging er von dannen. Ich blickte durch's Fenster ihm nach, wie er siegreich
Schritt in der Sonne dahin, goldlockig, ein Phöbus Apollo!

Friedlich zwar hatten wir so uns getrennt; doch ein heimlicher Mißton
Blieb in der Seele zurück, es verbannte die herzliche Eintracht
Aengstlich erkältender Zwang. Nie wurde des letzten Gespräches
Inhalt wieder berührt, wann da oder dort auf Momente
Einmal den Freund ich erhaschte, der häufig beschäftigt, sich auswärts
— Nimmer befragt' ich ihn, wo und in welchen Geschäften — herumtrieb
Seit dem bewußten Besuch. So ward er beinah' mir entfremdet.
Einsam verbracht' ich die Tage, verbrachte die Abende einsam,
Selber dem Kreis fernblieb ich der Tafelgenossen, wo Heinrich
Jetzo nur selten erschien, denn schwer zutraulich an Andre
Schloß ich mich an, und ich fühlte nicht recht mich gemüthlich als Neuling
Unter der Schaar der Erprobten — gab er mir nicht sicheren Rückhalt,
Den tagtäglich zu seh'n mir geradezu Lebensbedingung
Ward, wie das Athmen der Luft — daher ich die jetzige Spannung
Bitter empfand, und allein viel' traurige Stunden verlebte.
Doch Ein Trost war geblieben: mit wachsendem Eifer gefördert
Reifte mein Bild unterdessen dem Rahmen entgegen, und endlich
Stand es vor mir vollendet! „Nun magst Du getrost aus der Werkstatt
Dunklem Verstecke hinaus an das Licht, um, herab von der Saalwand
Gleißend im goldenen Rahmen, mir Ehre zu bringen!" — So sprach ich,
Es mit Vergnügen beschauend, im Geist das gelungene Werk an,
Und stolz schwoll mir der Busen, von Vatergefühlen beseligt,
Ach! und ich sehnte mich inn'ger denn je nach dem lieben Gefährten.
War ich doch Freude und Leid, jedwede verborgenste Regung
Ihm zu vertrauen gewohnt im Verlaufe der Jahre, die Zeugen
Unseres Bundes gewesen! Und sollte des schaffenden Künstlers
Lauterstes Glück nicht theilen mit ihm? „Wie lange ist's her schon,
Daß ich mit ihm nicht gesprochen! Noch ist es nicht Abend, versuch' ich's,
Ob ich ihn treffe vielleicht?" — Aufmacht' ich mich schnell, durch die Straßen
Schritt ich gehobenen Muthes — mir war es, als müßte mich Jeder,
Den ich begegnet, beneiden — schon tret' ich in's Haus, und zur Wohnung
Steig' ich die Treppe hinan: da erschallt mir von innen ein lebhaft
Sprechen verworren heraus, ein Geräusch, wie von streitenden Stimmen —

Plötzlich verstummt's, — steh'n bleib' ich in Zweifeln — da öffnet die Thür sich,
Und in die Stube mich drängend empfängt mich der Freund mit den Worten:
„Rudolf! Du kommst wie gerufen. O sei so gefällig, und hilf mir
Jene beschwichtigen! Sieh! dort sitzt sie, die lieblichen Augen
Völlig mit Weinen verderbend! Umsonst Vorstellen und Zuspruch!
Ja! je beflissener ich sie beschwöre, so reichlicher strömt es
Ihr von den Wangen herab — und warum? — Ei! weil ich mein Handwerk
Uebe gebührender Weise, und andere Frauen — nicht sie nur —
Mich unterstehe zu malen!"

„Verräther!" entbrennend in Zornmuth
Jäh vom Kamin sich erhebend, auf den sie die Stirne gelehnt hielt,
Rief nun Pepina, die Thränen sich trocknend — es zuckte der Mund ihr
Spöttisch geschürzt, und hoch aufwogte der Busen: — „Verräther!
Malen? Wer spricht denn davon? Ha! Freilich als prächtiger Vorwand
Dient Euch Künstlern die Kunst, und das Schlechteste soll Euch erlaubt sein!
Oder ist's einzig zu malen vielleicht, dass Du Abend für Abend
Wanderst hinaus nach der Villa Brandini? — Natürlich! im Dunkeln
Malt sich's bekanntlich am besten; doch besser noch küßt es und kost sich's
Unter dem Myrthengesträuch, wann silbern der Freund der Verliebten
Durch das Gezweige nur blickt, der verschwiegene; aber mir hat er
Dennoch das holde Geheimniß verrathen, und Schande und Schmach wär's,
Wollt' ich's gefallen mir lassen, obgleich nur ein armes Modellkind!" —
Also die zürnende Maid, und Heinrich: „Da schau', wie das Närrchen
Thöricht sich martert und Märchen erfindet, aus Düften und Mondschein
Luftig zusammengewebt! Nein, Kind! Nur im Reiche der Dichtung
Mag man dergleichen erleben; im Wirklichen geht es so rasch nicht!
Aber gesetzt, es verhielte sich, wie Du's geschildert, so wisse:
Weder Dein funkelnder Blick, noch die drohend gefaltete Stirne
Sollen mich schrecken, auch ferner die Schritte zu lenken, wohin mir's
Eben beliebt. Gern räum' ich das Feld, wo tobende Zanksucht
Waltet und heftiges Wesen!" — Er sprach es gelassen, und grüßend
Wich er von dannen gemach. Nachrief die Erzürnte: „Ja, geh' nur!
Geh' nur, Du bist mir verhaßt!" und bitterlich schluchzend auf's Neue
Sank in den Stuhl sie zurücke, und barg das Gesichtchen.

„Pepina!"
Jetzt anhub ich zu sprechen, nachdem ich zu Worte gekommen —
Ueber das Ziel weit schießest Du weg, und ergehst Dich in Reden,

Die Du gewißlich bereust, wenn die wallende Hitze verflogen,
Die Dir die Adern entflammt. Wohlwollend — ich weiß es — ist Heinrich
Nach wie vor Dir gewogen" —

— Und sie: „Das heißt, er gebraucht mich,
So, wie er Trank und Speise gebraucht, wie der Knabe das Spielzeug,
Müßige Stunden damit zu vertändeln. O glaubt mir: die Menschen
Mehr nicht gelten sie ihm, als die bunten Figuren, mit denen
Seine Gemälde er ziert! Staffage sind wir, nichts weiter.
Ihr auch werdet's erfahren, Signor Rudolfo! — Denn wer sich
Falsch in der Liebe gezeigt, hält nimmer die Treu' in der Freundschaft.
Ja! ich verkünd' es voraus: auch Euch betrügt er dereinst noch,
Wie er mich Arme betrogen!"

„Und weißt Du es denn mit Bestimmtheit,
Daß er Dich schnöde verrieth?" — einfiel ich — „o, Gute! bedenke:
Manches ja wird von den Zungen der Leute geschwätzt und gefabelt,
Und das Genie, viel Neider und Feinde ja findet es immer.
Unrecht thust Du vielleicht ihm dennoch?"

Dagegen die Jungfrau:
„Unrecht? — Hat er nicht selber gestanden: es gehe so rasch nicht?
Also muß Etwas doch gehen? Und hat er nicht kühn sich gebrüstet,
Als ich versagt ihm neulich die glühend begehrte Umarmung,
Daß er die Gunst sich erobert der reizendsten Frau, die in Rom lebt? —
Ja, wohl ist sie als diese bekannt; doch gilt ihr Gemahl auch
Für den geschicktesten Fechter, so alt er auch schon und gebrechlich.
Sollt' es geschehen dereinst, daß der Liebste . . . . o heil'ge Madonna!
Schütze vor bösem Verdacht ihn gnädig und Rache, wenn Meineid
Häßlich sein Herz nicht befleckt! — Doch kommt es zu Tag, daß er schuldig —
Was ich dann thue, ich weiß es — gar tief sind die Wellen des Tibers —
Fahre mit Eins mein Leben dahin, wenn die Liebe dahin ist!" —
Also sprach sie entschlossen, die zierlich geschnittenen Lippen
Fest aneinander gepreßt, und erhob sich zu gehen. Ich folgt' ihr
Ueber die Treppe hinunter zum Thor, allwo wir uns trennten.
Ach! wie sie rasch so entschwebte, die bräunliche Tochter des Südens,
Leicht den geschmeidigen Leib in den rundlichen Hüften bewegend,
Bald vom Gewimmel des Volkes verschlungen in dämm'riger Straße,
Dacht' ich gerührt, daß zur Stund' in den nordischen Alpen ein and'res
Mädchen vielleicht nur den thauigen Blumen, den Wellen des Bergstroms,
Oder den Bäumen des Walds stillseufzend sein heimliches Leid klagt. —

Aber die Zeit war gekommen des heißeren Sommers, die Niemand
Gerne verweilt in der ewigen Stadt. Die Vermöglichen, Reichen
Rüsteten sich, zu entfliehen dem Dunste, um reinere Lüfte
Sei es am Strande der See, sei's fern im Gebirge zu athmen;
Oede, verlassen schon standen die meisten Paläste, es starrten
Viele der prunkenden Villen — darunter die Villa Brandini —
Blind in die Gegend hinaus mit geschlossenen Balken. — Pepina
Mochte zufrieden sich geben, denn wieder wie sonst des Geliebten
Konnte sie nun sich erfreuen, wie ich mich des Freundes. Verzieh'n war
Was uns entfremdet, und glücklich erneuert das alte Verhältniß.
Würdig beschlossen wir, froh zu begehen das Fest der Versöhnung
Draußen im Freien und Tivoli ward einstimmig zum Schauplatz
Unserer Freude erkoren, zum Ziele des heiteren Ausflugs.

. . . .

Wenigversprechend erschien, trübselig des Tages Beginn uns,
Als wir zu Dreien im leichten Gefährt durch die weite Campagna
Fuhren des Morgens, vorbei an verfall'nen Castellen und Thürmen,
Geierumkreisten, entgegen der alten, verwitterten Bergstadt.
Aber nun, da wir die Anio=Brücke und Hadrians Villa
Hinter uns lassend, gemach durch die Oelbaumwaldungen aufwärts
Stiegen — es folgt' uns der Wagen — die vielfachgewundene Straße,
Brach durch's Gewölke die Sonne, verwandelnd die Wüste zu Füßen
In paradiesische Auen, dem Strahle der Liebe vergleichbar,
Welcher die Welt uns verklärt, sobald er im Herzen emporzuckt. —
Zwischen dem grauen Gemäuer der Gäßchen des Ortes zum Gasthaus
Schritten wir hin zur Sybilla, und traten sodann aus dem Hofraum
Auf die Terrasse hinaus. O, welch' ein Erstaunliches bot sich
Da für Gesicht und Gehör! Weißschäumend mit Donnergetöse
Strombreit stürzte das Wasser zu Thal durch die Schlucht, wo den Tuffstein
Wildes Gewächse umrankte mit üppigen Schlingen, gebadet
Ewig vom stäubenden Gischt, und geschaukelt vom wehenden Luftzug,
Während mit zierlichen Säulen ein Tempelchen über dem Abgrund
Trutziglich ragte zur Linken — als spottete es der Zerstörung —
In den azurenen Himmel. Gedankenverloren und sprachlos
Sah ich zur Tiefe hinunter, bis Heinrich mit Scherzen mich aufrief
Auch zu gedenken des Magens, und fort mich beim Arme zum Tisch zog,
Den unterdessen Pepina gedecket mit reichlichem Vorrath
Strohumflochtner Flaschen, Geflügel und echtem Risotto,
Welchen sie selber bereitet — gar trefflich verstand sie das Kunststück. —
Also vereinte das Mahl uns auf hoher Terrasse, es kreiste
Rasch die Foglietta mit purpurnem Wein, und in munterster Laune
Bald ausbrachte der Freund, sich erhebend vom Sitze, den Trinkspruch:
„All', was wir lieben! Es lebe!“ — und laut wie ein brausendes Vivat

Stimmte in's Gläsergeläute des Wassers gewaltiger Chor ein.
Lächelnd, verständnißvoll anblickte das liebende Paar sich;
Aber empfindlich in mir anklang eine Saite, und schmerzlich
Bebte sie fort im Gemüth, als nach aufgehobener Mahlzeit
Wir uns im Grünen vertheilten, Siesta zu halten. Die Beiden
Waren voraus schon gegangen, indessen ich ihrer nicht achtsam
Klomm in den Grotten umher, und weiter am Hügelgelände
Dann hinschlenderte, das auf der anderen Seite der Flußschlucht
Halbringförmig sich zieht. Heiß brannte die Sonne, das nächste
Schattige Plätzchen ersah ich, da streckt' ich mich nieder, die Wange
Stützend bequem auf die Hand — so hielt ich geruhige Umschau.
Endlos dehnte sich rechts die Campagna — aus bläulichem Dunstmeer
Schwarz aufragte zuhinterst die Kuppel St. Peters, vergleichbar
Mächtigem Inselgebirg', vor mir lag felsenbekrönend
Tivoli's Stadt mit den Schaumkatarakten. Gedämpftes Gebrause
Tönte wie Schlummergesang einlullend herüber, die Augen
Fielen gemächlich mir zu, und Gestalten und Bilder, gewaltsam
Lange zurückgedrängt, darstellten sie greifbarlebendig
Nun sich dem innern Gesichte: Im lindenumstandenen Vorhof
Eines behäbigen Schlosses, die Hände gekreuzt auf dem Rücken
Schritt ein gebeugter Mann, schneeweiß die Haare — ein Mädchen
Wandelte ihm zur Seite, das strebte mit holdem Geplauder
— Blaß ach! selber und traurig — den traurigen Greis zu erheitern:
Aber ich stand in der Nähe — mir kamen die Thränen, und eben
Will ich auf sie zugehen und rufen: „Erkennt Ihr mich nicht mehr?
Seht mich nur an, Ihr Geliebten! Hier bin ich ja wieder!" — Vergebens!
Füße und Lippen versagten. Erschrocken aus taumligem Halbschlaf
Fuhr ich empor — da war's mir, als dränge des heimischen Wildbachs
Rauschen melodisch heran: mich beschlich unsägliches Heimweh! —
Schleunig den Dämon zu bannen, ergriff ich die Mappe — sie folgte
Treulich mir überallhin — und begann mit dem Stifte die Landschaft
Auf dem Papier zu entwerfen, im Zeichnen des Bildes gedenkend,
Das ich den Richtern der Kunst jüngst hatte gesendet zur Prüfung.
Wird man es würdig befinden? — so frug ich — ach! Dieses und Jenes
Schien mir zu tadeln daran, und getheilt zwischen Sorge und Hoffnung
Schwankte mein zweifelndes Herz. — So war mir denn schlafend und wachend
Heute nicht Ruhe beschieden! Es litt mich nicht länger. Die Skizze
Flüchtig zu Ende gebracht, aufstand ich vom Boden und schweifte
Unter den Büschen herum, die an sanftabfallender Lehne
Grünten, mit Bäumen vermischt. Wie Einer, der seinen Gedanken

Sich zu entwinden, begierig auf jegliches Steinchen und Pflänzchen
Heftet den Blick und betrachtet mit außergewöhnlichem Antheil,
Was er beachtet sonst kaum, so gänzlich des Ich's mich entäußernd,
Denkmüd' schweift' ich einher, träg hob ich die Füße. — Auf einmal
Schlugen mir Laute, bekannte, an's Ohr. Durch die Blätter des Dickichts
Vorwärts lugt' ich, und sieh'! — wo über dem ebenen Grasgrund
Höhergewachsnes Gesträuch zur natürlichen Laube sich wölbte —
Saß Pepina, es ruhte das lockige Haupt des Geliebten
Ihr im Schoße. Schon wollt' ich, der Liebenden zärtliche Zwiesprach'
Nicht zu belauschen, davon still schleichen — da wurde von Heinrichs
Lippen mein Name genannt. Ich blieb, und verhaltenen Athems
Horchend nach vorne geneigt — ich weiß nicht, welch plötzlicher Argwohn
Mein sich bemächtigt' — vernahm ich die lebhaft gesprochenen Worte:
„Rudolf? — Schatz! das verstehst Du mit nichten! — Ein guter Geselle
Ist er gewiß, ein verläßliches Herz, ein gedieg'ner Charakter,
Fein und gesittet als Mensch; als Künstler dagegen — man sieht es —
Hält er nicht, was er versprochen, und schwerlich zu großer Bedeutung
Wird er es bringen in diesem Berufe, so sehr er sich abplagt,
Hockend bei Tag und bei Nacht, und die Freuden der Jugend versäumend.
Und so verwundr' ich mich nicht, dass sein großes Gemälde vom Ausschuß
Ward nicht geeignet befunden — wenn freilich schon schlechteres Zeug oft
Sich ausstellte zur Schau — doch Du, Pepinetta! versprich mir
Nichts ihm heute zu sagen davon, er erfährt es noch immer
Zeitlich genug, und ich möchte nicht gerne vergällen den Tag ihm! —
Wahrlich! mich dauert der Freund! — Froh bin ich nur Eines: daß ich nicht
Ihn zu der thörichten Flucht aus dem Hause des Vaters verleitet!" —
Was er noch weiter gesprochen darauf, was Pepina erwidert —
Nimmer vernahm ich es, hatt' ich vollauf doch genug am Gehörten!
Wie ein Verbrecher, dem eben verkündigt wurde das Urtheil,
Das ihn zum Tode verdammt, fort wankt' ich, im Tiefsten vernichtet.
Zwar das gekränkte Gefühl, daß von dannen gewiesen mein Bild ward,
Hätt' ich vielleicht noch verwunden, denn halb ja war ich gefaßt d'rauf,
Und schon gewiegteren Künstlern war solches mitunter begegnet;
Aber daß Er, deß' günstige Meinung allein bisher mich
Ueber dem Wasser gehalten, mich auch ließ fallen, ein Lächeln
Schnöden Erbarmens im Blick, und die Hände sich waschend in Unschuld —
Dieses verletzte mich tödtlich und lähmte die strebende Thatkraft
Mir für immer! Das Schlimmste dabei war: ich durfte nicht einmal
Klagend erleichtern das Herz mir, wofern ich mein heimliches Lauschen
Offen nicht wollte gestehen. Als Heinrich daher auf der Rückfahrt
Mich gutmüthig befrug, weßhalb ich so düster und schweigsam —
Kurz ausweichend versetzte ich nur: „Das kommt vom Scirocco" —.

. . . .

Also an mir auch hatte vom Horcher das übliche Sprichwort
Wieder sich glänzend bewährt. Jetzt mag ich darüber nur scherzen,
Denn manch größeres Leid, einschneidend in's innerste Leben,
Hab' ich bezwungen seitdem; doch der Tag von Tivoli damals
Schien der verzweifelt'ste Tag mir, den je noch ein Sterblicher lebte. —

So wie ein wandernder Mann, der umdroht vom Gewitter in finst'rer
Nacht durchschreitet den Wald, wo verworren die Pfade sich schlingen —
Richtig vermeint er zu gehen, und rüstiglich schreitet er fürbaß
Seinem Gestirne vertrauend — da zuckt grellflammend ein Blitzstrahl
Plötzlich vom Himmel hernieder, das Dunkel zerreißend — nun sieht er,
Daß er sich völlig verirrt, er steht entsetzt vor dem Abgrund:
Also durch's Leben getrost hin war ich gegangen, bis Heinrichs
Schneidende Worte mit kaltem Geleuchte mich jäh zur Erkenntniß
Brachten des eigenen Selbst, und der argen Gefahr für die Zukunft,
Wenn ich verharrt' auf dem Weg, den verblendet vom Wahne ich einschlug.
Durft' ich ihm zürnen darob? — O hätt' er mir offen und ehrlich,
Wie sich's dem Freunde geziemte, gestanden die Sinnesveränd'rung,
Warm ihm hätt' ich's gedankt, anstatt daß tückischer Falschheit
Grollend ich jetzt ihn zieh, und stolz mein empörtes Gemüth sich
Ganz abwandte von ihm! Doch leider in anderer Hinsicht
War ich annoch ihm verpflichtet — es drückte mich peinlich. Der Schuld mich
Rasch zu entledigen — d'rauf war einzig mein Trachten gerichtet.
Aber woher — nachdem die verwegensten Pläne gescheitert —
Nehmen die Mittel dazu? Wohl hätte sofort sie die Heimat
Mir Rückkehrendem reichlich gewährt; doch der bloße Gedanke
Trieb mir die Scham in die Wangen. So blieb mir denn Eines nur übrig:
War ich zum Künstler verdorben, zum freien, erfindenden — tauglich
Mocht' ich mich etwa erweisen, die Schar der Copisten zu mehren,
Wie sie in Gängen und Sälen — den fremden Beschauern ein Aerger —
Sitzen, die herrlichsten Werke verstellend, vom Morgen bis Abend
Heiligenbilder verfert'gend, Madonnen und Engel auf Goldgrund,
Die sie sodann um ein billiges Geld an die Händler verkaufen.
Ihnen gesellt' ich nunmehr mich, so viel ich nur konnte, der Nähe
Scheu ausweichend von Allen, mit denen bisher ich verkehrte,
Heinrichs zumal, der that, als merkte er nichts von der Wandlung,
Welche mein Wesen und Leben erfuhr, stillschweigend in meinem
Thun zu bestärken mich schien, und je mehr ich von ihm mich zurückzog,
Desto gefälliger sich und beflissener zeigte. — So höher
War ich verwundert zu hören — die neuen Collegen besprachen's
Untereinander 'nes Tages — er hab' eine Studienreise
In die savoyischen Berge gemacht, mit dem Gestrigen sei er

Plötzlich von dannen gereist. „Ohne Abschied? Arme Pepina!“ —
Dacht' ich im Herzen, die Kunde vernehmend; mir selber doch klang sie
Völlig erwünscht. Lieb war's mir, ihn ferne zu wissen, der längst sich
Meinem Gemüthe entfernt: so war, da gestorben die Freundschaft,
Denn auch zu Ende der heuchelnde Schein! — O! des kläglichen Daseins,
Da ich an Allem verarmt, was Behagen demselben und Werth leiht,
Matt hinschleppte zur Noth, absparend vom Munde das Brot mir!
Darum verließ ich mein elterlich Haus und das traute Geburtsland?
Darum entsagt' ich der Liebe des trefflichsten Mädchens, des Vaters
Treulicher Führung? Um das hab' ich angestammt Gut und Besitzthum
Keck in die Schanze geschlagen, und jede natürliche Regung
Niedergebändigt im Busen? — Beim Himmel! Es lohnte den Einsatz
Nimmer so karger Gewinn! — . . . .
. . . . Auf der Brücke Sant' Angelo war es,
Wo es mich einst mit Gewalt übermannte. Im nächtlichen Tiefblau
Ueber der schlummernden Stadt hoch schwebte der goldene Vollmond
Ruhig und groß, wie ein Auge, und warf sein zitterndes Streiflicht
Still auf die Wellen des Flusses, die träg an den Jochen sich brachen
Klagend, mit leisem Gegurgel. Vorübergebeugt auf der Brustwehr
Lag ich und blickte hinab in die gurgelnden Wellen. Ein Ruck noch —
Und ein verfehltes Leben erlosch für immer im Schoße
Wonnigen Selbstvergessens. Des unglückseligen Oheims
Schatten stieg warnend empor mir, wie Mangel und grimmige Noth ihn
Unablässig verfolgten und schrittweis' drängten zum Abgrund,
Wie er zu stolz gleichwohl, die errettende Hand der Verwandten
Anzunehmen, an Leib und Seele zerrüttet, so tief sank,
Daß mit der Fiedel zuletzt er bettelnd als lumpiger Spielmann
Zog von Provinz zu Provinz, bis er schließlich im gräßlichen Elend
Einsam zu Grunde gegangen, zerfallen mit sich und der Menschheit —
Daran gedacht' ich mit Grausen. Es packte mich Schwindel, vernehmbar
Klopfte das Herz in der Brust, wild flogen die Pulse, zu Kopf schoß
Jach mir das Blut — ich rang; — doch die letzte, die äußerste Schmachthat
Blieb mir zum mind'sten erspart. — Abschüttelnd die feige Versuchung
Schwang ich mich schaudernd zurück vom Geländer der Brücke, und aufrecht
Stand ich im Strahle des Mondes. — Da schallt es von Tritten, und siehe!
Nahe und näher heran durch die schweigende Straße bewegt sich
Nun eines Mannes Gestalt — aufblickt sie, und schnelleren Schrittes
Geht sie gerad' auf mich zu: „So sind Sie es richtig, Herr Rudolf?“ —
Spricht sie und lüftet den Hut — ich erkenne den Hüttenadjuncten.
„Sie hier!“ — stamml' ich verstört; er aber: „Welch' eigener Zufall,
Daß ich, kaum angekommen, Sie finde! O! wäre die Botschaft
Nur auch erfreulicher, die zu bestellen hierher ich gesandt ward!
Nur nicht erschrocken sogleich! Gar Mancher noch greiseren Alters
Hat sich schon gründlich erholt, und so wird auch Ihr Vater vom Anfall

Wieder genesen, der jüngst ihn getroffen, zumal es das Fräulein
Nimmer läßt fehlen an zärtlichster Pflege. Auch war mein verehrter
Herr Principal stets stark von Natur; doch freilich zu sehr d'rauf
Hat er gesündigt in letzterer Zeit: Selbst die kräftigsten Schultern
Brechen am Ende zusammen, wenn allzu gewichtig die Last wird.
Immerhin steht es bedenklich genug, und begreift sich des Kranken
Sehnlich geäußerter Wunsch, daß den einzigen Sohn er noch einmal
Möchte im Leben erblicken. Erst sollte ein Brief Sie verständ'gen;
Aber zu wenig verläßlich — seit Monden bereits ohne Nachricht —
Schien ihm der schriftliche Weg — so hat er denn mich mit dem Auftrag,
Sie zu erforschen, betraut, und schier wie ein Wunder, so glücklich
Hat es der Himmel gefügt! Sei dies uns ein günstiges Zeichen,
Daß auch daheim unterdessen sich Alles zum Besser'n gewendet!" —
Also der Hüttenadjunct. Schwermüthig wie Sterbegeläute
Tönte sein Trauerbericht in's Ohr mir, während ich langsam
Bangaufhorchend ihm schritt zur Seite in stummer Betäubung,
Bitter mich selbst anklagend, und reichliche Thränen vergießend. —
O! wie schmolz nun mit ihnen dahin mein kindischer Hochmuth!
Alles, um das ich vor Kurzem noch glühend mich grämte — wie schrumpft' es
Plötzlich zusammen zu Nichts vor der Größe des herben Verlustes,
Der mich bedrohte! Entsagend nur Eines noch fleht' ich: das Schicksal,
Welches uns Alle erzieht, ausheilend oft Schmerzen mit Schmerzen,
Möge mich noch rechtzeitig erreichen lassen die Heimat,
Die durch die Nacht fernher mir die Hand darbot zur Versöhnung!

Aber ich eile zum Schluß. Abschweifend vom Pfade zu weit schon
Hat mich Erinn'rung verlockt, die geschwätzige Freundin, und wenig
Bleibt mir nur mehr zu erzählen. — Der Anbruch des folgenden Morgens
Sah uns bereits auf dem Wege nach Norden. Ohn' Aufenthalt, rastlos
Tage und Nächte hindurch fortreisten wir. So wie dem Feldherrn,
Der nach verlorener Schlacht tiefsinnig die Gegend zurückmißt,
Die er, berauschet von Träumen des künftigen Sieges, von treuen
Waffengefährten umjubelt, mit klingendem Spiele durchzog einst —:
Jämmerlich war mir zu Muthe; doch quälender war noch die Bängniß,
Die, je näher wir kamen den heimischen Bergen, mir angstvoll
Eng und enger das Herz zuschnürte mit düsterer Ahnung —

. . . .

Schleichende Nebel umspannen die wälderbekleideten Anhöh'n,
Als wir im Abendgedämmer, die felsige Klamm und den Grenzmarkt
Hinter uns lassend, befuhren die Straße, auf der ich als Flüchtling —
Jahre mich dünkten verflossen seitdem — hinstürmt' in der Lenznacht.
Herbst nun war es geworden; schon hatten die Lärchen die grüne

Tracht mit der gelben vertauscht, und vom häufigen Regen geschwollen
Wälzte durch Trümmergesteine das trübe Gewässer der Gießbach.
Schaurig erklang mir sein wüthendes Brausen, dem bald sich des Hammers
Wuchtiges Stampfen vermischte, als pochte ein eisern Verhängniß
Einlaßheischend an's Thor. Und näher dem Schlosse — in's Dunkel
Brach mattschimmernd ein Licht aus den Fenstern des oberen Stockwerks —
Rollte der Wagen nun zu. Abspring' ich behend', wo der Gehweg
Führt in den vorderen Park, durch die finstre Kastanienallee hin —
Raschelnder Blätter Gemeng' aufwühlend im Lauf mit den Füßen —
Stockenden Athems enteil' ich; — noch eine Minute, und Bertha
Kommt mir im Vorhaus entgegen — wir halten uns schluchzend umfangen. —
Wie wir, uns fassend, sodann aufstiegen die Treppe, und leise
Traten in's Zimmer des Kranken, der weich in die Kissen des Lehnstuhls
Ruhte geschmiegt, wie ich ihm stürzte zu Füßen, und segnend
Ueber mich Knieenden er ausstreckte die Hände — die Sprache
War schon gewichen von ihm; doch über sein strenges Gesicht flog
Glücklichen Lächelns ein Strahl — nicht will ich's des Weiter'n beschreiben.

. . . .

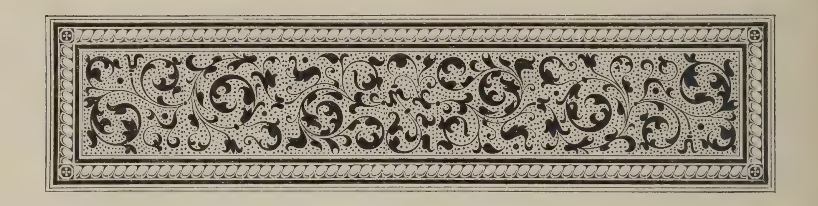
Wenige Tage darauf war der Vater verschieden. Nach Ablauf
Eines Jahres der Trauer und Sorgen betreffs der Gewerkschaft,
Der ich mich ganz nun zu widmen gelobt', nachholend Versäumtes,
Wurde mir Bertha vermählt in der nahen Capelle. — Von Heinrich
Lang nichts konnt' ich erfahren, so sehr ich bemüht war, verschollen
Schien er durchaus; — da las ich einstmals die Notiz in der Zeitung:
Daß er in einem Duell mit dem Fürsten Brandini gefallen. —
Also ward er entrissen der Kunst in der Blüthe des Lebens! —
Aber ich selbst: nie wieder Palette und Pinsel berührt' ich,
Seit ich das Tivoli-Bildchen gemalt und mir ewig zur Warnung
Aufhing dort an der Wand." —

* * *

So schloß die Geschichte der Werksherr.
Schnell anknüpfend an's Letzte versetzte der Maler: „Und gleichwohl!
Unrecht thaten Sie d'ran, denn ohne zu schmeicheln, noch einmal
Sei es gesagt — und ich scheute mich nimmer das Wort zu behaupten,
Wäre versammelt um uns der gewählteste krit'sche Gerichtshof: —
Brav ist das Bildchen gemalt, und ein rechtes Vermögen bezeugt es."
D'rauf sich vom Sessel erhebend zum Gaste der freundliche Hauswirth:
„Was wir vermögen — wer sagt es uns an? Abhängig vom Zufall
Ist der Erfolg, und bestechlich Kritik und ein trüglicher Maßstab
Sei es im Guten, im Schlechten, der Freunde befangenes Urtheil.
Bleibt nur, die nimmer uns täuscht auf die Länge: des eig'nen Gewissens
Flüsternde Stimme, und die zuflüstert mir Folgendes: „„Möglich,
Daß Du so weit es gebracht wohl hättest, wie andere Viele,

Die da zufrieden sich geben mit etlichen Blättern des Kranzes;
Aber Du wolltest den vollen — aut Caesar aut nihil! — und diesen
Hättest Du niemals erreicht!"" — So spricht das Gewissen. Doch nunmehr
Lassen Sie uns getrost aufsuchen das Lager! — Die Thurmuhr,
Mitternacht schlug sie bereits — und wie lautet der indische Spruch schon?
„Ruhen ist besser als Gehen, und Schlafen ist besser als Wachen,
Und der Tod ist das Beste von Allem!" — Den dritten der Sätze
Laß ich nicht gelten jedoch. Mag weltentfremdet und ruhmlos
Auch hinfließen das Leben: — So lange die Liebe es ausschmückt,
Werth ist's gelebt und geliebt noch zu werden. — Das Höchste ist
Gutsein!"





Ein Nichts

von

Bernhard Rothenstein.

Wohin?

Nur durch die Sinne wird der aus dem Stoffe sich krystallisirende Geist befruchtet. So gräbt sich, was Aug' und Ohr erfassen, ein in das Denken und Fühlen der Seele. Mit dem Schwinden des Lebensodems hat das Leben individualiter sein zeitliches Ziel erreicht. Es drängt sich nun die Frage auf, ob das allgemeine Schöpfungsspiel in der bis zu seinem Ausgangspunkte ricochetirenden oder in der, in der Gesammtheit sich auflösenden, individuellen Einheit seinen wahren Ausdruck findet, das heißt: ob die Schöpfungstragödie einst mit der Selbstvernichtung oder mit der bloßen Rückbildung bis zum Urstoffe abschließen wird.

Der ununterbrechbare, sich stetig erneuernde analitisch-chemische Prozeß baut sich logischer Weise auf mathematischem Grunde auf, und es liegt daher nahe, daß die Komödie der Schöpfungstragödie sich aus einer endlosen Reihe von Scenen und Actschlüssen zusammensetzt, welche organisch miteinander verbunden sind. Wohin führt nun diese Komödie? Wo klappt ihr Schluß? Ja, danach hat nicht bloß der Schubert'sche Müllerbursche, sondern gar mancher Neugierige vor ihm schon gefragt, ohne zu einer befriedigenden Antwort zu gelangen. Eines ist eben sicher: Der Begriff der Ewigkeit reicht über jede Speculation

himmelhoch hinaus, die menschliche Erkenntniß aber reicht nicht so weit, um sich mit eigener Kraft auch nur über sich selbst, das heißt: über ihren eigenen, begrenzten Horizont zu erheben. Müssen wir also auch eingestehen, daß das Ziel und Spiel der Unendlichkeit unfaßbar ist, weil es die undurchdenkbare Ewigkeit birgt, so ist es doch vielleicht möglich, gelegentlich einen Zipfel des Vorhanges zu heben und dieser Ewigkeit ein wenig zum Fenster hineinzugucken.

Und wessen Augen die Fähigkeit des Schauens besitzen, der sieht gewiß das Folgende:

Eine weibliche Gestalt: — die „Zeit“, eine männliche: — den „Raum“, und eine bewegliche: die in jedem Sinne „kindhafte Erscheinung“, das ist: die Verkörperung der Elemente, welche der Zeit und dem Raume im steten Wechsel den ewigen, aber veränderlichen Inhalt verleihen.

Der Welt-Dreiklang besteht also aus zwei stabilen Factoren und einem beweglichen, der als Resultirende die verkörperte Dominante darstellt.

Die Begriffe sind die stabilen, die Verkörperung der bewegliche Factor. Die ersteren enthalten in sich den gebundenen, der letzte den freifluthenden Weltgeist. Das Ganze gleicht einem auf einer unendlichen Schiene rollenden Rade, welches von einer unsichtbaren Kraft seinen continuirlichen Anstoß erhält.

Wohin?

Wäre ich ein Zeitgenosse des Aristophanes, so würde ich ihn höflich ersuchen, er möge in seiner bekannten, humoristischen Weise die freundlichen Götter um Aufschluß hierüber bitten. Aber auch da hätte ich Grund zu fürchten, daß ich nur das Opfer der abgefeimten Auguren würde, welche meiner Wißbegierde einfach die gewohnte Nase drehen und mich mit einem delphischen Orakel abspeisen würden.

Das Echo.

Jüngst, da spät ich 'gen Abend,
Von des Tages Last ermüdet,
Dem Lauf des Baches folgend,
Die Schritte heimwärts lenkte,
Frug stumm ich das zürnende Schicksal:
„Wann ist die Farce zu Ende?"
Und fernhin verhallt' es im Echo:
„Ende? — Ende? — Ende? —"

Drauf koset das Wellengelispel,
Leisrauschend, eintönig im Schilfe:
„Ich diene, gehorchend dem urew'gen Geist,
Der weise den blauenden Aether geschaffen.
Ich schwing' ohn' Erbarmen den schwarzen Fittig
Ueber trautes, blühendes Menschenglück.
Ich treffe den Mann, ich treffe das Kind
Und treffe das herzliebe Weib;
Und finstere Nacht umhüllet mit Graus
Den wellengeschaukelten Leib.
So war es, so ist es, so wird es sein."
So rauschet's und flüstert's eintönig im Schilfe. —
Und bange erfleh' ich mit stummer Geberde:
„Doch Einmal, ach Einmal muß enden die Pein!"
„Muß enden?" — bebt's schauernd wie Geistergeschwirr.
Es murmelt ersterbend das Wellengeflüster,
Und sinnend erhorchet die Seele den Spruch:
„Seit ungezählten Aeonen ballt farbigleuchtendes Sonnengestäub
Sich, stetig wechselnd, zu spitzen Krystallen
Im urew'gen, unendlichen Raum.
Es schwinget gespenstisch im purpurnen Schein
Des rastlos gestaltenden, nächtigen Nichts.
Es menget der waltende Weltengeist
Das Nichts zum ringelnden, wechselnden Sein." —

„Was soll aber endlich, endlich draus werden?
O, sprich, mein Gebieter und deute den Sinn.
Wohin strebt der Flug denn der Bällchen,
Der tanzenden Bällchen im Raum?“ —
„Nicht weit, mein Sohn,“ klingt's traumhaft zurück.
„Horch auf! — Es ist ein sinniges Spiel.
Es wirbeln die Bällchen zum feuchten Grund,
Sich lösend, zergehend,
Verbindend, erstehend.
So wechselt im Kreise das sinnige Spiel,
Im Stoffe sich wandelnd, im Raum ohne Ziel.“ —
„Ohne Ziel?! — O, furchtbares Wort!“
Und bange erstöhnet die Seele und fleht:
„Doch Einmal muß es, muß es doch enden!“
Und träumerisch rauschet die flüchtige Welle:
„Versteh' es recht. Es muß und muß nicht!
Es endet stets und endet nie!“
Und kichernd das spottende Echo nachzittert:
„Nie! — Nie! — Nie!“





Das Jahr der Monde

von

Fritz Lemmermayer.

Jänner-Februar.

Die liebe Sonne kommt noch nicht,
Das Eis liegt starr im Grund,
Im Walde aber öffnen schon
Die Blumen ihren Mund.

Schneerosen blühen scheu empor,
So bleich wie Schnee und Tod;
Es ist, als ob sie schauerten
Vor Winters dunkler Noth.

Die Wolken hängen grau und schwer,
Als wär's zum Strafgericht,
In dürren Zweigen saust der Wind,
Der Vöglein Sang klingt nicht.

Verwelkte Blätter liegen da
Gleich einer Bahre Tuch —
Ach, liebend Herz, sei nicht verzagt,
Lies in dem offnen Buch.

Die bleichen Blumen künden still
Ein neues Leben an,
Ein neues Jahr, ein neues Glück,
Wenn eines abgethan!

Februar-März.

Es thaut in allen Fluren,
Das Wasser rieselt schon,
Auf seinen harten Sohlen
Der Winter zieht davon.

Er muß den Lichtern weichen,
Die hoch am Himmel steh'n,
Den leicht beschwingten Lüften,
Die mild vom Hügel weh'n.

Die gelben Primeln nicken,
Schneeglöckchen läuten ein:
Nun ist der Lenz gekommen,
Entschwunden ist die Pein!

Die blauen Anemonen,
Die Veilchen sind dabei
Und freu'n sich, daß vom Eise
Die grüne Erde frei.

O lasse, Mensch, zergehen
Das Eis auch im Gemüth,
Bedenk, daß Lenz und Leben
Gar bald hat ausgeblüht!

März-April.

Gott grüß euch, traute Sänger,
Die ihr zur Heimath zieht!
Wie warten wir so innig
Auf euer Jubellied!

Ihr wiegt euch auf den Zweigen
Und nehmt des Wunders wahr:
Das ist das Blühn und Duften
Wie heut vor einem Jahr.

Ihr dankt es der Frau Sonne,
Die droben steht und lacht,
Als ob sie selbst sich labte
An all' der Blüthenpracht.

Ihr pickt und wetzt die Schnäbel,
Ihr Schwalben, hold und klein;
Das ist die Pfirsichblume,
Laßt sie empfohlen sein!

Der Apfel und die Kirsche,
Die blühn daneben auch,
In ihren leisen Farben
So zart wie Frühlingshauch.

Doch still! Hört ihr die Klänge,
Sich mengend mit dem Duft?
Es klingen die Osterglocken
Her durch die klare Luft.

O Zeit der Auferstehung,
Wie bist du wunderbar!
Du weckest nicht nur Blumen,
Du weckst die Hoffnung gar.

Umsonst nicht sei das Blühen,
Umsonst das Klingen nicht,
Laßt uns die Gabe vergelten,
Dieweil wir wandeln im Licht.

Kommt, Freunde, kommt und schmiegen
Wir uns an Lenzes Brust,
Laßt uns das Herz bekränzen
Zur Freundschaft heiligen Lust!

April-Mai.

Flieder, weiß und lilafarbig,
Wo das Auge suchend schweift,
Der Kastanie helle Blüthe,
Die der Frucht entgegen reift.

Bunte Falter gaukeln schwirrend,
Naschen von dem süßen Saft,
Der im tiefsten Keim verborgen,
Neues Leben rings erschafft.

Schon gelagert sind die Schatten
Einer träumerischen Nacht,
In dem sehnsuchtvollen Herzen
Sind die Lichter aufgewacht.

Holde Mainacht, breite Schleier,
Weil die Liebe ist versteckt,
Halte Wacht mit treuen Sternen,
Daß kein Kobold sie erweckt.

Daß kein Neider sie verscheuche,
Deinen Fittich breite aus —
Wohnungen sind ja gar viele
In des Vaters Weltenhaus!

Mai-Juni.

Herbei, Herbei! Ihr Kinder springt!
Die Wiese ist euer, für euch ist der Platz.
Umschlingt euch zum Reigen, im Chore singt
Und pflückt euch der Blumen liebreizenden Schatz.
Die Männertreu pflücket und blast darauf ein,
Daß zierlich im Winde die Flocken verwehn,
Die Erdbeeren pflücket, die an dem Rain
Im rothen Gewande verlockend stehn,
Der Gräser, der Halme üppigen Strauß,
Der lachend sich streckt in die pfingstfrohe Luft;
Schon sprießet ein neuer kräftig heraus
Aus der Erde schwellender, quellender Gruft.
Genug nun an Gaben — an Segen ein Meer!
Umschlingt euch zum Reigen, stimmt an den Chor:
Ihr Götter, öffnet die Hände nicht mehr,
Hebt sie nur schützend und schirmend empor!

Juni-Juli.

Am hohen Mittag steht die Sonne leuchtend,
Um anzuschau'n des Sommers hehren Flor,
Der Südwind haucht, als wollt' er ihn versengen,
Und müde streckt die Nelke sich empor.

Es schläft der Pan und alle Geister schlafen,
Im Grase ist der Falter eingenickt,
Erdrückt von ihrem Glanz und ihrem Zauber,
Hat die Natur zum Schlafe sich geschickt.

Die Rose aber zittert an dem Stiele
Und ihre Lippe, die geschlossen lag,
Haucht, nun geöffnet, süße Athemzüge,
Sie ist die Königin im schwülen Hag.

Sie wacht und glüht in wildem Liebesfeuer
Und träumt und lockert bebend ihr Gewand,
Des Lichtes Küsse möchte sie empfangen
Und kühlen ihres Buhlen heiße Hand.

Der Eine zieht die Andere zur Stelle
Im treibenden und wechselvollen Lauf;
Des Lebens wundersame Ströme fluthen,
Sie steigen nieder und sie steigen auf!

Juli-August.

Die Wolken ziehen drohend,
Wie mit sich selbst entzweit,
Und über die sprossenden Fluren
Huscht die Vergänglichkeit.

Die Aehren neigen die Häupter,
Die Schnitter kommen schon,
Gar feierlich erklinget
Der Sichel scharfer Ton.

Ein leise gezogener Seufzer
Geht über das weite Feld,
Wo neben dem prunkenden Mohne
Das Korn ist aufgestellt.

In glänzenden Wellen wogt es
Wie fließendes Sonnengold,
Beim Schauern selbst und Scheiden
Noch immer wunderhold.

Und ohne Klage füget
Es sich der Lebensnoth,
In Demuth sanft sich beugend,
Gibt es den Menschen Brot.

August-September.

Seht, wie sich die Früchte drängen,
Alle Körbe sind gefüllt,
Was des Lenzes Blüh'n versprochen,
Hat im Herbst sich reich enthüllt.

Wir genießen froh des Segens,
Reinen Dankes sind wir voll;
Jede Frucht, die früh gefallen,
Sei vergessen ohne Groll.

Der Verheißung folgt Erfüllung,
Tief im Herzen sei's bedacht,
Was die Jugend Dir versprochen,
Wird vom Alter Dir gebracht.

Der Erfüllung folgt Vollendung,
Drin im Herzen sei nur leicht,
Was das Leben Dir verweigert,
Wird vom Tode Dir gereicht.

September-October.

Schon erhebt im feuchten Moose,
Auf märchenstiller Trift,
Sich die schimmernde Zeitlose,
Lieblich als ein Gift.

Der Herbst mit seinem Sterbehauche
Hat braun das Blatt gegärbt,
Die letzten Beeren auf dem Strauche
Purpurroth gefärbt.

Niemals war so dunkel prächtig
Ihrer Farbe Kraft
Niemals schwellte sie so mächtig
Ihres Kernes Saft.

So mag's in eines Menschen Leben
Hinwieder auch gescheh'n,
Daß noch die Wellen sich erheben
Zuletzt vor'm Untergeh'n.

October-November.

Das Mondlicht irrt gespenstig
Dort um den kahlen Stein,
Und spielt mit einer Lampe
Rubinenrothem Schein.

Die späten Astern blühen
Und welken im Trauerkranz,
Die grauen Nebel brauen
Und wallen in schwebendem Tanz.

Das ist für Allerseelen
Das rechte Abendbild,
Wann sich die Herzen neigen
Zu einem Grabe mild.

Wann in den Herzen klinget
Der Trauer schwerer Sang,
Herzieht aus weiten Fernen
Ein längst verwehter Klang

Die Sehnsucht hebet leise
Den schwarz gewebten Flor
Und steigt wie im Gebete
Aus Nacht zum Licht empor.

Will jeden Schmerz verscheuchen
Mit einem Thränenstrom
Und schwebt auf schnellem Flügel
Hinauf zum Himmelsdom.

Möcht' gern noch einmal liegen
An gleich gestimmter Brust
Und jauchzen zum letzten Male
In früh entwöhnter Lust.

Und möchte sich vereinen,
Wär 's auch zu Tode bleich,
Mit allen ihren Lieben
In einem Geisterreich. —

Verlorene Lichter irren
In nächtlich feuchter Luft,
Die Nebel wallen und geisten
Und einsam liegt die Gruft.

November-December.

Sonst saßen wir im grünen Hag,
Ein Flor von Blumen vor uns lag;
Nun glitzert weit hinum der Schnee,
Den armen Vögelein zum Weh.
Sie liegen erfroren, verhungert und todt,
Der Winter ist grausam und schaffet nur Noth.
Die Haide ist traurig, der Wald ist fahl,
Es starren die Aeste leblos und kahl.
Kein Knabe liegt im Grase fein,
Um zu erspähen sein Mägdelein;
Die Kinder spielen am Wege nicht Ball,
Verstummt ist der Sänger wonniger Schall,
Das Herz ist erstarrt, ein Friedhof die Welt,
Der Frost allein ist der siegende Held,
Der Tod ist der Herrscher, dem Alles erliegt,
Doch einmal wird er gewaltig besiegt.
Das alte Jahr schleicht greis dahin,
Das junge kommt bald mit jungem Sinn.
Schon dämmert herauf ein heiliger Tag,
Der Himmel gluthet über dem Hag
So weihnachtschön und wundervoll,
Daß wieder Freude werden soll —
Der Winter muß weichen dem Maien im Streit
Und wir pflücken Blumen, wo es jetzt schneit!





Einiges aus dem Böhmischen.

Übersetzt von

Ernst Kraus.

Die Leiche im Hause.

Ein kleiner Beitrag zur Geschichte des geistigen Schaffens von Ignát Herrmann.

Der November 1888 ging auf die Neige, und ich näherte mich dem Ende meines „Aufgezehrten Ladens", jener Schilderung aus dem Prager Kaufmannsleben.* Ich beendete eine Geschichte, deren bloße Niederschrift mich fast fünf Jahre beschäftigt hatte, welche aber in mir schon Jahre lang reifte, ehe ich zum ersten Male die Feder eintauchte, die mich somit seit fast zehn Jahren unzertrennlich begleitet hatte — ja, deren ersten Keim ich vielleicht seit jenem Augenblicke in mir trug, als ich — den Lehrbrief in der Tasche — die Luft der Kaufmannsläden und Magazine zu athmen aufhörte, jene Luft, hier voll von Schimmel und säuerlichem Duft, dort übersättigt vom scharfen Geruche der mannigfaltigen Gewürze und den betäubenden Ausdünstungen des Sprites, der Lacke und ätherischen Öle. Ich verließ sie damals, um nie wieder dahin zurückzukehren.

Eine mehrjährige Arbeit ging ihrem Ende entgegen. Ich fühlte, daß ich fertig werden müsse, jetzt, in den nächsten Tagen. Und die

* „Zum aufgezehrten Laden" heißt ein realistischer Roman, der bei seinem Erscheinen allgemeines Aufsehen erregte. Er stellt die Leidensjahre eines Kaufmannslehrlings und die Kämpfe eines vom Glücke nicht begünstigten jungen Kaufmanns dar, der endlich durch häusliches Unglück bis zum Selbstmorde getrieben wird; den Schluß des Romans deutet der Autor in der obigen Skizze selbst an. Anm. d. Übersetzers.

Ursache dieser Eilfertigkeit war nicht die Druckerei allein, nicht bloß die Frist, innerhalb welcher die letzte Nummer des diesjährigen „Švanda dudák“ erscheinen sollte, in welchem der „Aufgezehrte Laden“ erschien. Der Drang war in mir selber. Es war ein trüber Herbst, neblig, weinerlich, feuchtkühl, ich rang darnach, seine letzten Tage zur Beendigung der Arbeit zu erhaschen. Die Herbststimmung schloß sich auf's Engste an meine Seelenstimmung an, es war die einzig passende Stimmung zur Beendigung der trüben Geschichte des armen schwachen, mit den letzten Kräften ankämpfenden, der Verzweiflung verfallenden Martin Žemla, des unglücklichen Helden meiner Erzählung. Ich fürchtete, der Himmel könne sich plötzlich aufheitern, es könnten weiße, blendende Frosttage kommen. Ein solches Wetter in der Natur hätte meinen Gedankengang gestört, der Faden der Erzählung wäre mir in der Hand gerissen, das ahnte ich.

Das ahnte ich, und daher meine Eile. Meine Erregung stieg. Je mehr meine Arbeit anwuchs, je mehr ich mich dem letzten Punkte näherte, desto schwerer wurde die Last, unter der ich einherschritt. Immer wieder überlas ich die geschriebenen und die schon gedruckten Seiten — ah, wie oft habe ich den „Aufgezehrten Laden“ gelesen! Bis zum Ueberdruß, zum Eckel. Und doch mußte ich es thun, wenn ich nicht wollte, daß die Wellen des Tageslebens und der immer neuen Erscheinungen und Eindrücke in mir Ton und Farbe verwischten, in denen ich meine Arbeit begonnen hatte.

Aber dieses tägliche Leben hat Macht und stellte sich mir zum Kampfe entgegen mit allen großen und kleinen Pflichten, die es mir auferlegte. Gerade damals war die Schwurgerichtsperiode im vollen Zuge. Als Gerichtssaalberichterstatter eines Tageblattes hatte ich täglich verschiedene Criminalfälle zu verfolgen, ganze Tage oder Halbtage in dem erstickenden Prager Schwurgerichtssaale zu verweilen, Referate zu schreiben — und erst die Reste der Tage, die ich, nach Erfüllung dieser Pflichten ums liebe tägliche Brot für mich und meine Familie, raubte — erst diese Reste und dann die Abende und Nächte verwandte ich auf meine literarische Arbeit, wenn auch ermüdet und oft bis zur Stumpfheit erschöpft.

Der November ging zu Ende; meine Aufregung wuchs und machte mich meiner nächsten Umgebung unerträglich. Ich gab meiner Frau keine Antworten, sah die Kinder kaum an — und es waren doch

ihre weichen Haare, ihre runden Wangen, zarten Leibchen, ihr köstliches Geplauder mein Lohn für Alles — für Alles . . . . .

In diesen letzten Tagen jenes November, an den späten Abenden nach vollbrachter journalistischer Arbeit, ja in stürmischen, regnerischen Nächten machte ich, vom Winde gepeitscht, meine letzten Gänge auf dem Schauplatze meiner Erzählung, in die Moran- und Wenzelsgasse, nach Podskal. Ganze Stunden streifte ich auf den Wegen umher, auf denen ich meinen Helden Žemla gehen ließ. Ganze Stunden umschritt ich das Haus, wo ehemals der Laden des unseligen Kaufmannes gewesen, und spähte nach den dunklen Fenstern, hinter welchen die Fäden seines Schicksals gesponnen wurden. Verschwunden war Žemla, verschwunden die Schusters, der Rittmeister Kilian und die Randa, aber ich rief alle diese Personen zu neuem Leben wach, für mich athmete immer noch Martin Žemla in diesem Erdgeschoße, schnarchten die Schusterischen immer noch dort in dem stillen zweiten Stock, hüstelte und wetterte irgendwo hinter der Ecke der Bummler Kilian. Und übersättigt von den Eindrücken dieser Luft nahm ich meinen Weg auf die Kleinseite, in jene Gasse, in welche Žemla auf seinem letzten Gange sein ungetreues Weib mit ihrem Verführer Plagwitz verfolgt hatte, ich stand bis Mitternacht vor dem Hotel, ich sah im Geiste, wie sich jene Jalousie hob und wieder senkte, hinter welcher im gemüthlichen Versteck das gewissenlose Paar durch die That Žemla das Todesurtheil sprach, und auf demselben Wege, welchen im Schlußcapitel Žemla einschlagen sollte, schritt ich, Schritt für Schritt zählend durch die Karmelitergasse, den Aujezd, über die Kettenbrücke, und wieder stand ich vor dem hohen Hintertrakte des Schary'schen Bräuhauses in der Wenzelsgasse, vor dem angeblichen Portal von Žemla's Laden, das längst verschwunden und durch ein Fenster ersetzt war. Und von diesen Streifzügen voll Gedanken und Erinnerungen, die in meine eigene Jugend zurückreichten, kehrte ich, gewaltsam mir Stimmung und Ausdruck erkämpfend, die dem Schlusse der trüben Geschichte eines kleinen, unbeachteten und unbedauerten Unglücklichen gebührten, zuweilen erst gegen Morgen nach Hause zurück.

Der November floh pfeilgeschwind, meine Aufregung wuchs mehr und mehr. Der Schluß war in meinem Kopfe längst fertig, ich wich schließlich von meinem Plane bei der Arbeit um kein Haar ab, aber es handelte sich darum, die Stimmung der Personen, das

Aussehen der Gassen festzuhalten, zu studiren, wie der Himmel, die Luft, die Stadt geathmet, wie die Gasflammen gezittert und in ihrem Schimmer die Personen geschwankt hatten. Noch befragte ich den Arzt, wie schnell der Tod nach dem Genusse des Phosphors von Streichhölzchen eintritt — auf diese Art tödtete sich Žemla. Und ich forschte weiter, was im ersten Augenblicke nach der Entdeckung eines Selbstmordes eintritt, was die Polizeicommission vornimmt, was ferner geschieht .....

Es war am letzten November. Wie von einem Aberglauben getrieben, oder als sollte ich morgen selber sterben, sah und hörte ich im Geiste ein einziges Wort: Heute!

Den Vormittag hatte ich im Schwurgerichtssaale verbracht, Nachmittags setzte ich mich in meinem Zimmerchen nieder, mit seiner traurigen Aussicht in Höfe und öde, wüste und kalte Gärtchen, deren blattlose, verkümmerte Bäumchen und Sträucher von einem leichten Regen benetzt wurden. Es dämmerte fast von Mittag an, mir war unsäglich traurig zu Muthe; im Ofen prasselte die Kohle, rauchte in das Zimmer herein, wie im Kampfe mit dem Rauche der Cigarren, die ich geradezu aß.

Ich beendigte den „Aufgezehrten Laden". Ich ging mit Žemla seinen letzten Spaziergang, ertappte mit ihm am Quai seine Frau Pauline mit Plagwitz, hetzte ihn hinter den Verbrechern her, über die steinerne Brücke, sah, wie sie ins Hotel traten ..... Und wieder begleitete ich Žemla in die Wenzelsgasse, in jenen verhängnißvollen Laden, der bei Lebzeiten sein Grab gewesen war; noch spann ich sein letztes Gespräch mit Kilian aus, und dann begann die letzte, lange, verzweifelte Nacht Žemla's.

Draußen dunkelte es, dunkel war es in meiner engen Stube, es nachtete auch in meinem Kopfe; mir schien es, als spürte ich Phosphorgeruch — ich schrieb fast schon nach dem Gedächtnisse, aber die Feder flog über das Papier hin, die beschriebenen Quartblätter häuften sich an .....

Heute, heute!

Fast fühlte ich es gar nicht, wie meine Frau mit der angezündeten Lampe hereinkam. Nur ihr Hüsteln weckte mich auf einen Augenblick, es erstickte sie der dichte Tabaksqualm. Ich spürte Phosphorgeruch.

Ich schrieb so Stunden lang, ohne sie schlagen zu hören. Der Schluß! Der Schluß!

Endlich war das letzte Quartblatt beschrieben und fast unwillkürlich schrieb ich unter die letzte Zeile mit großen Buchstaben: Ende .....

Ich hatte zu Ende geschrieben, und da war es mir auf einmal, als rinne mir kaltes Wasser über die Füße. Das Fenster war offen, ohne daß ich mich erinnerte, wann ich es geöffnet, im Ofen war das Feuer ausgegangen, draußen träufelte es, ein kalter Luftstrom strömte in das Zimmer. Die Höfe und Gärtchen unten waren in dichter Finsterniß ertränkt.

Müde, erschöpft, aber alles dessen mir unbewußt, blickte ich auf den Haufen beschriebener Quartblätter, welche Žemla's Ende enthielten, seinen jämmerlichen Tod in dem dunkeln, feuchten Gelasse hinter dem Laden in der Wenzelsgasse.

Und in dem Augenblicke, als ich aufstand, um das Fenster zu schließen, packte mich plötzlich ein sonderbares Gefühl, eine fast abergläubische Furcht. Es kam mir vor, als liege hinter mir auf den Stühlen neben dem Bücherständer ein langes weißes Brett und als biege es sich unter einer langen, knochigen, blassen Leiche, aus deren Munde Phosphorgeruch drang.

Martin Žemla!

Es war seine Leiche, die bei mir im Zimmer lag. Eben hatte ich ihn mit aufgelösten Streichhölzchen ermordet.

Er war nicht mehr. Es war zu Ende, zu Ende — nichts ließ sich mehr ändern. Dieser Martin Žemla, mit dem ich fast zehn Jahre lang wie im selben Rocke herumgegangen war, dessen unsichtbare und doch so deutliche Gestalt mich Tag und Nacht begleitet hatte, welcher lebte, so lange ich wollte und ihn am Leben brauchte — dieser Martin Žemla war nicht mehr. Er war todt — ich hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Todt war er für mich und für die Welt, er athmete nicht mehr, er hatte vollendet, was er thun sollte, und eben hatte er den letzten Zug gethan. Und da lag er in meinem Zimmer, hinter mir auf dem Brette und ich wagte es nicht, seine Leiche anzusehen.

Ich hatte ihn mit meinem Athem Jahre lang ernährt, im Geiste mit ihm mich unterredet, sein Geschick gebildet — Alles das ist vorbei,

da liegt er, ohne sich zu rühren und nie wieder wird ein Wort seinem Munde entfallen, denn er ist todt.

Eine Leiche im Hause!

Sie war da bei mir, es war keine Täuschung, er war ja eben durch meine Hand umgekommen . . . . .

Ich nahm die Lampe und trat in das Nebenzimmer. Es kam mir vor, als strecke die Leiche den Arm nach mir aus, damit ich nicht weggehe und bei ihr als Todtenwache bleibe. Die Lampe klirrte mir in der Hand.

Das Nachtessen ließ ich unberührt; ich küßte Weib und Kinder und ging fort, nachdem ich mich hastig angekleidet. Ich ging, aber ich hatte kein bestimmtes Ziel.

Öde waren die äußersten Gassen der Weinberge, in denen ich mich nach einer Weile befand. Es war ein feuchtkalter Abend, der letzte November.

Unwillkürlich, ohne zu wissen, wie und woher, sah ich mich in der Nähe des „Kuhstalles“. Ich kam dahin auf Feldwegen, von Vršovic aus. Von innen ertönten Pianoklänge. Ich trat ein. Ein Tanzmeister arrangirte hier eine Tanzstunde. Ich setzte mich in eine Ecke und blickte, über ein Glas Bier gebeugt, in das Treiben der Tanzenden, einer gemischten Gesellschaft beiderlei Geschlechtes.

Welch einen Gegensatz zu meiner Seelenstimmung bildete dieses wilde, zuweilen zügellose Hopsen von lachenden, jauchzenden, schwindelnd sich drehenden und absichtlich stampfenden Paaren! Mir eckelte vor diesem unsinnigen Fratzentreiben, dem Gemenge kreischender, heiserer, lärmender Stimmen, und dennoch ging ich nicht fort. Ich sah stumpf in das Gewirre in den Staubwolken und wünschte, daß Alles so lange als möglich dauere. Dieser Lärm betäubte in mir die Gewissensbisse, daß ich vor einer Weile etwas wie einen Mord begangen. Denn jener Martin Žemla war für mich keine bloße Papierfigur, die über meinem Tische wie ein Spielzeug gehangen hätte — nein, es war eine Gestalt von Fleisch und Blut — und ich hatte eben seinen Lebensfaden abgerissen. Und etwas drängte mich aufzustehen und in dieses Gemenge unbekannter Menschen hineinzuschreien:

„Er ist nicht mehr, Martin Žemla ist nicht mehr! Ich habe ihn vergiftet!“

Allein statt dessen sah ich den Leuten nur zu und schwieg. Keiner von diesen Menschen kannte ihn, meinen Martin, keiner hätte mich verstanden. Wie hätten sie begreifen können, was ich eben gethan! Einige blickten nach mir wie nach einem Betrunkenen und als fragten sie: Was willst Du hier? Denn ich that nichts als trinken und rauchen und tanzte nicht.

So saß ich da, Stunde auf Stunde verrann, die Luft des Saales war blau vom Tabaksdampf und erfüllt vom beizenden Schweißgeruch der Tanzenden.

Etwa um Mitternacht, nach einer tollen Quadrille, setzte sich plötzlich — den gezahlten Pianisten ablösend — zum verstimmten Instrument einer der Tänzer und begann einen Trauermarsch zu spielen. Die Paare hörten auf zu promeniren, sie stellten sich in Reihen und setzten sich mit einem Mal, eines nach dem andern, in Tanzbewegung, in einem sonderbaren, gedehnten, verzweifelten Walzer — bei den Tönen eines Trauermarsches.

Und da war mir's plötzlich, als ginge an mir ein Leichenzug vorbei. Dieser Sarg barg den Körper meines Seligen, Martin Žemla's — und der sonderbare Walzer war ein Begräbnißreigen an seinem Grabe.

Ich erinnerte mich an die Scenen aus meiner Jugend, wenn bei uns in Königgrätz nach dem Begräbniß eines Junggesellen oder einer Jungfrau im Trauerhause geschmaust wurde, wo die betrübten Eltern die Jungfrauen und Jünglinge mit Kaffee und Kuchen bewirtheten und Musik bestellten, damit die Jugend nach Lust tanzen könne . . . . .

Ich goß den letzten Schluck Bier hinunter und verließ den Wirthshaussaal im „Kuhstalle“. Mitternacht war vorüber, ich schritt in die Dunkelheit, kalte Regentropfen fielen mir auf den Hals und hinter mir, sich immer weiter entfernend, erstarben die Pianotöne, die Klänge des Trauermarsches. Und als ich nach Hause kam, auf den Zehen schleichend, um niemand zu wecken, begrüßten mich mit leisem Flüstern die ruhigen Athemzüge von Weib und Kindern, die abgemessenen, zufriedenen Athemzüge dieser theuern Wesen und erweckten mich aus der trüben, bis zu diesem Augenblicke nicht abzuschüttelnden Begräbnißstimmung. Ich trat in mein enges Stübchen, mein Schlaf- und Arbeitszimmer. Es war schon wieder geheizt, durchwärmt und die Leiche Žemla's befand sich nicht mehr darin. Sie war zur Erde bestattet.

Der Kummer der Großmutter.

Aus der Sammlung „Zöllner und Sünder“ von Gustav Jaroš.

I.

Frau Ryba, die Großmutter der blonden Fanni Rentmeisters, saß auf einer langen Bank und schlürfte mit Behagen die Neige der frischen Buttermilch aus einem großen, blaugeblümten Napf; ihre etwas trüben Augen lächelten ruhig, und ihr Antlitz war ein einziger Abglanz idyllischen Glücks.

Wie schön ließ es sich hier sitzen in dem kühlen, nach Norden gelegenen Gange, während durch das offene Fenster das Getöse der Dampfdreschmaschine hereindrang mit dem glühenden Hauch eines Augustnachmittags und dem süßlichen Heuduft! Die freie Landluft drang ihr energisch durch alle Poren in die Seele, die von dem unaufhörlichen Lärm der Prager Gassen förmlich erkrankt war, und die alte Frau, welche diese Veränderung und ihren einfachen Zauber wohl fühlte, dehnte sich wohlig in diesen durchwärmten Tagen, wie in einem weichen warmen Bette nach einer langen, im Frost zurückgelegten Reise.

„Wirst du noch trinken?“ fragte sie Frau Halla, ihre Tochter, indem sie das Tuch zurückschob, das ihr an den Haaren in die Stirne herabgerutscht war, während sie über das Butterfaß geneigt eifrig aus der Buttermilch die citronengelben Butterstücke fischte und mit den bis zum Ellenbogen entblößten Händen eiförmige Stücke zusammenklatschte.

„Gib nur dem Mädchen“ — meinte die alte Frau, auf die vom eben beendeten Buttern ganz erhitzte Magd deutend; das Mädchen stand aufathmend am Fenster, das fette, bronzene Gesicht von Schweiß übergossen, und hatte die schmutzige Juppe aufgeknöpft, damit der Luftzug sie ein wenig kühle.

„Trink nur, Käthe,“ nöthigte Frau Ryba freundlich und stellte den Napf auf die Bank.

„Sagt mir, Leutchen, was habt Ihr nur an dem Prag! Der Kopf geht Einem im Kreis herum vor diesem wüsten Treiben . . . . . den ganzen Tag, die ganze Nacht . . . . die Stadt hat nicht einmal Zeit zum Ausschlafen.“

„Aber diese Läden, die Auslagkästen! Jedes Jahr Alles von Grund aus neu!“ seufzte die Frau Rentmeister bedauernd.

„Unnützer Putz, nur Gotteslästerung,“ eiferte die Greisin, ihre Hände auf die billige Kattunschürze legend.

„Eines von uns kommt in der vorjährigen Mode hin, man glaubt doch noch halbwegs mit der Zeit Schritt zu halten, und da steht man, Alles auf den Kopf gestellt,“ klagte Frau Halla, mit mütterlich zerstreutem Blick auf den goldenen Butterschatz blickend.

„Mädel . . . .! daß Du so reden kannst; immer bist Du noch so windbeutelig wie früher! Bedenke, daß Du eine fünfzehnjährige Tochter hast, verderbe sie nicht!“

„Siebzehnjährig,“ verbesserte sie die Tochter rasch, mit mütterlichem Stolze.

„Was Du sagst! Fanni ist schon siebzehn!“ bekreuzigte sich Frau Ryba, „das ist ja schon ein heiratsfähiges Mädel!“

„Nichts davon . . . Ich weiß nicht, was das Mädel hat, ich werde mit ihr übers Jahr auf den Ball müssen, sie wird sich umschauen, zahm werden.“

„Auf den Ball?“ sagte forschend die alte Frau, und die weißen Brauen zogen sich in Büschel zusammen.

„Wenn's hier nichts, aber rein gar nichts gibt, wie unter den Eskimos, sagt mein Mann“, ... seufzte die Frau Rentmeister wieder, der Mutter andeutend, welch' wunde Punkte ihr gepriesenes ländliches Glück hatte. „Wenn wenigstens ein Concert stattfände —“

„Ein Concert!“

„Oder wenn die Studenten Theater spielten — “

„Theater!“ rief die alte Frau gereizt und wechselte unwillig ihren Platz.

„Nun ja, ein Lustspiel etwa, es muß nicht gerade eine Oper sein,“ meinte die Tochter ruhig.

„Ein Lustspiel?“ erhitzte sich die Mutter. „Aergere mich nicht! Hörst Du . . .? Ist Fanni nicht hier? — Setz' ihr nichts in den Kopf: vom Theater ist noch nie etwas Gutes gekommen.“

„Aber Mutti!“ warf verwundert die Frau Rentmeister ein.

„Vom Theater ist noch nie etwas Gutes gekommen, sage ich Dir!“ wiederholte eigensinnig die alte Frau, auf ihrer Meinung mit jener Hartnäckigkeit des Alters beharrend, welche nicht ein Haar von ihren ehrwürdigen Vorurtheilen abläßt.

„Aber, Mutti, Fanni geht ja noch nicht zum Theater —“ lächelte die Tochter halbgezwungen.

„Aergere mich nicht mit diesem ‚noch nicht‘. Das ist so wie auf sprödem, schwachem Eis. Immerfort schreit man: Noch sind sie nicht eingebrochen — und mit einmal ist schon Alles unter Wasser. Ich sag' Dir, Marie, red' dem Mädel von nichts, sonst ist's auf einmal zu spät.“ Die alte Frau zuckte ärgerlich die Achseln, und in dem eben noch so sonnigen Antlitz flammte plötzlich ein Zornesblitz auf.

„Aber Mutti, — was läge denn an einem unschuldigen Scherz, ein, zwei Acte“ — entschuldigte sich Frau Halla, die mit Selbstverleugnung diese unerhörte Laune der grauen Jahre ertrug.

„Was daran liegt! Hör' Marie, Du willst mich gleich die erste Woche von hier weghaben“, erzürnte sich die Greisin boshaft werdend, und sie erhob sich energisch, wie um zu zeigen, daß sie im Stande wäre, augenblicks nach Prag abzureisen.

„Aber Mutti, — es handelt sich ja um gar nichts. Dem Mädel ist gar nichts eingefallen.“

„Und habt Ihr hier nicht solche — wie heißen diese Tagediebe — solche — Dilettanten?“ schwankte noch immer zweifelnd die Großmutter, und ihr gräulichgelbes Gesicht legte sich in hundert Falten, wie wenn man ein Tuch zerdrückt.

„Nein! . . . . pst . . . . . Fanni kommt hergelaufen.“

Auf der hölzernen Treppe hörte man plötzlich übermüthige Zickleinsprünge, und schon zeigte sich auf der obersten Stufe, glühend wie eine Pfingstrose, Fanni. Die blauen, etwas in's Graue spielenden Augen leuchteten vor kindischer Freude, und die blonden, in einen Zopf geflochtenen Haare waren ein wenig zerrauft.

„Je, je! Großmama! Trnka's haben ein Kätzchen! Ein so schönes . . . Klein wie aus Zucker! Ein Kätzchen!“ rief das Mädchen entzückt und beide Frauen blickten einander mit strahlendem, ausdrucksvollem Lächeln an.

„So ein Kind“, dachten alle Beide, und im Gesicht der Großmutter zeigte sich derselbe Abglanz des sommerlichen, sonnigen Wetters wie vor jenem lächerlichen Streite. Sie konnte die Augen nicht von dem Mädchen wenden.

Siebzehn Jahre! Und ein solches Kind, das über ein Kätzchen jubelt! Wie lächerlich waren hier die Befürchtungen der Großmutter: Dieses Kind versteht ja nichts, hat keine Sorgen, es ist wie die weiße Blüthe der Wasserrose; wenn Thränen darin glänzen, so sind es keine Thränen des Liebeskummers, sondern ehrwürdige, naive, fast himmlische Thränchen . . . . um ein verlorenes Miniaturtellerchen aus der Puppenstube, oder um die Paradetocke, die ihr plötzlich erkrankt ist.

Mit der soll man dann von Heirat und Ausstattung reden. Sie würde ihre großen blauen Augen herauswälzen, und was gilt die Wette: sie würde den kleinen Finger in's Mündchen stecken und betteln, man solle ihr lieber einen Kreuzer zu Bonbons geben.

Die Blicke der Großmutter hafteten auf den Sammetwangen und plötzlich begegneten sich ihre Augen. Fanni fing zu lachen an. Die Buttermilch spritzte aus dem Topfe heraus, und mit einmal hatte sie einen weißen Schnurrbart unter dem dünnen Näschen, einige Tropfen fielen herab und glitten ihr auf den vollen, vor Lachen zitternden Busen. Diese ihre Erscheinung war unwiderstehlich reizend und pikant. Die alte Frau konnte sich von diesen unschuldigen Kinderlippen nicht losreißen. Ja! das war ein Mund, über den noch nicht Shakespeare's Königin Mab im nächtlichen Schlummer auf ihrem phantastischen Haselnußwagen gefahren war, welche im Schlafe über die Mädchenlippen fährt, daß es ihnen sogleich von Küssen träumen muß! Gütiger Himmel! Wie könnte dieses Kind heiraten! Sie brächte es ja nicht fertig, den Mund zum Kusse zu spitzen! Sicher würde Niemand von ihr einen Kuß bekommen, als ihre mit Sorgfalt gekleidete, mütterlich gekoste, wächserne Minna!

II.

Würziger Lavendelduft dringt durchs Fenster ins Zimmer. Die Großmutter klappt den vergriffenen Kalender, mit dem Bindfaden am Rücken zum Aufhängen, zusammen und nimmt die schwarze beinerne Brille ab. Das Lesen hat sie ermüdet. Die Leute schreiben jetzt so

seltsam, so verzwickt, langweilig. Der Kalender rutschte über ihre Kniee auf den grünen Teppich, und die alte Frau blickte durch das Fenster in die Tageshitze hinaus, die gleichsam übersättigt war von silbernem, feinem, brennendem Staub. Sie band sich nachlässig ein Tuch über die dünnen, mit Pomade festgeklebten, grauen Haare und ballte den Strickstrumpf zusammen, indem sie langsam, gleichsam müde, den großen grauen Knäuel mit der Stricknadel durchbohrte.

Sie ging die knarrende Treppe hinab in den Garten. Müdigkeit lag in der Luft, die von starkem, fast tödtlichem Dufte erfüllt war. Der Hund langweilte sich in der Sonne, zwecklos mit der feurigen, wie aus Flanell geschnittenen Zunge schnappend, und spitzte zuweilen die Ohren, wenn die von der Hitze wildgemachten Fliegen sich an seinen Nüstern ansammelten. Die Hühner schliefen unter dem Schupfen. Vom Hühnerstalle her schleppte sich gähnend eine verdrießliche Magd und trug in der Hand das einzige gefundene Ei; Alles hatte sich in der Hitze gleichsam niedergelegt, die Augen geschlossen und war verstummt.

Die alte Frau trat in den Garten. Sie wußte, wo sich zu verbergen. Dort ganz in der Ecke, an der Mauer des Nachbargartens, unter einem hohen Winterbirnbaum, umgeben von Spindel- und Faulbaumgesträuch, war ein Altan, innen an den Wänden mit unzähligen, aus deutschen Zeitschriften herausgeschnittenen Bildern beklebt. Dort wird sie sich mit dem Strumpfe hinsetzen, wird einmal herumstricken . . und wenn sie einschläft, was schadet's? — wer würde in dieser Hitze widerstehen, die sich dem Menschen auf lange Jahre wie Lebensbalsam einflößt? Die alte Frau ging langsam, und es war ihr so wohlig wie in einem warmen Bade. Der Sand knirschte leise unter ihren Schuhen, sie ging an einem schmalen Streifen absichtlich gesäeter Camillen vorüber, einer Universalmedicin in der Familie Ryba, sie pflückte unwillkürlich ein Blatt vom Faulbaum, dessen rothe Beeren schon ins Schwarze hinüberspielten — und plötzlich wurde sie still.

Jemand sprach hinter dem Altane, dicht an der von einer Weintapete verhüllten Mauer, dort in dem Dickicht, wie über die niedrige Scheidewand des Nachbargartens hinüber.

Sie machte einen eiligen, neugierigen Schritt und streifte mit dem Rocke rauschend an einen Faulbaumzweig.

Plötzlich, wie erschrocken, wurden die hinter dem Altan Verborgenen mäuschenstill, aber diese Stille dauerte nicht lange. Denn sofort

ertönte ein halb verlegenes Männerlachen, und dieselbe Stimme sprach zum höchsten Entsetzen der Großmutter:

„In der That, Fräulein, für Niemanden würde die Rolle so passen wie für Sie!“

„Welche? Wie kommen Sie auf . . .“ fragte eine naive Altstimme und die Großmutter seufzte bei der ersten Silbe schier auf vor Verwunderung, es war Fanni.

„Ganz natürlich,“ sprach eifrig der männliche Baryton und verstummte, man hörte, wie er eine flüsternde Belehrung ertheilte, denn Fanni's Röcke rauschten, als hätte sie sich plötzlich in der Richtung gegen ihre versteckte Großmutter umgedreht.

„Ach so!“ lachte sie mit jenem Glockenton, der in ihrer Sprache immer durchklang, als durchwirke er sie mit goldenem Schmelz. Die Großmutter war ganz aus dem Häuschen.

„Also auf unsere Rolle zu kommen,“ fuhr der Mann ruhig fort. „Sehen Sie, die hübscheste Rolle ist die der Emma. Ich würde mit der größten Bereitwilligkeit, . . . Ihnen zuliebe, den Referendar spielen . . .“

„Den Referendar!“ lachte Fanni.

„Seine Rolle ist beneidenswerth, das darf man aber nicht im Voraus ausplaudern“, reizte der junge Mann ihre Neugier.

„So erzählen Sie, erzählen Sie doch“, eiferte das Fräulein.

„Pst! Ich kann nicht! Das sind Effecte des Dramas“, wehrte er ab. „Die dürfen nicht versagen, wie Raketen!“

„Werden wir wirklich spielen?“ fragte Fanni schäckernd.

„Gewiß; die Rollen sind schon ausgeschrieben; der Baron der Goldschmied, die Frau Baronin Julie, die Haushälterin . . . . nur die Emma macht uns Sorgen. Versprechen Sie . . .! Ich komme gleich morgen mit der Rolle!“ drängte der Jüngling und brach in ein lange verhaltenes Lachen aus. („Warum lacht nur dieser Mensch?“ erschrak die arme Großmutter, und in ihren Adern floß statt Blutes erstarrendes Quecksilber.)

„Hier meine Hand darauf . . .“ sagte das Mädchen bereitwillig und Frau Ryba lauschte nicht weiter. Mit stillem, eiligem Schritte entfernte sie sich dem Hauptpfade zu. Der Kopf wirbelte ihr. Die Wunde war zu scharf und zu tief. Der Knäuel glitt ihr von den Stricknadeln herab und rollte, einen Faden aus sich haspelnd, den Pfad entlang.

Aber sie sah nichts davon. Sie erreichte langsam ihr Zimmer und setzte sich matt nieder, als hätte ein Schlag ihr Schienbein getroffen.

III.

Schrecklich!

Was hat das unselige Mädel nur verschuldet, nur angestellt! Es ist ja geradezu unglaublich, daß Fanni . . . die Fanni mit dem Kätzchen und der Puppe, Theater spielen sollte!

Der alten Frau zitterten die Hände in nervöser Erregung, sie zupfte in ihrer Verlegenheit an dem Rand der großen Tischdecke und blickte mit zerstreuten, nichts schauenden Blicken auf die großen Vierecke dieser Decke mit ihrer gelben und schwarzen Pfefferkuchenfarbe. So schlimm war ihr's plötzlich ums Herz, daß ihr die Thränen in die Augen traten.

Aber im nächsten Augenblicke wich der Schmerz bereits dem grimmen Zorn der Löwin, der man ihr Junges entreißen will, und Frau Ryba stand energisch auf.

Sie ging hinaus und suchte die Magd. Die Magd war aber nicht zu sehen. Von innerlichem ohnmächtigem Zorn kochend, besann sich die alte Frau, daß das Mädchen an der Putzmühle in der Scheune stand und sie nicht hören würde, wenn sie auch aus Leibeskräften riefe.

Sie hatte sich doch nicht umsonst gefürchtet. Ueber diesen Leichtsinn der Mütter, die nur daran denken, ob die vorjährige Mode in Prag schon zu den Todten gelegt ist! Mütter, welche nicht einzusehen vermögen, daß das Theater die Hauptquelle des Verderbens ist!

Vor ihren entsetzten Augen entrollte sich in Stücken, wie auf einer zerrissenen, unzusammenhängenden Leinwand ein garstiges Bild.

Sie wird auftreten! Sie wird als Emma auftreten . . . . Der Tagedieb hat ihr wirklich von der Emma aus „Doctor Klaus“ gesprochen! Jener tausendmal verfluchte Autor . . . . ob ihn denn die Teufel noch nicht geholt haben? Diesen nichtswürdigen L'Arronge? Nur ein wenig braucht man zu klatschen, ein gewissen- und charakterloser Geck braucht ihre Mimik, Verve, ihr Feuer zu loben — von denen das Mädel keine Ahnung hat, und sie ist verloren! Eingebrochen auf dem Theatereis!

Der Frau Ryba offenbarte sich dieses Bild in so lebhaft glänzenden Farben, daß sie sah, wie Fanni unter krachendes Eis in das kalte Wasser sank.

Auf welch gefährlicher Bahn ist sie! Den Teint wird sie sich durch Schminke verderben, wird Verstellung, Intriguen, Lügen, Betrug kennen lernen; mit einem Lächeln wird sie die widerlichsten Zweideutigkeiten zu sagen wissen.

„Fanni! Fanni! ... Wie habe ich mich in Dir getäuscht!“ stöhnte die arme Frau, und die Unruhe flüsterte ihr wie ein böser Geist weiter zu:

„Emma aus ‚Doctor Klaus!‘ Auf der Bühne wird ihr der grobe Doctor, ihr Vater sagen, während sie mit der Mutter sich zum Balle breit macht: ‚Zeige die Füße!‘ Und sie wird lächelnd die Röcke in die Höhe heben! Lächelnd!“ erstarrte Frau Ryba. „Solche sittenlose Details nur darum, damit Klaus ihr Filzpatschen über ihre Ballschuhe aufnöthigen könne. Dann geht der Vater fort ...“ besann sich die alte Frau, „er muß zu einem Patienten. Emma mit der Mutter bleiben zu Hause. Um zehn Uhr nachts kommt der Liebhaber, und nachdem die Mutter neben ihnen im Sitzen eingeschlafen ist, bekennt er Emma seine Liebe und küßt sie in der Thüre ... hinter dem Rücken der Mutter!“

„Wer gibt hier den Referendar?“ fragte die würdige Matrone sich selber, und zerstreut, vergeßlich, dachte sie weiter.

„Eine Schauspielerin! Fremden Leuten spielen .... damit sie sich unterhalten, immer, jeden Abend, ein Netz von lauter Intriguen und Kabalen, voll Fallstricke und Gruben. Wie werden ihre Sitten darunter leiden. Mein Gott! Mein Gott! habe ich auf meine alten Tage Freude an meinen Enkeln erlebt!“

Thränen rannen aus ihren Augen, ihre Wangen wurden feucht und feuchter. Die alte Brust hob sich schmerzlich und das Herz hüpfte ängstlich und zum Brechen schwer.

„Aber was nur thun? Wie es verhindern? Sie darf nicht, kann nicht auftreten .... nicht einmal ihren Schatten auf die Bühne werfen!“ entschied sie energisch.

„Aber wie? Wie das anstellen?“ wandte sie sich sogleich mit ängstlichem Kleinmuth ein. „Ihr es sagen? Nein! Das Mädel hat keine blasse Ahnung von diesem moralischen Ruin, sie würde nicht glauben,

nicht begreifen und am Ende würde vielleicht gerade das sie anlocken! Sie wird auf der Bühne küssen. Sie wird sich auf die Stirne küssen lassen! Sie! Und kann nicht den Mund spitzen! Und dort muß sie doch auf der Bühne sagen: ‚Pst! Kommen Sie zur Thür —!‘ aber nur auf die Stirn! Und ganz stille!“

„Oder der Mutter? Aber ach Gott! So eine Rabenmutter, eine Putztocke! Sie wird lachen, darüber lachen — am Ende würde sie gar ihre Tochter gerne als Schauspielerin verkaufen!“

Hier war kein Ausweg. Sie mußte ihr Geheimniß in sich selbst verschließen.

Bei dieser Erkenntniß verdunkelte sich gleichsam das Zimmer um die Greisin. Die Fenster waren wie verstaubt, durch Regengüsse geblendet, die Luft voll scharfen Düngergeruchs; Alles beengte sie, der Kummer überfiel räuberisch ihre Seele. Decke und Wände lasteten auf ihr; am liebsten wäre sie fortgefahren. —

Sie trat hinaus und ging langsamen Schrittes hinter das Haus, in der Richtung zur Scheune. Als sie in Gedanken vertieft um die Ecke bog, erschallten rasche, eilige Schritte und im Trabe stürzte Käthe heraus, über Hals und Kopf nach Hause laufend. Der Getreidestaub hatte ihr das schweißübergossene Gesicht schwarz gepudert, in den bestaubten Haaren hingen unter dem Tuche Gerstengrannen. Das Mädchen athmete aus tiefer Brust.

„Grüß Gott,“ stieß sie hervor, nachdem sie die alte Frau fast umgerannt hatte.

„Wem gehört der Garten neben uns .... rechts?“ fragte plötzlich mit Leidenschaft Frau Ryba.

Das Mädchen wälzte die Augen heraus und blieb starr stehen.

Hörst du? Du!“ drängte die Matrone ungeduldig.

„Blažeks“ .... antwortete Käthe flüsternd und blickte die alte Frau verwundert an.

„Und was ist der Blažek?“ rief Frau Ryba grimmig.

„Der Blažek?“ wiederholte das arme Mädchen, das nichts begriff.

„Du eine — der junge?“ Die Aufregung ging der Frau Ryba schon in die Hände.

„Der? Professor ... oder Doctor ...“ stotterte das Mädchen hervor.

„Studirt er noch?“

„Er studirt . . . er lernt . . .“ bestätigte die Magd.

„Also ein Student . . .! Ein Schulbub . . .“ lächelte die alte Frau verächtlich, während das Mädchen mit der steinernen Ruhe der Ueberzeugung wiederholte: „Nein, ein Professor . . . Doctor!“

„Ein schöner Professor! Das arme Mädel! Ganz verloren! Ich hab's immer gesagt, daß das Theater der Ruin ist, der Ruin“, bekreuzigte sich die Matrone.

Die Greisin wandte sich langsam um, und ohne auf Käthe weiter zu achten, die mit geheimem Grauen, verständnißlos auf das Haus zuging, trat sie in das Thor, und mit Mühe schleppte sie sich die schwankende Treppe hinauf.

IV.

Ein prächtiger Augustabend blickte wie durch rothes Glas in die Gegend. Der ganze Garten war in dieses rubinrothe Licht getaucht. Seltsam färbten sich in diesem Roth die Blätter der Bäume dunkel, und die Bäume standen regungslos andächtig, wie Menschen in der Kirche. Die ganze Umgebung hatte etwas ungewöhnlich, nur vorübergehend Schönes.

In dieser rührenden Tagesstimmung irrte die kummervolle Greisin in Gedanken verloren zum Altan.

Und sieh! Der Gipfel der Ueberraschung! Die beiden Stimmen waren wieder zu hören. Der Athem stockte in der Brust der Frau Ryba.

„Und wann hätte ich Ihnen versprochen?“ fragte Fanni kokett.

„Als wir Abschied nahmen . . . wissen Sie, als ich sagte, ich würde die Rolle bringen.“

„Die Rolle!“ lachte das Mädchen belustigt auf und ihr Lachen klang wie Kinderschellen.

„Aber wissen Sie“, begann sie plötzlich ernsthaft, ihren Nachbar mit strengen Blicken messend, „aber wissen Sie, daß das eine Sünde ist, sich so zu verstellen . . .!“

„Du mein guter Gott . . .! in der Verlegenheit beginnt man von allerhand zu reden, wenn man hört, daß Jemand herbeischleicht, um zu hören, was er nicht soll . . .“ vertheidigte sich der junge Mann.

„Nicht soll! Nicht soll!“ schmollte das Mädchen und warf muthwillig eine schwarze Faulbeere nach ihm.

„Ich werde doch dann nicht weiter reden, daß es eine der Todsünden ist, einen Tag zu versprechen und am andern nicht zu halten —“

„Stille, Uebermuth!“

„— ich beginne dann also rasch ein Gespräch vom Theater, von einem Buche, von was immer . . .“ wehrte sich der Jüngling unbeirrt.

„Betrüger, Duckmäuser!“ Fanni warf wieder eine schwarze Beere nach ihm, der er aber auswich.

„. . . . aber wenn die Zeit kommt, und die Luft wieder rein ist, und keine Gefahr droht . . .“ fuhr der unerschrockene Jüngling fort, und horch! der Mörtel der Mauer bröckelte ab, als ob Jemand sich darauf stützte oder herüberspränge.

„Kein Wort!“ drohte sie ihm ganz glühendroth.

Dann herrschte tiefe Stille. Weder eins noch das andere sprach; die alte Frau hörte keinen Hauch.

„Aber . . . aber . . .! Das war nicht auf die Stirn, wie es in der Rolle steht —“ schmollte die hübsche Altstimme nach einer langen Pause.

„Wir spielen ja nicht mehr Theater“, antwortete lächelnd der Baryton, . . . und mehr hörte die alte Frau nicht. Vielleicht wollte Fanni schreien, drohen, zürnen, aber entweder versagte ihr das Zünglein den Dienst, oder war Jemand so schlau zu ihr getreten, so dicht heran, daß nur er allein alle Worte aufschnappte, so unaussprechlich nahe, bis dicht zu den Lippen . . . . Die alte Frau hörte nichts mehr.

Leise, rücksichtsvoll schlich sie sich vom Altan hinweg. Nicht ein Sandkörnlein knirschte unter ihren Schuhen, nicht ein Gräschen rauschte. Aber in ihrem Antlitz spiegelte sich jetzt der ganze herrliche glückliche Augustabend; die Augen der Großmutter schlossen sich träumerisch, und wie aus Wolken die Sonne, strahlte aus ihnen die Freude.

„Gott sei Dank . . . bloß Liebe! Sie spielen nicht Theater, nein! Aber wie habe ich mich getäuscht, daß sie nicht einmal die Lippen spitzen kann.“





Magyarische Volkspoesien.*

Uebertragen

von

Adolf Handmann.

I. Lieder.

1.

Du stammst von keinem Weibe,
Du bist, von Glanz umflossen,
Am rothen Pfingstfestmorgen
Im Rosenhag ersprossen.

Daß mir doch näher wären
Die Rosen Deiner Wangen:
Als duftig Sträußchen sollten
Sie mir am Herzen prangen!

2.

Liebend mich, zwei Veilchen sprossen:
Ein's liebt offen, Ein's verschlossen;
Das mich liebt geheim, im Stillen,
Dem thu' Alles ich zu Willen.

Liebe wird Dir so nur taugen,
Liebst Du nicht vor Aller Augen;
Wer der Menschen Blick nicht meidet,
Wird von Allen nur beneidet.

* Aus einem noch unedirten größeren Uebersetzungswerke, das bis zur tausendjährigen Gedächtnißfeier der Landnahme Ungarns durch Árpád fertiggestellt werden dürfte.

3.

Mein Mützlein ist von rothem Sammt —
Jetzt erst mein Leben sprüht und flammt!
Ein Sträußchen schmückt des Mützleins Rand,
Das Sträußchen mir braun Liebchen band.

Band sie es, that ganz recht sie da,
Bekam dafür drei Küsse ja:
Schatz, bind' mir's auch ein andermal,
Bekommst dann Küsse ohne Zahl!

4.

Man raunt mir zu beim Kommen, Gehen,
Daß man trotz allem Bitten, Flehen,
Mich nimmer meinem Schatz will geben,
Doch unser'm finstern Nachbar neben,
In dessen Stall sechs Ochsen stehen.

Doch meinen Schatz, der falsch nicht denket,
Wenn er sein Aug' in meines senket,
Und seine Brust anschmiegt der meinen,
Den geb' ich nimmer auch für Einen,
Der mir ein Dutzend Ochsen schenket.

Er schlingt so lieb um mich die Arme,
Gibt Küsse mir, so süße, warme,
Und schenkt mir Beeren, rothgeschmückte,
Die draußen auf dem Feld er pflückte,
Umringt von seiner Schäflein Schwarme.

Er schwor: eh' vierzehn Tag' vergingen,
Dann komm' er mit zwei gol'dnen Ringen,
Und werd', daß wir uns Treue schwüren,
Mich festlich in die Kirche führen,
Und als sein Weibchen heim mich bringen.

Gib, liebe Mutter, Dich zufrieden,
Laß mir mein Glück und meinen Frieden:
Ich schwör' Dir's ja mit heil'gem Eide,
Daß bis zum Tod ich mich bescheide,
Mit meinem lieben Schatz hiernieden.

5.

Ach Röslein, Du bist schöner,
Als selbst die schönste Rose,
Bist schmucker auch als Silber
Und Gold, das makellose.

So Gold, wie Silber finde
Ich jederzeit, wo immer;
D'rum lass' ich auch, mein Röslein,
Von Dir auf Erden nimmer!

6.

Nenn' mich Dein rothes Röslein nicht,
Noch auch dein Täubchen, strahlenlicht!
Das Röslein, ach, gar bald verdorrt,
Das Täubchen scheucht der Habicht fort.

D'rum will ich Dir kein Täubchen sein,
Noch auch ein welkend Röselein:
Dein bin ich, Schatz, mit Herz und Sinn,
Und bleiben will ich, was ich bin.

7.

Gott, mein guter Gott, wie ist mir bange, ach!
Nachts heut' traf den Himmel schweres Ungemach:
Der, den's angeht, wußte nicht zu achten d'rauf,
Und vom Himmel floh ein Stern im flücht'gen Lauf.

Alle, die's verstehen, sagen voller Leid,
Daß für solchen Glanzstern stürb' die schönste Maid.
Ach, mein Schöpfer, guter Schöpfer, wie mir bangt,
Daß mein schönes Lieb der Himmel abverlangt!

8.

And'res ist die Schwalbe und der Sperling,
Die Rosine und der taube Herling;
Gelber Hahnenfuß ist keine Rose,
Biene nicht das Hummelthier, das lose.

Nicht ist Gold das Kupfererz, das gelbe,
Honigthau und Mehlbrei nicht dasselbe;
Eine Amsel bringt dem Lenz nicht Schaden,
Und nicht zählt ein Deut bei vollen Laden.

Anders liebt, der naht zu treuer Liebe,
Anders, der sie stiehlt gleich falschem Diebe:
Das, mein Täubchen, hast Du nicht erwogen,
Als mein treues Herz Du hast betrogen.

II. Lieder-Romanzen.

1. Liebeswerben.

Winter naht, die Schwalbe ziehet —
„Hörst Du, Kindchen, das dort fliehet?
Sag', Du flatternd Lenzeshauchchen:
Bist noch Mädchen, bist schon Frauchen?"

„„Bin kein flatternd Lenzeshauchchen,
Kind nicht, Maid nicht, noch ein Frauchen,
Bin ein Blümchen auf der Aue,
Sterbe fast nach frischem Thaue.""

„Bist ein Blümchen auf der Aue,
Werd' ich schnell zu frischem Thaue,
Steig' auf's Blümchen alle Abend,
Schwimm' bis früh d'rauf, süß es labend."

2. Wahl aus Vieren.

Ein Bursche sagt': ich wäre
Ein Röslein, hold ersprossen;
Der Zweite sagt': ich wäre
Ein Stern, von Glanz umflossen.

Der Dritte sagt': ich wäre
Ein Engel aus dem Eden;
Der Vierte, mich betrachtend,
Stund, ohne was zu reden.

Mein Spiegel, komm' und richte:
Wem soll ich Glauben schenken?
Wen aus den Burschen allen
Mit süßer Lieb' bedenken?

Der Spiegel hat gerichtet: —
Ich bin kein Stern im Alle,
Bin Rose nicht, noch Engel —
Ihr Drei belogt mich alle.

D'rum aus Euch Vieren will ich
Den, der ganz stumm geblieben,
Als biedersten von allen
Aus vollem Herzen lieben!

3. Der Alfölder* Bursche.

1.

Rößlein, mein, ist braun von Felle —
Lieb! zu Dir d'rauf flög' ich schnelle;
Doch der Dorffrohn kam es pfänden,
Dort ist's nun in Richters Händen.

Bitt' Euch, Richter, Herr Gevatter,
Laßt mein Rößlein aus dem Gatter!
Hab' gar dringlich jetzt zu eilen,
Nehmt als Pfand den Pelz einstweilen.

Rößlein! mußt jetzt munter traben,
Darfst nicht schau'n jetzt Stein und Graben,
Daß vor Sonnenuntergange
Ich zu Liebchens Haus gelange!

2.

Matra**-Sturmwind pfeift und gellt,
Wie er Hemd und Hose schwellt!
Schon auch riß er fort den Hut,
Trug ihn in des Theißstroms Fluth.

Platz da, Heerde, gottverdammt,
Die den Dorfweg mir verrammt,
Als wollt' hier zum Trotz sich stau'n
Kuh und Kalb aus sieben Gau'n!

Fingerdick in Staub getaucht,
Rößlein steht am Ziel und pfaucht.
Täubchen! mußt Dich scheuen nicht,
Weil so rußig mein Gesicht.

Ruht mein Pelz in Richters Huth,
Schwimmt auch auf der Theiß mein Hut,
Doch mein Herz, das pochet hier: —
Für Dich flammt's voll Gluthbegier!

* „Alföld" heißt das ungarische Unterland.
** Mátra (sprich Maat-ra), einer der Gebirgsstöcke der nordwestlichen Karpathen.

4. Der arme Bursche.*

Blickst vor Szeged** in die Tscharde Du hinein,
Trinkt voll Gram der arme Bursch dort seinen Wein.
Bis den Krug die Wirthin ihm gestellt zur Hand,
Er sein Rößlein draußen an den Thürstock band.

„Segne Gott Dir's!“ ruft und letzt er sich den Schlund,
Reicht dem Kameraden dann den Krug zum Mund,
Und beiseite schiebend seinen runden Hut,
Singt er Barna Bandi's*** Lied mit trübem Muth:

„Ueber'm Theißstrom ist der Himmel schwarz verhängt,
Um sein Lieb klagt Barna Bandi, schmerzbedrängt.
Dort am Fuße einer Eiche, dicht belaubt,
Weinet Barna Bandi, seiner Ruh' beraubt.“

„Wein' nicht, Bandi, leist' schon auf Dein Lieb Verzicht,
Auch der Falter hält an einer Blume nicht;
D'rum vergiß es, war auch lieb das braune Kind,
Bald ein anders Lieb schenkt Gott Dir gnadenlind.“

Stumm dann schweigt der Bursche, schlingt in sich die Pein,
Helle Thränen nässen ihm die Wimpern ein;
Schnell dann schlürft er Eins noch, schwingt sich jäh auf's Pferd,
Sprengt hin in die Pußta, fern von Haus und Herd.

III. Balladen und Verwandtes.

1. Die unglückliche Braut.

Du fragst mich, Mutter, was mir fehle?
Weshalb so bleich ich bin!
Was soll ich Dir mein Wehe künden,
Du weißt es ohnehin.
Ach, eine Blume bin ich, welkend
Im Herbstessonnenschein;
Ach, hättest Du mich nie geboren
Zu diesem Qualensein!

* „Arme Bursche“ nennen sich die Räuber des ungarischen Alföld.
** = Szegedin.
*** Name eines berüchtigten Räubers.

Du willst, daß ich im Dorf den Müller
Mir nehm' zum Eh'gemahl,
Und schon auch backest Du den Kuchen
Zum Hochzeit-Abendmahl.
Gut denn, ich sprech' nach Deinem Wunsche
Den fürchterlichen Eid,
Schon näh' aus lilienfarb'nem Stoffe
Ich mir mein bräutlich' Kleid.

Bestell' das Brautbett mir beim Schreiner
Für Sonntag auf die Nacht,
Sag ihm: er soll es rings umzieren
Mit schwarzer Sammetpracht!
Auch kauf' dazu mir noch ein Kränzlein,
Und trifft — die Stunde ein,
Leg', liebe Mutter, mir's zu Häupten —
In meinen Todtenschrein!

2. Ugron János.*

„Stolzer Ugron, sprich, wohin in Gold und Seide?"
„„Reite spornstracks auf die Kereßturer Haide,
Hin zu Torma Marisch, weil ich gern sie leide.""

„Stolzer Ugron, weile, weil ich's gut Dir meine:
Hat drei große Fehler, die Du nennst die Deine.
Ist ihr erster Fehler: daß sie schwelgt im Weine. . ."
„„Meinethalb, nicht machet dies den Muth mir sinken;
Hab' ja Wein im Keller, mag nach Lust sie trinken!""

„Ist ihr zweiter Fehler: daß sie liebt zu zanken. . ."
„„Meinethalben, nimmer machet dies mich schwanken:
Keifet sie, vermag ich ihr zu setzen Schranken!""

„Ist ihr dritter Fehler: daß der Fuß ihr hinket. . ."
„„Meinethalben, nimmer d'rum der Muth mir sinket:
Lasse ein Gewand ihr näh'n mit langem Brame,
Und dem Blick verhüllet bleibt der Fuß, der lahme!"" —

„Stolzer Ugron János, wie noch wird das enden?
Gern noch einmal wirst Dein schnelles Roß Du wenden!"

* * *

* Ugron und Torma sind Namen alter siebenbürgischer Adelsgeschlechter, die derzeit noch fortbestehen. — János (spr.: Jay-nosch) = Johann. — Marisch = Marie.

„„Großer Gott, wo hab' ich den Verstand verloren,
Daß ich diese Buhle mir zum Weib erkoren!
Ihre Honigrede raubt' ihn mir voll Tücke,
Ihres Herzens Falschheit bracht' ihn mir zurücke! . . .““

3. Frau Budai.

Frau Helene Budai lauschend am Fenster stand,
Hörte, daß Feindeshorden plündern im weiten Land;
Gleich da dachte des Schatzschreins sie voll Sorge und Harm,
Nahm und barg das Kästchen gleich auch unter'm Arm,
Faßt' mit der rechten Hand dann schnell ihr Töchterlein,
Faßt' mit der linken dann ihr Söhnlein, zart und klein.

Und sie ging und ging und eilte in schneller Flucht
Auf verlass'nem Wege hin durch die Tannenwaldschlucht;
Horch! da war ihr's, als hörte nah'n sie Pferdegetrab,
Und sogleich auch setzte sie das Töchterlein ab.
Schluchzend bat da die Kleine, bat mit heißem Fleh'n:
„Liebe Mutter, ach, laß mich nicht am Weg hier steh'n,
Sei doch barmherzig, laß mich hier nicht in der Gefahr!“
„„Kleine Tochter, ich lass' Dich, lasse Dich hier fürwahr;
Denn für so ein klein' Mädchen gibt Gott bald noch Ersatz,
Für mein Gold doch gibt er schwerlich mir andern Schatz.““

Und sie geht, geht weiter, eilet in schneller Flucht
Auf dem verlass'nen Wege hin durch die Tannenwaldschlucht,
Und ihr ist, als hör' sie nahen das Pferdegetrab,
Und sogleich auch setzt das arme Söhnlein sie ab.
Schluchzend bat da der Kleine, bat mit heißem Fleh'n:
„Liebe Mutter, ach, laß mich nicht am Weg hier steh'n!
Sei doch barmherzig, laß mich hier nicht in der Gefahr!“
„„Kleines Söhnlein, ich lass' Dich, lasse Dich hier fürwahr;
Denn für so ein klein' Söhnchen gibt Gott bald noch Ersatz,
Für mein Gold doch gibt er schwerlich mir andern Schatz.““

Und sie geht, geht weiter, eilet in schneller Flucht
Auf dem verlass'nen Weg hin durch die Tannenwaldschlucht,
Bis sie gelangt war auf weiten, blumigen Wiesenplan:
Kam des Wegs da eine Büffelkuh heran,
Trug ihr heurig's Kälblein zwischen den Hörnern mit Acht,
Rief mit Gebrüll noch das ält're, sein auch ängstlich bedacht.

Und Helene Budai, wie sie dies hat erschaut,
Warf sich nieder zu Boden, weinte und schluchzte laut,
Schluchzte laut und verfluchte sich selbst im Herzen schier:
„Sieh', nicht verläßt die Seinen ein vernunftloses Thier!
Großer Gott im Himmel, ich hab' ein fühlend' Herz,
Weh! und meine Kinder, die ließ ich anderwärts!"
Und sie wandte zurück sich und lief in schneller Flucht
Auf dem verlass'nen Wege hin in die Tannenwaldschlucht;
Bald auch erreicht' sie ihr Söhnlein dort an dem Wegesrand,
Rief zu sich es zärtlich, reichte ihm hin die Hand . . .
„„Nimmer, nein, nimmer geh' ich, warst mir ja Mutter nie,
Wärst Du's gewesen, hättest mich nicht gelassen hie!""

Und sie ging, ging weiter, eilte in schneller Flucht
Auf dem verlass'nen Wege hin in der Tannenwaldschlucht;
Bald auch fand sie das Töchterlein dort am Wegesrand,
Rief zu sich es zärtlich, reichte auch ihm die Hand:
„„Nimmer, nein, nimmer geh' ich, warst mir ja Mutter nie,
Wärst es gewesen, hättest mich nicht gelassen hie!""

Dieses hörend, schrie sie und rang im Schmerz die Hand:
„Weh', nun bin wie der Baum ich, stehend am Straßenrand!
Wer vorbei an ihm gehet, reißt von ihm ab das Laub,
Reißet es ab und tritt es nieder in Koth und Staub!"





Die Majestät von Schein.

Märchen in drei Aufzügen

von

J. Herzog.

Personen:

Der König.
Die Königin-Mutter.
Prinzessin Abigail.
Jolanthe, Anysia, Thekla, Theodora, — Hofdamen.
Der Herzog.
Lucinde, Gärtnerin.
Anselmo, Gärtner.
Der Architekt.
Der Aufseher der königlichen Gärten.
Der Juwelier.
Der Schatzmeister.
Der Ceremonienmeister.
Ein Diener.
Der Hofstaat des Königs, Musikanten.

II. Act.

Das königliche Schloß mit einem thurmartigen Vorbau im Hintergrunde, vorne ein Garten.
Zeitweilig erscheint eine Wache.
Jolanthe (allein).

Jolanthe (aus dem Thurmfenster).

He, Wache! Wache! Stehe doch
Nur einen Augenblick und höre.
Hast Du kein Herz im Leib, Soldat?
Hier oben sitzt ein armes Mädchen,
Das in Verzweiflung sterben muß,
Wenn Du, die einz'ge Menschenseele,
Die zu Gesichte ich bekomme,
Nicht helfen willst! Durch eine Luke
Wird Speis' und Trank mir zugeschoben,
Und rasch schließt sich das Gitter wieder;
Ein stummes, altes Weib kommt, mir
Die Bettstatt richten, nickt nicht einmal
Beim Kommen oder Gehen; stündlich
Zähl' ich die Zahl der Spinnenfüße
Und weiß jetzt, daß es achte sind —
Wüßte ich die Zahl der Spinnen nur,
Die höflich mir Gesellschaft leisten!
Des Nachts hört' ich die Mäuse pfeifen,
Ihr Knuspern und ihr Nagen — Wache!
Er bleibt stumm. Schon seit gestern währt
Die Einsamkeit, schon einen Tag fast!
Jolanthe, springe aus dem Fenster!
Warum nicht gar, von dieser Höhe!
Als Leiche trügen sie mich fort.
Ich will nicht sterben! Wache! Wache!
Jetzt ist er wieder fort, Haha, ich
Soll mürbe werden, windelweich,
Jolanthe soll bereuen, bitten,
Ich kenne ihren stolzen Plan.
Nein, nein, ich bin das Heldenmädchen,
Das sich für uns're Sache opfert!
Der Hunger und nur trocknes Brot!
Der Durst und einen Wasserkrug,
Zur Hälfte leer, das Wasser warm!
Wär' dieser Herzog wirklich in mich
So sehr verliebt, als er behauptet,

Er hätte längst in finst'rer Nacht
Mir eine Leiter hergestellt —
Er liebt mich nicht und ich, ich liebe
Ihn auch nicht, nein, gar nicht, gar nicht!
O, Abigail, Prinzessin, Freundin,
Wo weilt denn dein Gedanke jetzt?
Bah', alle Frau'n sind Egoisten,
Die Mädchen auch. Sie hat zu viel
Als Königin zu thun und denkt an
Jolanthe nicht. Ist sie etwa schon
Bekehrt, verheiratet seit heute?
Das wär' die fürchterlichste That,
Mein Tod wär' das, mein sich'rer Tod!
Man kommt, ich höre Schritte — wehe,
Sie mauern dieses Fenster zu,
Erfahren sie, daß ich hinausgeschaut!
Drum zugeklappt und Spinnenfüß'
Gezählt und Punkte in den Kreuzen!

(Abigail kommt, mit ihr der Architekt, der Gärtner, der Juwelier, der Schatzmeister und der Ceremonienmeister.)

Abigail.

Der Reihe nach, Ihr lieben Herren!
Befehle geb' ich einem Jeden,
Und will genau vollführt sie sehen.
Herr Architekt, auf Eure Schultern
Muß ich die größte Arbeit legen.
Zu lange schon steht dieser Berg
Im Weg und sperrt den Blick nach Süden,
Von wo der Alpen Firnengruß
Uns winkt. Räumt ihn hinweg, nach Norden,
Wenn ich Euch bitten darf; das Thal
Mit seinen weiten Wiesenflächen,
Mit den eintönigen Alleen,
Den Obstgehängen und dem Klee
Langweilen mich und sollen für
Etwelche Zeit verborgen werden.
Den Teich auch zwischen Pappeln
Drunten verschüttet mir recht bald, den Frosch
Als Troubadour kann ich nicht schätzen.
Halt, ein Gedanke! Leitet mir
Die grünen Meeresfluthen aus
Dem Ocean hieher und füllt
Den Teich mit seinen Ungeheuern!

Natürlich müßt Ihr ihn so breit
Erweitern, daß der Hai- und Pottfisch,
Der Seehund und das Walroß sich
Bequem bewegen können. Wollt Ihr
Ein Dutzend Segelschiffe rüsten,
Daß wir vom Schloß in kurzer Fahrt
Brasiliens gepries'ne Küste
Erreichen — umso besser!

Architekt.

Königin!

Abigail.

Nicht leicht, meint Ihr, sei die Aufgabe?
Ich weiß es wohl, doch bedenkt auch,
Wenn Ihr sie pünktlich löst, den Lohn,
Ihr werdet ein Baron.

Architekt.

Der Preis
Verlockt, ich will es gern versuchen.

Abigail.

Wir sind noch nicht zu Ende, Herr,
Den rechten Flügel dieses Schlosses
Laßt Ihr in einer Nacht entfernen,
Und in der nächsten stellet Ihr
Ein großes Affenhaus dahin,
Wo Aff' und Affenmensch bequem
Die Affenhänd' einander reichen.
Ihr sucht ein Muster für den Bau?
Seht Euch das Weltenhaus getreulich an,
So spart Ihr Zeit und eig'nen Geist.
Ihr könnt jetzt gehen, seid jedoch
Bereit, recht bald hier zu erscheinen.

(Architekt ab.)

Abigail.

Herr Gartenkünstler!

Gärtner.

Zu Befehl!

Abigail.

Die Pappeln um den großen Teich
Ersetzt durch Cedern mir vom Libanon!

Gärtner.

Die Bäume, die Ihr, Herrin, meint,
Sind klein und unansehnlich. Auch habt
Ihr keinen Schatten zu erwarten.

Abigail.

Sie sind vom Libanon, das zählt!
Die Blumenbeete, die Bosquets,
Vertilgt sie sämmtlich, pflanzet Moos
Von allen Arten, vom Aequator,
Vom Nordpol holet es herbei,
Nicht grün mehr, grau soll Alles sein,
Ich liebe Grau und kann den Schatten,
Der Bäume grünes Laub nicht seh'n.
Mit Scheere, Säge, Messer schneidet
Die Aeste ab, daß sich der Baum
Nicht in die Breite mehr entwickelt,
Zur Höhe hat Natur berufen ihn,
Zur langen Stange soll er werden.
Die Wege schmückt mit Teppichen
An schönen Tagen, Matten legt,
Wenn's regnet. Gegen Schnee und Frost
Hängt weiche warme Decken über
Den ganzen Park. Verbessert die Natur!

Gärtner.

Die Königin befiehlt höchst sonderbar!

(Ab.)

Abigail.

Ihr seit der Juwelier, schon lange
Will ich ein Wörtchen mit Euch sprechen.

Juwelier.

Ich hatte leider nie das Glück —

Abigail.

Just deshalb! Packet Eu're Koffer
Und reist nach Indien, ich las jüngst,
Ein Collier der Begum Somru
Sei zum Verkaufe ausgeboten,
Ich muß es haben! Ja, ich muß!
Ist es in Eurer Hand, so miethet
Ein eig'nes Schiff und bringt den Schmuck.

(Juwelier ab.)

Abigail.

Des Königs Säckelmeister! Trefflich
Habt Ihr die Stunde Euch gewählt.
(Leise.) Ich weiß nicht, ob die Königin
In Politik auch reden darf,
Ich thu's, denn was ich nicht thu', thu' ich
Zu wenig. (Laut.) Klagen höre ich,
Die Gaben wären viel zu groß,
Das Volk verarme solchermaßen,
Erlaßt in diesem Jahr' die Steuern.

Schatzmeister.

Nach den Befehlen, die Ihr gebt,
Ist dies unmöglich, hohe Herrin.

Abigail.

Ihr müßt darauf verzichten können.

Schatzmeister.

Womit bezahle ich das Collier,
Das Moos vom Nordpol und Aequator,
Vom Libanon die alten Cedern,
Das Affenhaus, den Meeresarm,
Den Hai, das Dutzend Segelschiffe?

Abigail.

Macht Schulden!

Schatzmeister.

Ein gedieg'ner Ausweg!

(Schatzmeister ab.)

Abigail.

Mein lieber Ceremonienmeister,
Es ward Euch sicher schon gesagt,
Daß heute Abend Hochzeit sein soll,
Lucinde heiratet Anselmo.
Da auch der König sich betheiligt,
So kann die Königin nicht fehlen.
Aus diesem Grunde will den Tag ich
Mit einem Fest beschlossen wissen
Von ganz besond'rer Art, entsprechend
Dem Paare, dem es gelten soll.
Es müssen darum alle Gäste,
Obzwar sie Könige und Fürsten,
Prinzessinnen und höf'sche Damen,
In falschem Flitterstaat erscheinen;
Von Goldpapier die mächt'gen Kronen,
Die Edelsteine aus farb'gem Glas,
Aus Holz die Schwerter, roh bemalt,
Die schlecht'sten Kleiderstoffe, Locken
Aus Spänen — kurz, in Allem muß
Die Täuschung walten. Nur Anselmo
Laßt den gewohnten Gärtnerrock.

(Ceremonienmeister ab.)

Abigail (allein).

Des Tollen habe ich genug
Ersonnen, sie bereuen, wenn sie
Es hören, sicher die Erhebung.
Der König dachte durch den Zwang
Mich zu bewältigen, zu strafen
Durch die Vereinsamung. Nun freilich,
Ich bin die Königin und bin es
Auch wieder nicht — bin's leider nicht!
So will die Königin von Schein
Euch Euer Dasein sauer machen,
Um ihres scharf zu würzen. Wer kommt?

(Der Herzog kommt, als Wache verkleidet.)

Herzog.

Prinzessin —

Abigail.

Königin!

Herzog (lachend).

Maje—

Abigail.

Vollendet nur und saget: Majestät!

Herzog.

Majestät —

Abigail.

Wer seid Ihr?

Herzog.

Kennt

Ihr mich denn nicht?

Abigail.

Ihr seid Soldat

Und mahnet mich, wie sehr es an
Der Zeit, Parade abzunehmen.
Die Königin muß auch das Heer
Des Königs lieben, morgen schon
Will ich es mustern.

Herzog.

Kennt Ihr mich

Denn wirklich nicht? Ich bin der Herzog,
Des Königs Freund, und nahm die Maske,
Um eine Andere zu täuschen,
Nicht Euch, Prinzessin.

Abigail.

Königin!

Sonst wandert Ihr in den Arrest.

Herzog.

So schickt mich in den Thurm hinauf,
In jenes Stübchen in der Ecke,
Zu ihr, zu meinem Schatz Jolanthe!

Abigail.

Daran erkenne ich den Herzog.
Wozu jedoch die Maskerade?

Herzog.

Die Wachen unter dem Gefängniß
Erzählen, daß die Arme Jeden
Um Hilfe und Befreiung bittet.

Sie müssen selbstverständlich schweigen,
Ich aber darf mit königlichem Willen
Jolanthen eine Antwort geben,
Natürlich nur als Wache, nicht
Als Herzog. Wollt Ihr ihre Klagen
Vernehmen, so verbergt Euch dort.

Abigail.

Ihr denket aber an nichts Schlimmes?

Herzog.

Im Gegentheile, hat sie sich
Ein wenig nur gebessert, das heißt,
Will sie sich mir recht bald vermählen,
So mache ich sie frei.

Abigail.

Auch mit
Des Königs gnädiger Erlaubniß?

Herzog.

Nein, das müßt Ihr verantworten,
Prinzessin Abigail!

Abigail.

Ich mahne
Zum letzten Male: Königin!

Herzog.

Als Königin gewährt Ihr
Die Freiheit der Gefangenen.

Abigail.

Es sei, ich geb' Euch Vollmacht, sie
War einen ganzen Tag allein,
Welch' harte Strafe für Jolanthe!
(Ab.)

Herzog (laut).

Ich sage Dir, Soldat, daß du
Mit Sorgfalt deine Pflicht erfüllst,
Kein einzig Wörtchen darfst du sprechen,
Kein Zeichen geben, keine Gunst

Erweisen! Die Gefang'ne droben
Ist eine Staatsverbrecherin
Der ärgsten Sorte, ärger noch
Als eine Hochverrätherin.
Wenn du es wagst, die Fluchtgedanken
Zu unterstützen, die sie heg't,
Wirst du geviertheilt erst und dann
Den Wölfen vorgeworfen, trotz
Des Adelsbriefes deiner Ahnen!
(Jolanthe erscheint oben am Fenster.)

Jolanthe.

Das war der Herzog! Jede Stunde,
Sowie die Wache wird gewechselt,
Erscheint er in der gleichen Weise
Und schärft dem Posten Strenge ein.
Er schreit dabei aus voller Lunge,
Damit ich ja es hören muß,
Und Furcht bekomme. Jetzt ist wieder
Ein Weilchen Ruhe, ich probire
Mein Glück von Neuem. Eine von den
Lebend'gen Hellebarden rühr' ich
Vielleicht doch. Wache, tapf'rer Held,
Ergrauter Krieger, Schlachtensieger,
Familienvater, Gramgebeugter!
Er gibt mir keine Antwort. Wache,
Vom Glück gesegneter, hochedler,
Schlicht bürgerlicher Mann! Er schweigt,
Wie alle Andern schwiegen — was
Kann ich noch rufen, ihn zu wecken!
Von Mädchengunst getrag'ner Jüngling,
Verliebter Mann —

Herzog (mit verstellter Stimme).
Was wollet Ihr?

Jolanthe.

Er spricht! Der erste von zwei Dutzend!
Er ist ein Mensch, lebt wirklich, hat
Vielleicht sogar ein menschlich' Herz!
Ich danke dir, du guter Schöpfer
Für diese Wache! Lieber Freund,
Erhebt zum Himmel Euer Auge,
Zu diesem Thurme wenigstens!

Herzog.

Das darf ich nicht.

Jolanthe.

Die Andern thaten's,
Nur sprachen sie kein Wort.

Herzog.

Das sollte
Ich auch nicht. Nur entschlüpft ist mir
Dies erste. Fortan will ich schweigen.

Jolanthe.

O, thut es nicht, o redet, Edler,
Erbarmt Euch einer Unglücklichen.
Ihr seid in Großmuth aufgewachsen,
Seid ferner gütig, liebenswürdig!
Ihr seid so schön –– entsetzlich sieht
Er aus mit seinem strupp'gen Bart —
So liebenswürdig —

Herzog.

He?

Jolanthe.

Gut und edel,
Nicht mehr als achtundzwanzig Jahre
Geb' ich Euch, höchstens dreißig, traf ich's?

Herzog.

Die Mitte zwischen beiden stimmt,
Zu Weihnacht werd' ich neunundzwanzig.

Jolanthe.

Seht Ihr, wie rasch ich Euch erforschte!
Ihr habt ein edles Herz auch,
Verstand und vielen klugen Sinn —

Herzog (halblaut).

Genug, um Frauenlist zu beugen.

Jolanthe.

He?

Herzog.

Ich sagte, daß ich schwer zu täuschen.

Jolanthe.

Ihr seid gewiß von hohem Stande?

Herzog.

Nur Edelleute wachen um den König.

Jolanthe.

Mein guter, lieber Edelmann,
Der Herzog log Euch an, ich bin
Die Staatsverbrecherin mit nichten,
Von der er sprach. Ich habe nichts
Verschuldet, gar nichts, nicht das Kleinste.
Im kind'schen Spiele boten wir
Den Männern hier am Hofe Trotz,
Und dafür ward ich eingesperrt.

Herzog.

Macht einem Andern Solches vor.

Jolanthe.

Ich schwöre es, so wahr — so wahr ich
Euch lieben könnte, heiraten —

Herzog.

Ihr habt 'ne hübsche Phantasie!
Im Thurm in strenger Haft zu sitzen
Und an das Heiraten zu denken!

Jolanthe.

Ich sage Euch, ich bin unschuldig!
Sie müssen mich sehr bald entlassen;
Doch wenn mir früher Jemand hilft,
So reich' ich ihm zum ew'gen Bund
Die Hand, dem Herzoge zum Trotz,
Der mich mit Liebesanträgen verfolgt
Und den ich sicher nun abweise
Für immer!

Herzog.

Sagt, wer seid Ihr denn?

Jolanthe.

Jolanthe, der Prinzessin Abigail
Intimste Freundin!

Herzog.

Herrgott, Ihr
Seid' ne Verschwörerin! Ich kann
Für Euch nichts thun.

Jolanthe.

Ich sage nein!
Und ich bedroh' den Staat nicht im
Geringsten! Ach, verlaßt mich nicht!
Ist ein Verlobungsring zur Hand?
Reicht auf der Hellebardenspitze
Ihn mir herauf, ich stecke ihn
Vor Euren Augen an den Finger!
(Beiseite.) Wenn das der Herzog hört!

Herzog (für sich)

Er hört es!
(Laut.) Ich habe einen solchen Ring
Aus reinem Zufall in der Tasche.
Ein Mädchen gab ihn mir und hieß
Mich Bräutigam, ich habe ihr
Nicht recht geglaubt und nahm ihn wieder ab.
Ich hatte Recht. Am Ende lügt Ihr auch?

Jolanthe.

O, nein, ich schwöre!

Herzog.

Wohlan, es sei!
Ich wage Alles, weil Ihr liebt!
Ich lieb' Euch auch, Ihr dürft mir's glauben!
Die Zelle, die man Euch gegeben,
Ich kenne sie genau, viel Spinnen
Sieht an den Wänden man spazieren.

Jolanthe.

Ja, sehr viel Spinnen, jede mit
Acht Füßen. Mäuse hört man auch.

Herzog.

Wenn Ihr das Bett ein wenig rückt,
So seht Ihr einen kleinen Knopf,
Berührt Ihr ihn, so öffnet sich
Die Thüre auf die Treppe, doch
Um Gotteswillen, sucht ihn nicht
Sogleich, Ihr müsset vorerst warten,
Bis eine and're Wache kommt,
Sonst wirft man mich den Wölfen vor.
Verschwindet schnell, es kommen Leute!

(Jolanthe ab.)

Na warte, kecker Wandervogel,
Der Ring soll Dir zur Kette werden!

(Abigail kommt.)

Abigail.

Ihr spieltet Eure Rolle trefflich,
Sie hat Euch sicher nicht erkannt.

Herzog.

Die falsche, ungetreue Katze!
Sich einem Fremden an den Hals
Zu werfen! Ja, so sind die Mädchen,
Im Uebermuth verschmähen sie
Den besten Mann, doch kommen sie
In Noth, so nehmen sie den Ersten,
Der ihnen weiterhilft.

Abigail.

Die Strafe
Soll nicht ausbleiben, zählt auf mich.
Doch weil Ihr in dem steifen Rock
So meisterlich zu täuschen wußtet,
Müßt einen Wunsch Ihr mir erfüllen.
Zur Hochzeit der Lucinde mit
Anselmo steu're durch ein Fest
In meiner Weise ich heut' Abend,

Erscheint in dem Gewand der Wache,
Und bleibt in meiner Nähe dann.
(Für sich.) Auch sein Betrug will eine Buße!

Herzog.

Es wird ein wenig seltsam sein,
Doch Ihr gebietet, Majestät!
(Ab.)

Abigail (allein).

Ihr Herren sollt daran noch denken,
Daß Abigail die Kön'gin war!
Jolanthe muß ich gleichfalls strafen.
Sie predigt kühne Grundsätze
Und wird die Allererste schwach!
Und hätte sie den Helfer noch
Erkannt und dann zum Mann genommen,
Weil es der Herzog! Pfui, Jolanthe,
Die Treue zu vergessen für
Ein bischen Freiheit und 'ne Wache!
(Die Königin-Mutter kommt.)

Königin-Mutter.

Man hört seltsame Sachen von Dir,
Zum Narren machst Du alle Leute.

Abigail.

Ich folge nur gegeb'nem Beispiel.
Der König machte mich zur Närrin,
Als er auf einen Thron von Schein
Mich setzte, wie erklär' ich dies
Der Menge, ohne lächerlich
Zu werden? Ich entschloß mich so:
Die Einen, freilich sind's die Wenigsten,
Erkennen leicht den lust'gen Scherz
In meinem Thun und lachen mit;
Die Andern, leider ist's die Mehrzahl,
Beklagen die verrückte Abigail.
Doch Alle sind sich klar und keiner
Lacht mich aus. Dies der Sinn des Spiel's,
Ganz deutlich wird er heute Abend.
Doch schweiget, liebes, gutes Tantchen,
Und haltet heut' zu Abigail.
(Der König kommt.)

König.

Ich freu' mich, daß die Majestät
Soviel an Freude Euch bereitet,
Ihr müßt in dieser Nacht den Schlaf
Geraubt Euch haben für die Herrschaft!
Denn eines Tages kurze Stunden
Genügen kaum für so viel Pläne.
Das Zeugniß kann ich nicht versagen,
Daß Eure Einfäll' nicht nur lustig,
Daß sie auch den Geschmack verrathen,
Den Abigail schon als Prinzessin
Bekundet hat. Ein wenig theuer
Wird die Erfüllung sich gestalten,
Doch helft Ihr Euch in kluger Weise.

Abigail.

Was ich bis jetzt ersonnen habe,
Ist nur das Kleinste, Dringendste,
Ich hoffe mehr noch zu erfinden.
Zu klein und unbedeutend dünkt mir
Dies ganze Wesen, selbst das Land,
Ihr müßt ein größeres regieren.
Führt einen Krieg mit einem Nachbar,
Ein Vorwand ist ja bald gefunden,
Laßt dreifach Euer Heer vermehren
Und miethet von Britannien
Die Flotte. Auch für Kunst und Wissenschaft
Sucht höh're Ziele. Eine Schule
Von Malern müßt Ihr schaffen können,
Die Schule der Provence, für die
Der Menschenleib, die Menschenseele
Nur Hintergrund; der bunte Teppich,
Die sammt'ne Decke sind die Hauptsache,
Und trockenes Gras, auch Heu genannt.
Wir müssen Monumente stellen,
Die grundverschieden sind von Allem,
Was anderswo ein Monument
Man heißt, so ein behau'ner Stein
Ist nichts als eine große Tafel,
Die eines Platzes Namen weist.
Ich will schon reformiren! Weiß
Ich denn ein Besseres zu thun!

König.

Ihr wüßtet wirklich nichts?

Abigail.

Gar nichts.

König.

Ist denn der Traum des jungen Mädchens,
Ihr Sinnen, Trachten und ihr Fühlen
So ganz aus Eu'rem Thun entflogen?

Königin-Mutter.

Sag' ihm ein freundlich Wort.

Abigail.

Kein einz'ges!
Die Königin hat nicht nur Rechte,
Auch schwere Pflichten harren ihrer,
Ich will mich ihnen nicht entziehen.
Des Landes Mutter ist die Fürstin
Und ich muß zeigen, daß ich's sein kann.
Obgleich Ihr bei Anselmo's Hochzeit
Mir keine Würde übertruget,
So nehme ich doch ernstlich Antheil —

Königin-Mutter.

Du bist bekehrt?

Abigail.

Als Landesmutter —
Und habe für den frohen Abend
Ein Fest bestellt, so schön und doch
So billig, daß der Säckelmeister
Gewiß nicht klagen wird. Gefällt Euch,
Es anzuschau'n, so nehmet theil,
Es bringt Euch eine Ueberraschung.
(Iolanthe kommt.)

König (auf Iolanthe deutend).

Habt diese Ihr gemeint?

Abigail.

Nicht doch,
Obwohl ich herzlich froh mich fühle,
Weil meine Freundin wieder frei.

König.

Wer öffnete die Kerkerthür?

Königin-Mutter.

Gewiß die Jungfrau-Königin!

Jolanthe.

Ein Wunder ist an mir geschehen.

König.

Ich glaube nicht an Wunder, Ihr habt
Die Wache angeworben, es war
Verrath im Spiel. (Zu Abigail:) Der Herzog war's,
Der Thor mit dem verbrannten Herzen,
Der sie befreite. Ist dem so?

Abigail (beiseite zum König).

Ich gab ihm die Erlaubniß, doch ach,
Ich bitte, schickt sie nicht zurück.
Ich schaffe Euch viel größere Genugthuung.

König.

Nicht uns, der Königin sagt Dank,
Sie half zur Freiheit der Gefang'nen.

Jolanthe (zu Abigail).

Du schmückest Dich mit fremden Federn?

Abigail (zu Jolanthe).

Gab ich nicht die Bewilligung?

Jolanthe (zu Abigail).

Bewilligung? Ich bin entflohen!

Abigail (zu Jolanthe).

So!

Jolanthe (zu Abigail).

Mit Hilfe einer Wache. Ist nur
Der König fort, erzähle ich,
Wie es geschah!

Abigail (zu Jolanthe).

Ich bin begierig!
(Laut.) Mein königlicher Herr, kleidet Euch
Zum Feste jetzt und zu der Hochzeit.

König.

Die Stunde naht mit Riesenschritten.
Wo nur der Herzog bleiben mag?

Abigail (zum König).

Er kommt, als Wache noch gekleidet.

König.

So zögere ich weiter nicht.

Königin-Mutter.

Als Gönnerin der armen Braut
Muß ich wie Du mich schmücken lassen.
(König und Königin-Mutter ab.)

Abigail.

Nun sprich, erzähle, was sich zutrug.

Jolanthe.

Ich saß die ganze Nacht und brummte,
Denn Thränen wollten nicht heraus
Aus diesen Augen. Als die Sonne
Am Firmament erschienen war,
Sucht' ich Gelegenheit zur Flucht.
Bald sah ich klar, daß ich allein
Ganz hilflos war. Ich rief die Wache;
Vergeblich, alle waren stumm,
Und hoben dräuend Ihre Lanzen
Zu meinem Fensterchen hinauf,
Als wollten Sie mich spießen wie
Den Schmetterling, bis endlich, endlich
Ein Ritter kam, der menschlich fühlte.

Abigail.

Der Pflichtvergessene!

Jolanthe.

Ich hieße
Ihn groß und edel, wenn er nicht
Ein ungeheu'res Opfer hätt'
Begehrt —

Abigail.

Was forderte der Ritter?

Jolanthe.

Ich soll ihn heirathen!

Abigail.

Das wagte
Die kecke Wache zu verlangen?
(Leise.) Sie fängt schon an, zu lügen!

Jolanthe.

Ja, das
Verlangte er mit kühnem Wort,
Und reichte den Verlobungsring,
Den er in seiner Tasche trug,
Wie And're kleine Münze halten,
Auf seiner langen Hellebarde
Zum Fenster mir sogleich hinauf.
Die scharfe Spitze kam dabei
So nahe meinem kleinen Herzen,
Daß ich zu wählen hatte zwischen
Ring und Tod.

Abigail.

(Für sich). Sie lügt schon kecker!
(Laut.) Du aber widerstandest muthig?

Jolanthe.

Gib mir den Tod, rief ich ihm zu,
Doch ford're nicht, daß meinen Eid
Ich breche.

Abigail.

Was ihn so sehr rührte,
Daß er verzichtete?

Jolanthe.

O, nein,
Es rührte ihn nicht im Geringsten.
Im Gegentheile, er bestand
Auf seinem Willen.

Abigail.

Du gedachtest
Des Bundes doch und bliebest stark,
Die Brust hielt'st Du ihm hin —

Jolanthe.

Ich — ich —
Ich nahm den Ring —

Abigail.

O Du Treulose!
Wo hast Du des Verrathes Zeichen?

Jolanthe.

Als ich den Weg gefunden hatte,
Den er mir dann angab, und bald
Im Freien war, lief ich zuerst
Zum Teich und warf den Ring hinein.

Abigail.

Das nützt Dir nichts, Unselige!
Du heiratest den Mann und kaufst Dir
Schnell einen andern Ring, dass er
Den bösen Streich nicht merke und Dir
Dein Leben lang die That vergelte.
Du heiratest die Wache, hörst Du!
Brachst Du auch unsern Bund so schnöde,
Den Bund, den Du errichtet hast,
So bleibe doch Dein schlechtes Thun
Verborgen unter Deinesgleichen.
Dem Manne aber hältst Du Wort!

Jolanthe.

Ach, Abigail —

Abigail.

Man soll nicht sagen,
Daß auch in der Provence die Mädchen
Ihr Wort vergessen können. Das
Bist Du mir schuldig, meiner Herrschaft,
Dem Königthum, das ohne Fehler
Das Urtheil der Geschichte fordert.

Jolanthe.

Er ist so furchtbar häßlich, alt
Und wunderlich. Ein strupp'ger Bart
Und wild zerzaustes Haar umrahmen
Sein runzeliges Angesicht,
Das sich von oben ansah, wie
Die volle Mondesscheibe.

Abigail.

Thut nichts,
Du nimmst ihn doch zum Mann. Das Fest
Beginnt, das Hochzeitsfest Lucindens,
Das Deine auch, falls uns Dein Ritter naht.

Jolanthe.

Ich armes, unglücksel'ges Mädchen!

(Es ist inzwischen Nacht geworden, ringsum werden farbige Lampions sichtbar, deren Arrangement nicht eintönig sein darf, sondern eine Carricatur gewöhnlicher Gartenfeste zeigen muß. Die Menge formirt sich zu einem Zuge, in dessen Mitte Lucinde und Anselmo sich befinden. An der Spitze des Zuges eine ganz kleine Musikbande [gleichfalls Masken], die sehr discrete Musik macht. Der König und die Königin-Mutter kommen aus dem Schlosse; der Herzog im Costüme der Wache postirt sich neben dem König.)

König.

Wir sind bereit, wo bleibt der Herzog,
Der mit uns Beistand sollte sein?

Herzog (leise).

Hier!

König.

Also doch in dieser Maske?

Herzog.

Die Königin befahl es so.

Königin-Mutter.

Zur Kirche nun!

König.

Mit dem Geleite?

Königin-Mutter.

Die Königin hat es gewollt!

Abigail.

Dem Zug gebiete ich ein Halt
Und füge ihm ein zweites Brautpaar
Mit besten Segenswünschen ein.

Jolanthe (zu Abigail.)

Ich springe dem Verlobungsringe
In Teichesfluthen nach, wenn Ihr
Mich wirklich so unglücklich macht!

Abigail (zu Jolanthe.)

Gehorsam oder das Gefängniß!

(Laut.)

Jolanthe, meine theure Freundin,
Hat mir gestanden, daß ein Ritter,
Der Wache hielt vor diesem Thurm,
Zur Freiheit ihr verholfen hat.

König.

Es war also Verrath im Spiele!

Abigail.

Die Vorschrift heischte zweifellos,
Daß dieser Ritter jetzt geviertheilt
Den Wölfen vorgeworfen würde,
Jolanthe aber Wittib würde,
Noch ehe sie geheiratet —

Königin-Mutter.

Jolanthe Witwe, ehe sie
Gefreit — was meinst Du, Abigail?

Abigail.

Die ritterliche Wache war nicht
Uneigennützig. Sie vollbrachte
Die edle Rettungsthat erst dann, als
Jolanthe den Verlobungsring
Annahm, der auf der Hellebarde
Ihr ward hinaufgereicht zum Fenster.
Sie ist gebunden. Wache, tritt her,
Denn die war es doch, Jolanthe?

Jolanthe.

Das Scheusal!

Abigail.

Und nimm ihre Hand,
Damit der Priester Euch kann segnen.

Herzog.

Wie dank' ich Euch, Prinzessin!

(Er tritt mit Jolanthe in den Zug vor Anselmo und Lucinde.)

Abigail.

Königin!
Doch kein Betrug darf walten, wenn
Zwei Herzen am Altar sich einen.
Ich gebe Dir die einz'ge Freundin,
Wenn Du mit Manneswort erklärst,
Du wärest ehrlich stets gewesen
In jeder Stunde, hättest nie
Die List, den Trug benutzt zum Vortheil!

König.

Wie herrlich bist Du, Abigail!

Abigail.

Warst immer Du, was jetzt Du scheinst,
So ist Jolanthe Dein!

Königin-Mutter.

Was geht hier vor?

Abigail.

Doch wenn durch Falschheit Du ihr Wort
Erschlichst, verlierst Du Deine Braut.
Denn eines Mannes höchster Werth
Ist Wahrheit, und kein Weib kann ihn
Mit Achtung grüßen, log er ihr.
Die Liebe selbst ist eine Schwester
Der Ehrlichkeit, weshalb die Treue
Von Liebe unzertrennlich ist.

Herzog (nimmt Bart und Perrücke ab).

Die Täuschung muß verschwinden, ich bin
Der Herzog, der Jolanthens Hand
Gewinnen und durch reine Liebe
Den Trug vergessen machen wollte,
Zu dem die Liebe mich verleitet.
Ich hab' das Spiel verloren, seh' ich,
Und trage Euren Spott.

Jolanthe (zu Abigail).

Weil es
Nun einmal angefangen ist,
Vollendet's auch, Prinzessin!

Abigail.

Falsche,
Den Bund der Mädchenherrschaft hast Du
Erfunden, willst Du ihn zertrümmern?

König.

Die Königin hat Recht. Erbitten
Läßt sich die Liebe nicht, und Hochzeit
Soll man auf falschem Wege nicht
Erschleichen wollen. Lieber Herzog,

Ihr müßt Euch in Geduld gefallen
Wie andere verliebte Männer.
Anselmo aber blieb stets redlich,
Der Hochzeit steht kein Hinderniß
Entgegen.

Lucinde.

Wenn Du folgsam bist.

Anselmo.

Schweig!

Lucinde.

Ach, ein wenig hätte ich
Schon gerne weiter mitgespielt.

Anselmo.

So schweige doch in letzter Stunde!
Ich fühle ohnehin mich gar
Nicht sicher, ehe Alles nicht
Vorbei, die Königin von Schein
Kann uns noch überraschen wollen.
König und Herzog begeben sich zu Anselmo, die Königin-Mutter zu Lucinde.)

Königin-Mutter.

Zur Trauung ist's wohl höchste Zeit,
Der Pfarrer wartet lange schon.

Abigail.

Er wird noch länger warten müssen.
Die Majestät bemerkte heute,
Wie große Kosten meine Wünsche
Dem Land verursachen. Ich hielt
Das Wort aufrichtig fest und prüfte,
Ob ich nicht wirklich sparen könnte,
Da fiel mir ein, das Collier
Der Somru wäre doch zu theuer.
Anselmo, mach' Dich auf die Reise
Und hol' den Juwelier schnell ein;
Bis Indien folgst Du ihm, weiter,
Kurz, bis Du ihm begegnet bist.
Er lasse diesen theuren Kauf!

Anselmo.

Ach,
Laßt mich nur meine Hochzeit halten,
Dann in des —

Abigail.

— Teufels Namen willst
Du reisen? Klüger ist, o glaube,
Du reisest früher.

Anselmo.

Wenn ein And'rer
Lucindens Herz bestrickte —

Jolanthe.

Besser
Ein ungetreues Mädchen, als
Ein ungetreues Weibchen.

Königin-Mutter.

Richtig!

Abigail.

Sofort besteige Deinen Wagen,
Der Weg ist weit und zögerst Du,
So kehrst Du später heim. D'rum geh'!

Anselmo.

Die Ahnung war nur allzurichtig!
Ein solches Unglück! Gott, o Gott!
(Ab.)

Abigail (zu Lucinde).

Du führest morgen in der Sitzung
Das Protokoll.

Lucinde.

Auf Eichenrinde,
Wenn Ihr befehlt.

König.

Der Streich galt uns, er gibt
Die Antwort mir auf die Erhebung
Der Prinzessin zur Königin.
Nun gut, wir spielen dieses Spiel
Noch eine Weile weiter, doch
Mit meinen Mitteln jetzt und wollen
Seh'n, wer am Ende doch gewinnt.

Abigail.

Das Fest, das lust'ge Fest beginne,
Ihr Musikanten, spielt das Lied
Des königlichen Sängers, der
Die Jungfrau pries als Zier der Welt!

(Musik.)

(Der Vorhang fällt.)

(Schluß des zweiten Actes.)





Gedichte

von

Norbert Hoffmann.

Sommertag.

Du Sturm, heut' grüß' ich Dich als Freudebringer,
Da Du mir Wolk' und Wetter hast verjagt!
Wie Du um mich gebrauset, Du Bezwinger,
Hast Du Befreiung mir und Ruh' gebracht;
Danieder liegt vor Dir, Du mächt'ger Ringer,
Das Nebelgrau und meine Sonne lacht.
Nun mag der Aetherhimmel wieder blauen
Und süßer Duft auf's Neue niederthauen.

Nun aber lass' die Wipfel sanft sich neigen,
Und gönne mir ein lieblich Schattenspiel!
Lass' Deine Stimme flüstern in den Zweigen
Im holden Weben, Wogen ohne Ziel —
Und wie die Lichter auf- und niedersteigen,
Erweckst Du mir ein neues Hochgefühl:
Ein lieblich Spiel entringt sich neuer Stille
Und die Bewegung kündet Lebensfülle.

Wie sich nun rings ein frisches Athmen reget
Und Daseinsfreude lächelt allumher! —
Ich fühl' mich leise schaukelnd mitbeweget
Und treibe mit, so lässig hin und her —
Die Ruh', die nach dem Sturm ich still geheget,
Sie fluthet nun dahin im Lebensmeer — —
Wie hat sich alles doch so schnell gewendet,
Wie wird es wandeln noch und wie beendet?

Jetzt strömen mehr und mehr herab die Strahlen
Und heiß und heißer glüht der volle Tag;
Es mag kein Schatten mehr im Bach sich malen
Und keine Perle netzt die Ros' im Hag!
Nicht frommt mir Labung mehr aus vollen Schalen
Ein schwerer Sinn sinkt dumpfer Schwüle nach,
Und wie ringsum die Flur steht traumbefangen,
So liegt in Schlummer Freude und Verlangen.

Und heiße Dünste zittern in den Lüften,
Und graue Nebel steigen aus dem Thal —
Wie sie sich thürmen dort und hier zerklüften,
Verhüllen sie den hohen Aethersaal.
Ein dumpfes Stöhnen grollt aus Felsengrüften
Als wie ein Rufen nach dem Wetterstrahl.
Komm' wieder, Sturm, durchreiße banges Grauen,
Und sei's ein Ungeheures, lass' mich's schauen!

O komm' heran und mach' die Fluren zittern,
Du mächt'ger Ringer, übe Deine Macht!
O komm' heran und wühle in Gewittern,
Daß Wald und Felsenburg vor Dir zerkracht,
Und dröhnend sollst Du mir das Herz durchschüttern
Befreier Du! bring' Licht mir oder Nacht! —
— Schon bist Du da, es lodern auf die Flammen
Und Erd' und Himmel sind entbrannt zusammen!

In Florenz.

Der Citrone dunkle Blätter
Strahlen wieder, Mond, Dein Licht,
Duftend öffnen ihre Knospen
Sich vor Deinem Angesicht.

Glitzernd über Rosenbüsche
Schweift Dein heller Blick dahin,
Wie sie hin und her beweget
Kühler Hauch vom Apennin.

Ach, ich weiß, Dein stiller Zauber,
Schöner Stern, er meint es gut!
Wonnig hebt sich ihm entgegen
Meeresfluth und Liebesfluth —

Möchtest Du's nur mir erlassen
Nachzuleben süßer Macht —
Hülle Dich in Wolkenschleier,
Tritt zurück in dunkle Nacht!

Sieh', ich muß das Auge senken
Vor dem Silberglanz ringsum,
Denke nicht der fernen Liebe —
Mond, o Mond! weißt Du warum?!

Horch! es nahen helle Töne —
Ach! wer kommt da mit Gesang?
Es begleitet die Guitarre
Einer süßen Stimme Klang;

Und durch zweigumrankte Pforte
Tritt ein glücklich Paar dahin,
Setzt vor'm Rosenbusch sich nieder,
Trinkt den Hauch vom Apennin —

Leicht bewegt die Meereswoge
Flüstert leise jetzt das Lied,
Rauschet auf, wie jetzt der Sänger
Vor der Liebsten niederkniet — —

Und es schaut die dunkle Schöne
Den Geliebten lächelnd an — —
Duft entströmt den Blüthenknospen —
— Mond! das hast Du mir gethan!

Surgite!

Es geht ein neues Wogen
Durch die erschöpfte Welt,
Ein Wetter kommt gezogen,
Ein Sturm herangeflogen,
Vor dem das Schwache fällt!

Durch abgelebte Hülle
Bricht frische Lebenskraft,
Bricht mächtig trotz'ger Wille,
Und ungeahnte Fülle
Entbricht sich neuem Saft.

Verbrennet nur die Leichen
Der überreiften Zeit!
Fällt nur mit Todesstreichen
Die morschen Hochmuthseichen
Und kämpfet aus den Streit!

Hier gilt nur selbstlos Ringen,
Nicht andres schaffet Rath:
Nur Ein Lied laßt erklingen,
Das Euch erhebt auf Schwingen:
Das hohe Lied der That!

Aus Schmerz und Kraft erstehe
In jeder Brust ein Held!
Der Knechtschaft altes Wehe,
Der Lüge Nacht vergehe
In der erlösten Welt!





Ulrike von Levetzow.

Von

Carl Julius Schröer.

In ihrem Sinne. 4. Februar 1893.*

Ihr Lieben all, die freundlich wohlgesinnt
Mich zu begrüßen heut' gesonnen sind:
Ich lebe noch! Ihr staunt, daß ich noch lebe,
Nicht als geschiedner Geist Euch schon umschwebe!

Ich lebe! Wenn in der Lebend'gen Reigen
Mich wenig auch mehr lockt — hinabzusteigen,
Seh ich doch antheilsvoll, ach wie so gerne!
In das Gewühl, im Stillen aus der Ferne.
Und wenn die Jungen mitleidsvoll besprechen

Des Alters Leiden, Schwächen und Gebrechen,
So stimm' ich doch ganz mit der Jugend nicht,
Bringt doch das Alter auch manch freundlich Licht.
Es bringet mir aus weiter Himmelsferne
Gar hohe Botschaft von dem hellsten Sterne! —

Sie lautet, und Ihr kennt das hehre Wort,**
Er sprach's zu mir, es tönt noch fort und fort!
„Mehr als Vernunft, beseelt mit hohem Frieden
Die Lieb uns Sterbliche, wem sie beschieden.
Das Göttliche, das Ew'ge thut sich auf,

* Sie ist geboren den 4. Februar 1804.

** Sieh die Elegie in Goethe's Trilogie der Leidenschaft. Vgl. Epistel Pauli an die Philipper 4, 7.

Hebt zu den Sternen Liebe Dich hinauf!
Er meint die Liebe, die ohn' Selbstsucht ist,"
Die ihrer selbst im Ewigen vergißt.
So liebt' er mich, ich ahnt' es damals nicht.
Mir schien ihn hoch zu ehren einz'ge Pflicht.

Wenn er mich freundlich nannte Töchterlein*
Schien Niemand meines Gleichen mir zu sein!
War das kein Frommsein, wenn wir uns so ehrten,
Nichts Eins vom Andern weiter sonst begehrten?
Voll edler Liebe strömten die Gedanken

Von seinem Mund, wer kanns ihm jemals danken?
Doch wißt Ihr nicht, was Gut und Böse sei:
Aus diesem Quell' holt den Bescheid herbei:
Selbstlose Liebe wirkt ohn' Unterlaß
Das Gute. Bös ist nur: Selbstsucht und Haß.

* Sieh Goethe-Jahrbuch VIII, S. 165—186.





Das altnordische Herbstfest.

Von

J. C. Poestion.

Die alten Nordländer pflegten drei große Jahresopfer abzuhalten, die sich zugleich an den Wechsel der Jahreszeiten anschlossen: eines im Spätherbst, eines um Mittwinter und eines zu Anfang des Sommers. Jedes dieser drei Opferfeste wurde zu einem besonderen Zwecke gefeiert; um Wintersanfang wurde geopfert „zur Begrüßung des Winters" und „für ein gutes Jahr", d. h. für guten Verlauf des Winters, in der Mitte des Winters für gedeihliches Wachsthum, da von nun an wieder Leben in die Pflanzenwelt zu kommen schien, zu Beginn des Sommers endlich „zur Begrüßung des Sommers", und da jetzt die kriegerischen Unternehmungen wieder ihren Anfang nahmen, für Sieg bei denselben. Das größte von diesen Opfern war das Mittwinteropfer oder das „Jul"-Fest (d. h., wie allerneueste Forschungen wahrscheinlich gemacht haben, das lustige Fest), welches ursprünglich später als die christlichen Weihnachten, nämlich Ende Januar oder Anfang Februar, gefeiert, nach dem Verschwinden des Heidenthums aber mit diesen verschmolzen wurde. Das Herbstopfer und das Frühjahrsopfer können in Bezug auf die Bedeutung sowohl wie auch hinsichtlich der Zeit, in die sie fielen, eigentlich als Vor- und Nachfeier dieses nordischen, und zugleich allgemein germanischen Hauptfestes betrachtet werden, da auch sie in den Winter fielen — den langen, nordischen Winter.

Indessen entbehrte doch auch der Sommer nicht eines fröhlichen Festes, eines hochbedeutsamen sogar; es war dies das Lichtfest der Sommersonnenwende, das Mittsommerfest, welches zu dem Lichtfeste des Winters, den Jul, den zweiten Angelpunkt des nordischen Jahres bildete, aber zur Zeit der Vikinger wegen deren Abwesenheit von der Heimat noch nicht so allgemein gefeiert und volksthümlich war, als später. Der Charakter eines Opferfestes scheint demselben nur in geringerem Grade eigen gewesen zu sein.

Durch ihre Nähe bei dem Julfeste einerseits und dem Mittsommerfeste andererseits haben das Frühlings- und das Herbstfest allmählich an Bedeutung eingebüßt, besonders nachdem einmal das Christenthum im Norden Eingang gefunden hatte. So lange aber das Vikingthum noch in der Blüthe stand und die heidnischen Opfer dargebracht wurden, also auch ein religiöses Moment sich geltend machte, scheinen diese beiden Feste ein hohes Ansehen genossen zu haben, und zwar, wie schon angedeutet, auf Kosten des Mittsommerfestes. Das kam ganz natürlich. Sowie der Sommer sich ankündigte oder, wie es in den Sagas typisch heißt, „die Witterung besser wurde, der Wald zu blühen, das Gras zu grünen begann und die Schiffe hinfahren konnten zwischen den Ländern", traten die jüngeren Männer nach der winterlichen Erholung wieder ihre Viking- oder Handelsfahrten an, und das Frühlingsopfer ward dadurch zugleich zur Abschiedsfeier. Kamen die Fortgezogenen beim Nahen des Winters wieder wohlbehalten und reich an Beute oder Gewinn zurück, so war das Herbstopfer für sie und ihre daheimgebliebenen Angehörigen nicht nur ein Dankesfest für glückliche Unternehmungen und gute Ernte, sondern auch eine fröhliche Feier des Wiedersehens. Die beiden Opferfeste waren daher auch Familienfeste.

Aus dieser Eigenart der beiden Feste ergibt sich auch, daß jedes derselben wieder sein ganz bestimmtes Sondergepräge trug. In die Freude des Frühlingsfestes, erweckt durch das Wiedererwachen der Natur und die Aussicht auf den sommerlichen Gewinn, mischte sich der Schmerz des Abschiedes von den Lieben, die bange Furcht des Weibes, der Kinder, der greisen Eltern, daß der Ernährer, der Verlobte, der Sohn oder ein anderes theures Familienglied von der gefährlichen, fast stets mit kriegerischen Abenteuern verbundenen Fahrt vielleicht nie mehr zurückkehren würde . . . Das Herbstfest hingegen hatte voll-

kommen den Charakter eines Freudenfestes, und wurde auch als solches empfunden von Allen, welche zugleich ein glückliches Wiedersehen feiern konnten. Und dies war ja doch zumeist der Fall. Noch ein anderer Umstand verlieh dem Herbstfeste eine besondere Bedeutung und bewirkte, daß demselben mancher sonst gar wirscher Gesell und manche holdschämige Maid mit gleich ungestümen Sehnen den ihnen allzu lang dünkenden Sommer hindurch entgegensahen: bei der Herbstfeier wurden nämlich auch die „Brautläufe“ oder Hochzeiten abgehalten. Somit war dieses Fest in jeder Beziehung auch ein Herzensfest der heldenhaften Vorfahren unserer nordischen Stammesbrüder.

Wie wurde nun aber das altnordische Herbstfest gefeiert? Eine ausführlichere Beschreibung desselben ist uns nicht überliefert worden. Jedoch finden sich in den Sagas immerhin einige Andeutungen, welche uns ein beiläufiges Bild davon geben. Der Zeitpunkt des Festes scheint die Mitte des Monats October gewesen zu sein, um welche Zeit nach dem altnordischen Kalender, der das Jahr in zwei Hälften zerlegte, der Winter begann. Geopfert ward dem Frey, dem Gotte der Fruchtbarkeit und Spender des Reichthums; aber auch Disenopfer sind beim Herbstfeste abgehalten worden. Ob dem Frey ursprünglich auch bei dieser Gelegenheit Menschenopfer dargebracht wurden, wie dies beim Julfeste der Fall war, ist nicht zu entscheiden. Wohl aber wissen wir, daß ihm zu Ehren Ochsen, besonders solche von schwarzer Farbe, dann auch Pferde geschlachtet worden sind. Der Vorgang bei diesen Thieropfern war ungefähr folgender.

Das Volk versammelte sich im Haupttempel. Die zur Opferung bestimmten Thiere wurden außerhalb des Tempels geschlachtet, und zwar an einer bestimmten Stelle, wo sich das Blut in einer Vertiefung sammeln konnte. Etwas von dem Blute wurde in ein Gefäß gethan und daraus im kapellenartigen Heiligthume des Tempels mit einem Sprengwedel über das anwesende Volk gesprengt. Sodann wurden der Altar, die Götterbilder und die Wände des Tempels mit Blut bestrichen. Waren diese Ceremonien mit dem Blute der Opfer vorüber, so begab sich das Volk in eine andere Abtheilung des Tempels, das Langhaus, wo das Fleisch gekocht und der Opferschmaus gehalten wurde. Man brachte zu demselben wohl auch die Götterbilder herbei und setzte ihnen von dem Fleische und Fette vor, da sie ja als der Speise bedürftig angesehen wurden. An den Schmaus schloß sich sofort

auch der Trunk an, der, wie vorher die Opferspeise, von dem Vorsteher der Opfer gesegnet wurde, und damit begann nun der heitere Theil des Festes. Zu beiden Seiten der Feuer, die im Langhause zwischen den beiden Bankreihen auf dem Fußboden brannten, saßen die Theilnehmer. Der Vorsitzende brachte feierliche Trinksprüche auf die Götter aus, und zwar wurde beim Herbstopfer besonders Frey's Horn geleert „um ein gutes Jahr", aber doch auch auf andere Götter und Göttinnen getrunken. Diesen letzteren wurde übrigens zu Beginn des Winters häufig ein eigenes Fest dargebracht; es war dies eben das Disenopfer. Unter Disen verstand man nämlich Göttinnen, in der Regel die geringeren, und zwar besonders die Schutzgöttinnen, den Nornen und Fylgien (Folgegeistern) verwandte Wesen. Das Opfer für dieselben wurde auf die gleiche Weise abgehalten, wie das für die Götter, jedoch in einem eigenen, wie es scheint vom Tempel abgesonderten, wenn auch im weiteren Sinne zu diesem gehörigen Local, dem Disensaale, und unter der Leitung einer Frau oder besonderen Tempelpriesterin, welche auch alle religiösen Functionen ausübte. Außerdem war es aus einem bisher nicht aufgeklärten Grunde Sitte, beim Disenopfer um den Disensaal herum zu reiten.

Mit dem Opfer verbunden und an dieses sich anschließend, war, wie schon angedeutet, ein Trinkgelage mit all' dem Zeitvertreib und den Spielen, welche bei einem solchen beliebt waren. Dasselbe wurde gewöhnlich mehrere Tage, ja oft Wochen hindurch fortgesetzt. Bei günstiger Witterung unterhielt man sich wohl auch mit festlichen Spielen im Freien. Von den Bewohnern einer isländischen Landschaft wenigstens wird berichtet, daß sie zum Winteranfang Ballspiele abzuhalten pflegten. „Die Leute kamen aus der ganzen Umgebung zusammen: da waren große Spielhütten errichtet; die Leute wohnten da, und saßen einen halben Monat oder länger."

Weiteres Leben kam in das Herbstfest durch die „Brautkäufe" oder „Brautläufe", wie die Hochzeiten genannt wurden. Eine altnordische Hochzeit nahm beiläufig folgenden Verlauf. Der Bräutigam fand sich in Begleitung seiner Verwandten und Freunde — Männer wie Frauen — die er vorher eingeladen, im Hause der Braut ein, wo deren Verwandte und Freunde beiderlei Geschlechts, ebenfalls nach vorausgegangener Einladung, bereits versammelt waren. Fand die Hochzeit im Hause des Bräutigams statt, was jedoch seltener

geschah, so wurde die Braut von ihrem Vater oder Vormund sammt Verwandten und Freunden in feierlicher Procession dahin begleitet. Waren auf diese Weise alle Eingeladenen versammelt, so begann das eigentliche Hochzeitsfest. Bei demselben nahmen nach alter Sitte die Anwesenden ihre Plätze in einer gewissen Ordnung ein. Auf der einen langen Bank — in einer altnordischen Stube waren in der Regel zwei lange Bänke an den Seitenwänden und eine (Quer-) Bank an der dem Eingange gegenüberliegenden Wand aufgestellt — saß der Bräutigam mit seinem männlichen Gefolge, er in der Mitte; auf der anderen Langbank saßen der Vater oder Vormund der Braut, dessen eingeladene männliche Gäste, sowie die Hausgenossen; auf der Querbank saßen alle weiblichen Theilnehmer mit der Braut in der Mitte. Die Braut war bei dieser Gelegenheit mit einem eigenen Kopfputz aus Linnen, dem „Brautlinnen", geschmückt, einem langen leinenen Tuche, das so tief hinab reichte, daß zwei Weiber, die sogenannten „Linnenweiber", die Zipfel desselben trugen, wenn die Braut nach und von der Brautbank ging. In Gegenwart der Hochzeitsgäste scheinen die bei der Verlobung abgemachten Bedingungen für die Ehe neuerdings verkündet und bekräftigt worden zu sein; hierauf leerte das Brautpaar ein Horn zusammen, und das Trinkgelage begann, wobei zuerst Thor, dem Beschützer des häuslichen Lebens und der Ehe, dann Othin und den übrigen Göttern ein feierlicher Trunk dargebracht wurde. Die eigentliche Weihe der Ehe geschah dadurch, daß man der Braut den heiligen Hammer Thor's in den Schoß legte. Wenn die Nacht kam, wurde das junge Paar in die Brautkammer geleitet, und erst nachdem dasselbe vor Zeugen sich unter *eine* Decke gelegt, war die Ehe rechtsgiltig geschlossen und auch die Hochzeitsceremonie beendigt, obschon das Gastgebot noch mehrere Tage lang andauerte.

Auf solche Weise ungefähr wurde das altnordische Herbstfest in der heidnischen Zeit gefeiert. Nach der Einführung des Christenthums im Norden fielen die Opferungen weg, die Gastereien jedoch wurden beibehalten und zu Kirchspielfesten umgewandelt, denen man den allgemeinen Namen: *Bier-* oder *Trinkzeiten* gab. In Westgothland wurden sie ausdrücklich auf den nächsten Sonntag nach Martini gelegt; in den anderen Ländern fielen sie in beiläufig dieselbe Zeit. Es sind ganz die deutschen Kirchmessen (Kirmessen), die ursprünglich heidnische Erntefeste waren, dann von der Kirche geweiht wurden und

bis heute die größte Fest- und Gastzeit der deutschen Bauern sind. Auch die Sitte, Brautläufe zur Zeit des Herbstfestes abzuhalten, vererbte sich weiter. In Schweden, bei den Nordfriesen und in anderen nordischen Gegenden, wo noch alte Bräuche festgehalten werden, ist der Winterbeginn, das heißt die Zeit von den Adventen, die eigentliche Heiratszeit.

In ihrem Bestreben, die wichtigeren heidnischen Feste durch christliche zu decken, hat die Kirche den Versuch gemacht, das Fest des Erzengels Michael (am 29. September) dem alten Dankesfeste für die Ausbeute des Jahres anzupassen. Aber der Versuch scheiterte wohl an dem Umstande, daß das heidnische Herbstfest mehr ein Dank für die auf der Vikingfahrt im Sommer erworbene Beute als für den Ertrag der Erde war. Mit dem Verbote dieser Raubzüge schnitt die Kirche dem Feste selbst die Wurzel ab. Die neue Doppelfeier für den Erzengel und die Herbsternte hatte kein Lebensmark und wurde niemals zu einem Volksfeste. Ein Theil der früheren Herbstfeier scheint auf den Martini-Tag (11. November) übergegangen zu sein, der im Norden, wenigstens noch im sechzehnten Jahrhundert, ein gewisses Ansehen genoß, und in der Regel sowohl bei Hofe wie beim gemeinen Mann durch eine gesellschaftliche Zusammenkunft gefeiert wurde. Die Schuljugend, welche immer bereit war, wo es etwas zu verdienen gab, pflegte bei dieser Gelegenheit wie zu Weihnachten von Haus zu Haus zu gehen und auf den Tag bezügliche Lieder zu singen. Das Festgericht am Martins-Tage war in der christlichen Zeit — auch im Norden — und bei Hoch und Niedrig der Gänsebraten. Es ist nicht unmöglich, daß wir in dieser Festspeise eine Erinnerung an die alten Opfer besitzen. Diese Sitte war übrigens bei allen gothisch-germanischen Völkern zu finden und ist bekanntlich noch nicht ausgestorben. In England werden jedoch die Gänse nicht am Martini- sondern am Michels-Tage gegessen, dessen Stellvertretung für das alte Herbstfest sich also hier am längsten erhalten zu haben scheint.



Gedichte

von

Anna Vivanti.*

Aus dem Italienischen übertragen von Franz von Gernerth.

Denkst Du daran?

Gedenkst Du noch, o sag', der schönen Zeit,
Da Arm in Arm wir unsres Weges zogen,
Im Blick ein Lächeln stiller Seligkeit?

Denkst Du daran, wie stolz wir gaben kund,
Als wären Neuvermälte wir vom Lande,
Vor allen Leuten unsrer Herzen Bund?

Und weißt Du noch, wie sie uns nachgeschaut,
Wenn sie des Wegs an uns vorüber kamen,
Und wie darüber wir gejubelt laut?

Und denkst Du auch daran, als Abends spät
In hast'ger Eile wir nach Hause kehrten,
Und ich um Dich vergaß auf mein Gebet?

O denkst Du noch daran — nicht lang ist's her —
Daß wir zusammen unsres Weges gingen? —
Und heute grüßen wir uns ach! nicht mehr.

* Lirica di Annie Vivanti (George Marion). Quarta Edizione. Milano. Libreria Editrice Galli. 1891.

Wenn ich fort bin.

Bin ich geschieden, wird Dein Herz sich kränken;
Du magst vielleicht oft stolz das Haupt erheben,
Ein Lächeln mag um Deine Lippen schweben;
Doch meine Stimme wird sich leise senken
Ins Ohr Dir, und Dein Herz wird drob erbeben.
Ja, meiner Stimme wirst Du stets gedenken.

Und bin ich fort, dann kehrst zurück Du wieder
Zu Deinen Büchern und zu ernsten Dingen;
Doch wird mein Lachen hell dazwischen klingen,
Als ließ' ein Vöglein sich vorm Fenster nieder.
Und dieser Laut wird Dir zum Herzen dringen,
Und ihn vergessen wirst Du nimmer wieder.

Und bin ich fort, wirst Du behaglich leben
Und, kommt die Nacht, in festen Schlaf versinken;
Doch wird im Traume Dir mein Antlitz winken,
Und linde wird mein Athem Dich umschweben,
Und meiner Küsse Wonne wirst Du trinken —
Kann's ein Vergessen meiner Liebe geben?

Ja wenn ich fort bin, wirst Du mich erst lieben;
Nachsichtig, zärtlich wirst Du mit mir werden
Und mir verzeih'n die trotzigen Geberden.
Wär' ich selbst herzlos, würdest Du mich lieben
Und hättest nur den Einen Wunsch auf Erden:
Daß ich doch immer wär' bei Dir geblieben!

Ja, wenn ich fort bin, wird Dein Herz sich kränken.

Es war einmal.

Es war einmal ein dreister Cavalier,
Der tausend Schönen raubte
Des Herzens Ruh mit lüsterner Begier.

Für ihn erglühte manche Herzogin;
Doch nicht nur stolze Damen,
Auch holde Jungfrau'n schwärmten still für ihn.

Da trat ihm einst entgegen auf dem Weg
Ein braun Zigeunermädchen
Und sah ihn an mit Augen, groß und keck.

„Willst Du mich lieben?“ rief er wie zum Gruß;
— „Ich will nicht!“ war die Antwort.
Da drückt' er auf den Mund ihr einen Kuß.

Sie schauderte. Doch schüttelt sie das Haupt:
„Ich will nicht Deine Liebe.“ —
Und rasch er wieder einen Kuß ihr raubt.

Da blitzt' aus ihren Augen dunkle Glut,
Und blitzt' an ihrem Gürtel
Der blanke Dolch, der sie beseelt mit Muth.

Sie liebte ihn. — Dann aber ihre Hand,
So zart zugleich und kräftig,
Für immer durch den Tod sich ihn verband.

Virgo.

Sie wuchs heran unter Flüchen, unter Schlägen,
Dies lieblich zarte, schüchterne Kind!
Mit zwanzig Jahren schon mußte sie sterben,
Ein unschuldig Herz und milde gesinnt.

Jetzt wandelt auf den gestirnten Wegen
Des Himmels sie barfuß und müde hin
Und pflückt mit zitternder Hand die Sterne,
Die rings wie silberne Lilien glühn.

Und sieh! Die Engel voll Ehrfurcht neigen
Vor ihr das Haupt, mit Strahlen geziert,
Und schau'n auf den Mund im blassen Antlitz,
Den niemals noch ein Kuß berührt.

Porträt.

Meist still und schüchtern hab' ich ihn gesehn,
Doch manchmal war er auch befremdend kühn;
Bald riß zur That der Augenblick ihn hin,
Bald blieb er lang entschlußlos stillestehn.

Erhaben war die Stirn, gedankenvoll,
Die Lippen schmal, ein Lächeln selten gar,
Das Antlitz blaß und dunkelbraun das Haar
Und braun das Aug', dem mildes Licht entquoll.

Er war im Stande, in derselben Stunde
  Zu sprechen viel und nichts dabei zu sagen,
Und wieder viel zu sagen mit geschloss'nem Munde.

Er war zerstreut und matt, voll Unbehagen.
— Doch eines Tages gibt er Seel' und Leben
  Für seine Lieb', wenn diese ich bin eben.



Warum?

Von

Henrica G.

Rosen, die mir einst geblüht,
Grüßt ihr duftend mich von ferne?
Funken, in mein Herz gesprüht,
Sandten heut' dich jene Sterne,
Die, wenn Sommernacht gedunkelt
Mir verheißungsvoll gelacht;
Lockend mir ins Aug' gefunkelt
In manch' öder Winternacht?
Die mir einst ein Lied gesungen
Wie von Dichterglück und Leid,
Bis ich wähnte, mir erklungen
Sei der himmlische Bescheid;
Bis ich wähnt', es kämen Tage
Wo, was meine Seele kämpft,
— Nicht mehr Seufzer, nicht mehr Klage —
Hell erklingt und ungedämpft.
Wo ein leidend menschlich Herz
Bahn sich bricht zu Licht und Sonne
Und der eig'ne tiefe Schmerz
Andern wird zu Lust und Wonne;
Und ich wähnt', weil ich empfinde,
Was so mancher nicht empfand,
Auch mein Herz den Weg einst finde
In des Dichters Zauberland.

Und es klang und sang und glühte
Mir im Kopf und in der Brust:
Alles, Alles wuchs und blühte,
Rosen, Dornen, Schmerz und Lust —
Plötzlich kam ein tiefes Schweigen,
Unvollendet blieb das Lied:
Mir nur meine Ohnmacht zeigen
War's, was das Geschick beschied.
Ich verstand sie, jene Stille —
Beugte mich der Lehre Macht:
Es verklärt nur Himmelswille,
Was ein menschlich Herz erdacht.
— Rosen, die mir einst erblüht,
Warum mahnt ihr mich von ferne?
Funken, in mein Herz gesprüht,
Sandten heut' dich jene Sterne?





Betrachtungen eines Regenschirms.

Von

Wilhelm von Wartenegg.

Wer nicht als Regenschirm geboren wurde, kann wohl keine Freude am schlechten Wetter haben, und selbst ein solcher, wenn er sprechen könnte, würde vielleicht seufzend sagen: „Oh warum habe ich keinen anderen Beruf erwählt?“

Ich weiß etwas davon zu sagen: Ich kannte einmal ein Brüderpaar, das hatte als Galoschen das Licht der Welt erblickt. Sie waren wie zwei kleine Zwillingssclaven aus Central-Afrika an Hautfarbe und Gesinnung. Die schlossen Freundschaft mit einem Parapluie, mit dem ich damals zeitweilig Umgang hatte, und das gerade zusammengerollt in einer Ecke lehnte.

„Heute schon ausgewesen mit der Herrschaft?“ frug der eine Zwilling so von unten 'rauf.

Das Parapluie, welches feucht und verdrießlich war, zuckte nur so ein bischen mit den Falten und sagte: „Elendes Leben, das ich führe! Oh über den Undank der Menschen!“

„Woso?“ riefen erstaunt die beiden Schwarzen, denn sie waren von geduldiger Natur und von Jugend auf gewöhnt getreten zu werden.

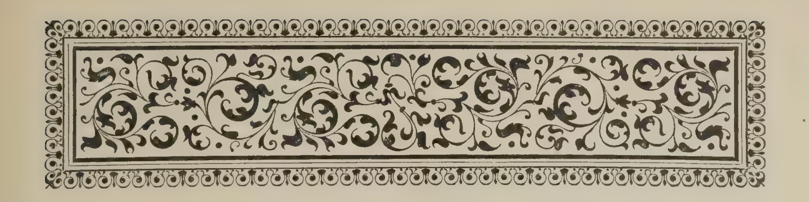
Nun begann das Parapluie zu erzählen, da es bekanntlich süß und angenehm ist, für seine Klagen geduldige Zuhörer zu finden, und wenn auch etwas hochmüthig in seinem Wesen gegen niedrig stehende, es erfaßte die Gelegenheit, ließ noch einige Tropfen absickern und fing an:

„Jawohl, Undank regiert die Welt; auch mein Herr behandelt mich nicht nach Verdienst und meiner Herkunft würdig. Alle drei Reiche der Naturgeschichte waren thätig mich zu bilden; vom kleinen Seidenwurm bis zum Vertreter des Fischbeins bin ich zoologisch gebildet, ein Bimbambusrohr hat mir den sicheren Stiel verliehen und das Reich der Metalle lieferte meinem Griff den Hauptschmuck. Wie oft mein Herr auch diesen Griff erfaßt — richtig begriffen und erfaßt hat er mich nie. Er bildet sich ein, ein Dichter zu sein, die Menschen und ihre Gefühle schildern zu können, und vermag nicht einmal die Gefühle eines Regenschirms zu verstehen. Längst müßte er sonst bemerkt haben, daß mir ein gewisses kleines Parasol nicht ganz gleichgiltig ist. Aber wenn die Besitzerin desselben es aufspannt, zwingt er mich geschlossen zu bleiben, und ich darf mich nicht vor meinem Ideal entfalten. Wie rücksichtslos gegen mich, der ich ihn doch so oft beschirme. Er öffnet mich bei strömendem Regen; was Wunder, wenn ich dann stets in gespanntem Verhältnisse stehe zum Himmel und zur Welt. Ja, mehr noch, neulich war ich irgendwo in Gedanken stehen geblieben, da holte er mich zurück und schimpfte so sehr, daß ich genöthigt war mich bei heftigem Winde umzudrehen, und heute hat er mich sogar naß zusammengerollt. Ist das die Behandlung, die ich verdiene? Aber ich werde mich rächen, und wenn das nochmals passirt, so werde ich platzen, wenn er mich wieder öffnet."

Die Gummigaloschen schwiegen erst betreten, dann flüsterte der eine Gummizwilling dem andern zu: „Er ist unzufrieden und nimmt doch, wenn er im Dienste ist, einen der höchsten Plätze ein, indessen wir nicht tiefer placirt sein könnten."

„Wer ist zufrieden auf dieser Welt?" meinte der andre Zwilling, denn er war ein Philosoph.





Gedichte

von

Helene Migerka.

Die Zukunftsdichter.

Die Realisten.

Die Dichter der Zukunft,
Wie sehen sie aus?
Im Schmutze nur wühlend,
Das Schöne nicht fühlend,
Verstandeserhaben,
Im Schwulste begraben;

Im Stil nicht verständlich,
Im Inhalt ganz schändlich,
Die Wahrheit begehrend,
Doch Häßliches lehrend,
Die Sprache verrenkend,
Sich Worte erdenkend;

Das Alte verachtend,
Sich selbst nur betrachtend
Und lobend in Milde
Die eigene Gilde,
Die Dichter der Zukunft —
So sehen sie aus!

Die Symbolisten.

Die Dichter der Zukunft,
Wie sehen sie aus?
Vom Morgenroth träumend
Den Pegasus zäumend,
Das Schöne begehrend,
Doch niemals erklärend;

Im Stile bombastisch,
Im Inhalt phantastisch,
Voll heißer Gefühle,
Beständiger Schwüle,
Die Zukunft ersehnend,
So goldig sie wähnend;

Das Alte verachtend,
Sich selbst nur betrachtend
Und lobend in Milde
Die eigene Gilde,
Die Dichter der Zukunft,
So sehen sie aus!

Vorfrühling.

Hell in das Fensterlein
Lächelt ein lichter Schein,
Mir um die Stirne lind
Fächelt der Morgenwind.

Flimmernd im Eisesglanz
Steht noch der Berge Kranz,
Schimmernder Frühlingsschein
Weht schon in's Thal herein.

Wieder sein Wasser fand
Brunnen am Wegesrand,
Sonne, sie löset d'rauf
Runen des Winters auf.

Selig aus langem Traum
Ringt sich der Apfelbaum
Schwellend in seinen Saft
Dringt schon des Lenzes Kraft.

Siegendes Sonnenlicht,
Flieh hinter Wolken nicht!
Leuchtender Frühlingsschein,
Zieh' in die Herzen ein!

Die junge Frau.

Die höhere Mathematik
Sie trieb mit viel Verstand,
Der Wirthschaft Kosten berechnen,
Blieb stets ihr unbekannt.

Man lehrte das Schöne sie lieben
Und schlechte Bücher flieh'n,
Jetzt liest sie nur Dutzend-Romane
Von andern ausgelieh'n.

Sie kochte in gräflicher Küche
Wohl durch ein halbes Jahr,
Es zittert vor Launen der Köchin
Das junge Ehepaar.

Sie lernte auch schneidern mit Eifer
Wohl durch gar lange Zeit,
Die erste Firma des Ortes
Ihr liefert jedes Kleid.

Hygiene und Wundenbehandlung
War ihres Studiums Schluß,
Den schlimmen Finger des Kindes
Die Köchin heilen muß.

Sie las über Pflege des Kindes
Das beste Werk genau,
Es pflegt und erzieht ihre Kleinen
Die alte Kinderfrau.

Es nennen sie alle gebildet
Und überaus gescheidt,
Doch wäre sie nicht so „gebildet“,
Sie brächt' es auch so weit.



Gedichte

von

Carl Skala.

Hausmittel.

I.

Drückt Dich das Alter sorgenschwer —
Schlag' auf das Buch „Erinnerung“
Und blätt're drin die Kreuz und Quer:
Gleich wirst Du wieder froh und jung.

Vergessen darfst Du nur das Leid —
Die Freude halte fest im Arm;
Dann schlägt Dein Herz, zum Trotz dem Neid,
Wie einst und ehe voll und warm.

II.

Noch ein andres Mittel weiß ich,
Das die Wirkung nie verfehlt:
Nimm ein Glas voll guten Weines —
Und Du wirst wie neu beseelt.

Einer Näherin.

Es schwirrt das Rad, die Nadel fliegt
Von einem End' zum andern
So rasch, wie nur der Blitz im Draht,
Wie nur Gedanken wandern.

Du aber treibst das Rad zum Schwung,
Es eint sich Sammt und Seide,
Womit ein andrer Leib sich schmückt,
Dir nicht zum Neid und Leide.

Und doch, wer dieses Brauthemd sieht
Mit Spitzen und mit Falten,
Wem schweben da vor'm Auge nicht
Gar wunderbar Gestalten?

Du siehst die Braut, den Bräutigam
Und denkst wohl an den Deinen:
Wann wird mit ihm am Traualtar
Der Himmel Dich vereinen!

O klage nicht! Wer weiß, wie bald
Magst jene Du bedauern,
Weil unter Spitzen und Besatz
Oft schwere Sorgen lauern.

Im Frühlingskleid, im Blumenschmuck,
Den die Natur gegeben,
Wird ohne Diamantenpracht
Dir blüh'n ein heit'res Leben.

Gewitter.

Ein Schauspiel nennst Du Blitz und Donner
Doch ist's gar oft ein Trauerspiel,
Wenn, wie von fremder Hand getroffen,
Ein Leben jäh als Opfer fiel.

Ein Blitz, ein Schlag! In tausend Trümmer
Zerschmettert liegt das ganze Haus,
Und die darin so glücklich waren —
Als Todte trägt man sie hinaus.

Ein Schauspiel ist der Kampf der Wetter,
So lang' er tobt in Wolkenhöh'n;
Doch tragisch wird er, wenn verheerend
Sie auf die Erde niedergeh'n.

Natur! In Deinem Reich ist ewig
Gebettet in den Tod das Sein;
Was heute noch ein Rosenhügel,
Deckt morgen schon der Leichenstein.

Einem Kritikaster.

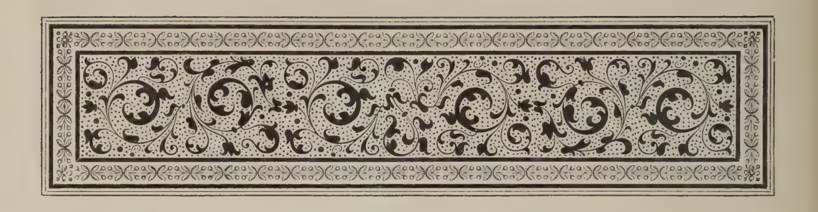
Du tadelst, daß nicht immer glatt
Der Verse Leib gemeißelt ist,
Womit in manchem Liebeslied
Des Herzens Frühling ich begrüßt.

Als ob die Dichtung Schuhwerk wär',
Prüft Deine Hand am Vers das Maß,
An jeden Reim das spitze Ohr
Legst Du wie Küper an das Faß.

O merke Dir: Was göttlich ist,
Mit aller Macht die Formen bricht;
Die Quelle stört kein Kieselstein —
Ein Dichter feilt und drechselt nicht.

Gedankenlesen.

In Deinen Augen wollt' ich lesen,
Was insgeheim im Herzen spricht!
Doch kaum zum Schlusse konnt' ich kommen
Von diesem reizenden Gedicht,
Weil mitten im Gedankenlesen
Die süße Antwort kam zurück —
Und Aug' in Auge lasen Beide
Wir uns'rer Liebe stilles Glück.



Dänische Wandertage.

Von

Carl Seefeld.

Ein leider nur kurzer Ausflug nach Dänemark hat mir in zweifacher Beziehung angenehme Ueberraschungen bereitet. Ich fürchtete auf Grund der bisherigen Erfahrungen, mit zunehmender nördlicher Richtung auf immer kältere, zugeknöpftere, abstoßendere Menschen zu gerathen und lernte in den Dänen das liebenswürdigste, munterste, herzlichste Völkchen kennen. Andererseits hatte ich von den landschaftlichen Reizen der dänischen Inseln eine sehr geringe Meinung und war um so freudiger enttäuscht, besonders im Norden von Kopenhagen, Gegenden zu finden, deren eigenthümliche und mannigfaltige Schönheit auch auf den verwöhntesten Naturfreund nicht ohne Eindruck bleiben kann.

Der „Dyrehave“ (Thiergarten) allein schon, dieser herrliche, von der Stadt leicht zu erreichende Naturpark, mit seinen so malerischen hundertjährigen Eichen- und Buchengruppen, mit seinen im saftigsten Grün prangenden Wiesen von ungeheurer Ausdehnung, auf welchen Heerden zahmer Hirsche und Rehe, ohne sich durch die Annäherung der Spaziergänger im geringsten stören zu lassen, behaglich Weide halten, und mit den häufigen Ausblicken auf das im Sonnenglanz schimmernde, durch zahllose Segler, Dampfer, Fischerboote u. s. w. belebte unendliche

Meer — ist eine landschaftliche Sehenswürdigkeit ersten Ranges, welcher wohl keine zweite große Stadt etwas Ebenbürtiges an die Seite zu stellen hat. Stundenlang kann man in diesem Parke auf vortrefflich gepflegten Wegen umherwandern und wird stets wieder neue Schönheiten, einen prächtigen Aussichtspunkt oder einen stillen Waldsee oder eine lieblich gelegene Ansiedlung und Aehnliches, entdecken. Die Bewohner Kopenhagens wissen denn auch diese Naturschätze gebührend zu würdigen. Zumal an vom Wetter begünstigten Sonn- und Feiertagen vermögen die unterschiedlichen Beförderungsmittel, als: Eisenbahn, Dampftrambahn und Dampfschiffe, dem Andrange der Massen kaum zu genügen, welche Alle den geliebten „Dyrehave" zum Ziele erkoren haben. Da mein Besuch in den Monat Mai fiel, bot sich uns nebenbei auch das anmuthige Schauspiel dar, wie diese Ausflüglerschaaren, einem altnordischen Brauche und Glauben huldigend, mit grünen Zweigen geschmückt, den Heimweg antraten. Alt und jung, Männlein und Weiblein — ein Jedes hielt vor sich, hoch in den Lüften, einen Buchenzweig, um das junge Maienglück nach Hause zu tragen, so daß man, beim Anblicke dieser wandelnden grünen Colonnen sich wohl im Geiste an Macbeth's Stelle versetzt fühlen mochte, als er die unglaubliche Prophezeiung zur Wahrheit werden und „Birnam's Wald auf Dunsinan rücken" sah.

Mit dem Dyrehave sind aber die Reize der Umgebung Kopenhagen's noch lange nicht erschöpft. So kenne ich kaum etwas Genußreicheres als die Meerfahrt längs der Küste bis Skodsborg oder noch besser bis zur Nordostecke Seeland's, das ist bis Helsingoer. Schon die Ausfahrt aus dem belebten Hafen — zur Linken die „lange Linie", wo sich die elegante Welt der dänischen Hauptstadt mit Vorliebe einfindet, zur Rechten die zackigen Umrisse der kleinen Inselfestung Tre Krone — ist interessant. Dann tritt der Thiergarten bis an die Küste heran. Allmählig steigt das Ufer höher an und ist terrassenförmig mit den hübschen, ja oft prächtigen Villen und Gärten der reichen Städter geschmückt, während knapp darunter, am Wasser, armselige Fischerhütten und Häuschen, deren Schilfbedachung mittelst hölzerner Klammern befestigt wird, stehen, — eine Veranschaulichung des Gegensatzes der menschlichen Schicksale, die mit der vollen Unmittelbarkeit des physischen Eindrucks auf den Beobachter wirkt. Auf der andern Seite wird die Insel Hveen, wo einst Tycho de Brahe durch 21 Jahre seinen

astronomischen Forschungen gelebt hat, und die schwedische Küste sichtbar, auf der sich besonders die Häusergruppe der Festung Landskrona weißschimmernd vom bergigen Hintergrunde abhebt. In Skodsborg machten wir Halt, um dem mit großer Eleganz eingerichteten, riesigen „Badehôtel“ einen Besuch abzustatten. Die Aussicht, die man von der Terrasse des Hôtels und vor Allem von dem noch höher gelegenen, dazugehörigen Kaffeehause genießt, zählt zu den unvergeßlichen Reiseeindrücken. Was die Fahrt nur einzelweise und nach einander zu sehen gestattet, das übersieht das Auge von hier aus mit einem Schlage und in einem Gesammtbilde; auch ist es, für mich wenigstens, stets ein großer, kaum in Worte faßbarer Genuß, wenn ich das von zahlreichen Fahrzeugen belebte Meer von einem hoch gelegenen Punkte aus in weitem Umkreise überblicken kann. Auf der Weiterfahrt verengt sich die Wasserstraße immer mehr, die dänische und schwedische Küste rücken immer näher zusammen, bis endlich die engste Stelle des Sundes erreicht ist, dort wo Helsingoer mit dem malerischen Schlosse Kronborg auf dänischer und das weit ausgebreitete Städtchen Helsingborg auf schwedischer Seite sich in die Augen sehen.

Helsingoer selbst weist gar nichts Bemerkenswerthes auf; es ist so ärmlich und schlecht gebaut, wie die meisten übrigen dänischen Landstädte. Etwa eine halbe Wegstunde nordwärts davon liegt das kleine Seebad Marienlyst, dessen fast gänzlich verwahrloster Zustand zur Zeit unseres Besuchs damit zu erklären versucht wurde, daß „die Saison noch nicht eröffnet sei“. Wenn nur die Badeverwaltung noch rechtzeitig mit den Herstellungen fertig geworden ist! Hinter diesem „Seebade“ dehnt sich auf einer Anhöhe ein Wäldchen aus, in welchem, natürlich gegen entsprechenden Eintrittspreis, ein durch eine steinerne Säule bezeichneter Punkt als „Hamlet's Grab“ gezeigt wird. An Echtheit darf diese Ruhestätte kühn mit Julien's Grab in Verona wetteifern. Zu Füßen der Anhöhe rinnt „Ophelia's Quelle“. Hamlet's Grab, Ophelia's Quelle — welche Leckerbissen für strenge nach Murray reisende und bewundernde Engländer oder Amerikaner!

Ein wirkliches Interesse dagegen gewährte der Besuch des sagenreichen Schlosses Kronborg. In den Jahren 1577 bis 1585 von König Friedrich II. erbaut, ist dieses von mächtigen runden Thürmen flankirte, weithin das Meer beherrschende Schloß zugleich ein befestigter Platz, welcher mit Wällen, Gräben, Casematten und

Minengängen versehen ist. Ein großer Theil des gewaltigen, den Hofraum im Viereck umschließenden Quadersteinbaues dient jetzt als Caserne und hat in Folge dessen im Innern leider schon mannigfache Verunstaltung erlitten. Der noch unversehrt gebliebene Rest des Schloßgebäudes enthält in schmucklosen Zimmern eine Bildergallerie von sehr mäßigem Kunstwerthe, sowie die mit hübschen Holzschnitzarbeiten gezierte Schloßcapelle. Wundervoll ist die Aussicht, deren man sich vom „Telegraphenthurm“ aus über die Dächer, Schornsteine und Zinnen des Schlosses hinweg auf den stets von vielen Schiffen durchkreuzten Sund, sowie auf Nordseeland und die gegenüberliegende schwedische Küste erfreut. Auch hier auf Kronborg umspielen uns Shakespeare'sche Erinnerungen; ist es ja doch die Terrasse dieses Schlosses, auf welcher der Dichter den „Geist von Hamlet's Vater“ erscheinen läßt. Anderer Art wieder ist die Sage, die sich an die unterirdischen Gänge des Schlosses knüpft. Da in der Tiefe haust nämlich Holger Danske, der Schutzgeist Dänemark's, der — ein dänischer Barbarossa — an einem steinernen Tische schlafend und mit dem Barte an den Boden festgewachsen, mit seinen Gewappneten heraustreten wird, wenn Dänemark in höchster Gefahr ist. Doch nicht bloß die Sage, auch die Geschichte hat dieses Schloß mit mannigfachem Reiz umsponnen. Hier wird das kleine Erkerzimmer gezeigt, in welchem Caroline Mathilde, die unglückliche Gemahlin des Königs Christian VII., nachdem die Adelsverschwörung gegen sie und ihren Liebling Struensee ausgebrochen war, bittere Tage der Gefangenschaft verlebte. — Von Kronborg aus, dessen Batterien den Oerisund beherrschten, hoben die Dänen, nach dem Verfall der Hansa, von den vorüberfahrenden Schiffen, deren Anzahl auf jährlich 15—20.000 beziffert wird, den vielumstrittenen Sundzoll ein, der erst im Jahre 1857 von den betheiligten Nationen um die Gesammtsumme von 30,476.325 dänische Rigsdaler (= 69,181.257 Reichsmark) abgelöst wurde.* Heute beschränken sie sich darauf, eine genaue Statistik jener Schiffe zu führen. Zu diesem Zwecke ist auf der sogenannten Flaggenbatterie ein Militärposten aufgestellt, welcher mit Fernrohr und vortrefflichem Flaggenregister ausgestattet, sämmtliche den Sund passirenden Schiffe nach Zahl, Gattung und Herkunft auf schwarzer Tafel mit Kreide ver-

* Siehe das schöne Reisewerk: „Von der Ostsee bis zum Nordcap“ von Ferdinand Krauß (Wien und Leipzig, bei Rainer Hosch, 1888).

zeichnet, worüber dann ein täglicher Bericht an das Ministerium erstattet wird. Wie lebhaft sich der Schiffsverkehr durch diese Meerenge gestaltet, ergibt sich daraus, daß, wie der militärische Statistiker uns freundlich selbst mittheilte, an manchen Tagen über 100 Dampf- und Segelschiffe vorbeikommen, von denen die meisten der russischen, dänischen und schwedischen Nation angehören. Nach Vollendung des Nordostseecanals dürfte sich der Verkehr wohl kaum mehr auf der gleichen Höhe erhalten. An pittoreskem, geographischem und commerciellem Interesse läßt sich übrigens diese Wasserstraße nur noch mit drei Meerengen in der Welt vergleichen, nämlich mit dem Bosporus, der Straße von Gibraltar und dem Aermelcanal; sie ist an der engsten Stelle 6340 dänische Ellen breit, also beinahe dreimal enger als die Meerenge von Gibraltar und sechsmal enger als die Straße zwischen Dover und Calais.

Ein Abstecher auf schwedisches Gebiet bildete den Schluß unseres Ausfluges. Der Dampfer legt die Strecke von Helsingoer nach Helsingborg in dreißig Minuten zurück. Unser Besuch galt weniger der Stadt selbst, die außer stattlichen Neubauten und den gerade im Gang begriffenen, äußerst schwierigen Arbeiten zur Vergrößerung des Hafens, nichts Bemerkenswerthes bietet, als den uralten Thurme Kärnan (sprich: Tschernan), der, sie hoch überragend, schon von ferne her den Blick aller der schwedischen Küste Nahenden auf sich lenkt. Dieser Thurm ist das einzige Ueberbleibsel des Helsingborger Schlosses, das sich einst an derselben Stelle erhob und zur Zeit der Dänenherrschaft fast ebenso berühmt war, wie das gegenüberliegende Schloß Kronborg. Sein Name rührt wahrscheinlich davon her, daß er der Mittelpunkt oder Kern des ganzen Schlosses war; vermuthlich hießen alle die mächtigen Centralthürme der alten Schlösser Kerne. Es ist ein viereckiger massiver Bau, dessen Mauern eine Dicke von vier Metern besitzen und der etwa sieben Stöcke hoch aufsteigt. Jedes Stockwerk hat einen großen Mittelraum, das Hauptgemach, das zur Wohnung diente und vier kleine Nebenräume, die wie Nischen in die ungeheuer dicke Mauer versteckt sind und zum Schlafen oder andern Zwecken dienten. Von der Plattform des Thurmes bietet sich uns eine prachtvolle Rundschau auf den Sund, Nordseeland in weiter Ausdehnung und einen großen Theil von Schonen, während im fernen Westen hohe Berge sichtbar werden, über deren Namen und genauere Lage ich nichts Bestimmtes in Erfahrung

zu bringen vermochte. Leider befinden sich die hölzernen Stiegen und Stege, die zur Höhe des Thurmes hinaufführen, in derart baufälliger Verfassung, daß man sie kaum benützen kann, sondern sich, zumal bei der im Innenraume herrschenden fast gänzlichen Finsterniß, größtentheils an den als Geländer dienenden Stricken hinauf- und hinabziehen muß. Der Aufstieg auf dieses so interessante Bauwerk ist also geradezu ein halsbrecherisches Unternehmen und kann mit gutem Gewissen nur schwindelfreien und geübten Kletterern angerathen werden.





Liederblüthen aus dem Süden.

Illyrische Volkslieder,

mitgetheilt von

Ludwig Germonik.

Sehnsucht nach dem Süden.

Sehnsucht Schwingen
Nach dem Süden mich tragen,
Lockend klingen
Lieder, mir zu sagen:
Wo am Lebensbaum
Ewig blüht der Traum,
Feuriger die Herzen schlagen.
Wo vom Meer umwogt
Jünglinge, schwarzgelockt
Kühnen Tanz mit braunen Schönen wagen.

Südens Sonnen
Glüh'n in Lied und Reben,
Lebens Bronnen
Im Glanz der Schönheit streben.
Allen Widerstreit
Macht die Lieblichkeit
Der Harmonien wieder eben.
Lorbeer wird geweiht
Der Unsterblichkeit,
Marmor hält dort fest das flüchtige Leben.

Am Morgen.

Ihr den Morgengruß zu sagen,
Da die Dämmerung will tagen,
Darf die Seele fragen —
Schläft noch die Geliebte?

Leben braust heran in Chören,
Um mich Einsamen zu stören;
Ich mag sie jetzt nicht hören —
Schläft noch die Geliebte?

So mein Sinnen still verzweigt sich —
Da am off'nen Fenster zeigt sich
Und hernieder neigt sich
Morgenschön die Liebste!

Jetzt ist mir herum im Kreise
Hochwillkommen frohe Weise,
Und ich stimme ein zum Preise
Meiner Vielgeliebten!

Friedhof am Berge.

Dort am Berge, wo der Stern glänzt,
An dem gottgeweihten Ort,
Fromm' Gedenken manchen Stein kränzt,
Denn die Lieben ruhen dort.

Ich seh im Geist die Lippen regen,
Hör' ihren liebevollen Laut,
Fühle wundersam den Segen
Theurer Seelen, lieb und traut.

Wo des Segens Zauber waltet,
Hold gedeiht in unserm Heim
Alles blüthenfroh entfaltet
Aus der Liebe süßem Keim.

So sind sie uns nicht verloren,
Rasten nur im Friedenshort;
In den Herzen neugeboren
Leben die Verklärten fort.

Gesang der Jäger.

So ziehen wir aus zu der fröhlichen Jagd
Als glückliche Jäger, die nimmer verzagt,
Von felsiger Höh' sich das Wildpret geholt;
Dafür wird uns Dank von den Lieben gezollt.
Dann kreist mit dem Glas beim homerischen Mahl
Der Jagdabenteuer unendliche Zahl.

Und fallen die Blätter vom herbstlichen Baum,
Erwachet der Jäger vom Sommernachtstraum.
Wenn stille der Wald und kein Vogel mehr singt,
Die Rebhühner flattern, der Hase hoch springt,
Dann ist für den Jäger die herrlichste Zeit,
Die Jagd ist sein Leben, der Wald ihm geweiht!

Weinlied.

Liebliche Rebe
Am grünen Ried,
Solang ich lebe,
Preist dich mein Lied
Schattende Laube
Ladet uns ein,
Seele der Traube
Lächelt im Wein.

Goldener Blüthen
Du Königin,
Winzer dich hüten
Mit treuem Sinn.
Wandle des Armen
Trübsal in Lust,
Fülle mit warmen
Trieben die Brust.

Lied der Schnitterin.

Auf Hügeln und Matten,
In Sonne und Schatten
Wir eingeheimst haben
Die goldenen Gaben.
Es hat heut kein Mähder,
Kein Mädchen gefehlt,
Bis Alle und Jeder
Die Ernte bestellt.

Nach mir Alle spähen —
Und wenn sie mich sehen
Recht munter, behende,
Geht's rascher zu Ende.
Die lachende Laune
Von mir kennt das Land,
Ich werde „die braune
Marizza" genannt.

Glockenlied.

Am strahlenden Morgen
Flieh'n nächtliche Sorgen,
Wenn weckende Klänge
Ertönen vom See.
Das Glockengeläute
Den Frohsinn bedeute
Es tragen Gesänge
Hinweg alles Weh.

Zu jedem Vollbringen
Soll zauberisch klingen,
Damit es gedeihe,
Reinstimmender Sang.
Das Glockengeläute
Die Arbeit bedeute,
Ihr gibt wahre Weihe
Harmonischer Klang.

Wenn Kräfte ermatten
Und Abends die Schatten
Der Dämmerung schweben
Zur Erde herab:
Dann Glockengeläute
Den Frieden bedeute,
Im Geisterreich Leben
Noch über dem Grab.

Landsturmlied.

Landsturmmänner kommen da,
Wie die Wetterwolke,
Allen soll es frommen, ja,
Jedem aus dem Volke.
Zu des Landes Schirm und Schutz
Dröhnen uns're Tritte,
Fremden Feinden bieten Trutz
Wir in eurer Mitte.
Zu Kampf und Streit
Von nah und weit
Der Landsturm braust durch's ganze Land.
D'rum haltet Stand,
Der Eintracht Band —
Das macht unüberwindlich.
Jeden Tag und stündlich
Rufen der Begeisterung Flammen
Jünglinge zusammen
Freiwillig für's Heimatland!



Gedichte

von

August Silberstein.

Zur Zeit.

Naht der Sturm mit düster'm Rauschen,
Sängervöglein bange lauschen
In den schwanken Zweigen —
Doch die dürren Blätter hasten
Auszuflattern ohne Rasten,
Gaukeln tollen Reigen!

Und die Sonne wird bald grüßen —
Sänger fliegen dann mit süßen
Hochgewalt'gen Tönen. —
Das Verworf'ne morscht im Staube,
Mit dem Edlen wächst der Glaube:
Sieg wird allem Schönen!

Menschheitssage.

Es war an einem Busch voll Rosen,
Da sank Frau Eva an Adams Brust,
Den flücht'gen Wand'rer, mit Thränen und Kosen
Zu trösten für des Edens Verlust!

Das ferne Abendsonnenscheinen
Erhob das sel'ge verlor'ne Land,
Da hat Frau Eva, aus ihrem Weinen,
Das Antlitz noch einmal hingewandt.

Den letzten leuchtenden Gruß gewährte
Das Paradies dem Sehnsuchtsblick —
So blieb für immer der verklärte
Abglanz im Frauenaug' zurück!

Innen rühret es sich leise.

Oft schwimmt das Aug' in bittern Thränen,
Wenn süße Freuden uns umwogen,
Das ist der Seele ungesproch'nes Wähnen,
Es kommt damit ein Leid gezogen!

Ein jedes Kommen ist ein Scheiden,
Und innen rühret es sich leise:
Daß jed' Erreichen auch ein Meiden
Auf dieser flücht'gen Lebensreise!

Schwelgt erst das Herz zuhöchst im Süßen,
Verspürt's der Pulse plötzlich Lähmen —
Denn ach! das wonnigste Begrüßen
Ist doch zugleich ein Abschiednehmen!





Bauernhaß und Liebe.

Erzählung

von

Dr. Leopold Florian Meißner.

I.

Das Haus des Alpwiesers war wohl das größte und schönste der Gemeinde Moospichl, welch' letztere, aus zerstreut liegenden Gehöften bestehend, ihren stundenlangen Umfang über Berg und Thal ausdehnte. In der halben Höhe eines niederen Bühels lag es, sah gar stattlich her mit seinen Tennen und Scheuern und hatte auf steinernem Erdgeschoße einen Aufbau aus Holz, in welchem die Prunkstuben des Bauers sich befanden. Um das Stockwerk selbst zog sich unter vorspringendem Dache ein offener Gang, von dessen Geländer allerlei hell blühende Blumen weithin sichtbar waren. Das Ende dieses Söllers bot dem daselbst Stehenden eine unvergleichliche Fernsicht in das am Fuße der Höhe sich hinziehende breite fruchtbare Thal und den Marktflecken, welcher zugleich Haltstelle einer in ihrem Baue kunstvollen Gebirgsbahn war. Knapp am Hofe vorüber schlängelte sich vom Kirchplatze her in allerlei Krümmungen und holprig wie steil genug der Moospichler Weg von Anwesen zu Anwesen.

Heute gab's eine gar eigenthümliche Stimmung im ganzen Hause. Einmal war Samstag, an dem überhaupt Herr und Gesinde früher als sonst vom Felde heimkehrten, und schon mit der Scheuerung alles dessen, was der Reinigung bedurfte, begonnen, und dann

erwartete der Alpwieser und sein Weib einen brieflich angekündeten Besuch. Da hielt sich nämlich im vorigen Jahre ein junger Maler bei dem Bauer auf, der während der heißen Zeit gar manche Stunde im Walde hoch oben beim See, tief unten im blumigen Thale oder sonst, wo sich gerade landschaftliche Schönheit oder ländliches Leben entfaltete, gesessen und fleißig mit Blei und Farben gearbeitet hatte. Er wohnte in den Prunkstuben, die ihm von ihrem Eigner eingeräumt wurden, weil er darum gebeten, der Alpwieser Niemandem gerne etwas abschlug und weil Leonhard, so hieß der Künstler, kränklich war und nur ungerne täglich den ziemlich beschwerlichen Aufstieg zum schöneren Theile des Thales und der sogenannten Hochwiese machte, von der aus man erst den mächtigen Gebirgsriesen der Gegend und seine gewaltigen Ausläufer und Vorberge so recht bewundern und aufnehmen konnte. Der Bauer nahm sonst Niemanden in Miethe, bei dem Maler aber machte er aus persönlichem Wohlwollen eine Ausnahme und die Bäuerin pflegte ihn mit der Aufmerksamkeit einer stets besorgten Mutter. Zum Andenken an seinen glücklichen Aufenthalt ließ er ein reizendes Bild zurück — den „Alpwieserhof“ darstellend.

Fesi, des Großbauers älteste Tochter, ein neunzehnjähriges Mädchen, mit seines Vaters langer, gebogener Nase und großen, blauen Augen, die Stirne umrankt mit natürlich gekraustem Haare und im Nacken geschmückt durch zwei starke dunkelbraune Zöpfe, stand am Ende des Söllers, hielt die flache Hand sonnschützend über die Augen und blickte erwartungsvoll nach der Ebene und dem Schienenwege, ob nicht schon jene Reihe Wagen im Anzuge wäre, deren einer auch wieder den Leonhard bringen sollte.

Sie wußte es zwar nicht recht und auch sonst im Hofe hatte Niemand eine Ahnung davon — allein des Malers Auge hatte zu tief in das ihre geschaut und viel zu lange war des Mädchens Hand in der seinen gelegen. Doch wenig hatte sie den Winter über an den blondgelockten Mann gedacht und nur manchesmal stieg sie in den ersten Stock empor, um das Bild, sein Werk zu schauen, auf welchem auch sie und er selbst zu sehen war.

Warum sie dies zuweilen gethan, warum es sie drängte, gemalt zu betrachten, was ihr doch immerfort in Wirklichkeit vorstand, das wußte sie eigentlich nicht und erst, als vor einigen Tagen der Brief kam, womit Leonhard um Unterkunft in Moospichl bat, um seine

Gesundheit zu kräftigen und weitere Aufnahmen zu machen, da sagte ihr das pochende Herz ohne jegliche Frage: Du freuest Dich seines Kommens — Du liebst den Maler und — und — er liebt Dich wieder.

Kaum aber war sie zu dieser beglückenden Erkenntniß gekommen, als sich ihr schon die schwere Sorge aufdrängte: was soll der Stadtherr, der Künstler mit der Bauerndirne — was fehlt ihm an seiner Gesundheit — was wird der Vater dazu sagen, wenn er von dem ungleichen Bunde Kenntniß erlangt? Während ihr noch alle diese Gedanken kreuz und quer durch den Kopf schwirrten und sie nahe daran war, in helle Thränen auszubrechen, hörte man es vom Ende des Thaleinbuges her brausen und rollen, und schwarzer, aufsteigender Rauch und ein durch die Entfernung abgeschwächter, aber immerhin noch greller Pfiff kündeten an, daß der Bahnzug im Nahen sei.

Tiefe Röthe stieg ihr ins schöne Gesicht. Ein jäher Aufschrei gab Zeugniß von ihrer innigen Freude und mit den Worten: „Er kommt — mein Leonhard kommt!“ eilte sie die Holzstiege hinunter in den Hausgarten, suchte von Blumen das Schönste, was er bot, zusammen, steckte sich eine Rose an die Brust und stellte einen gewaltigen Willkommenstrauß in die gastliche Stube, von der sie sich nicht oft genug überzeugen konnte, daß Alles in Ordnung sei. Dann frug sie zum anderen Male, ob auch der Knecht mit dem Ochsenkarren rechtzeitig zum Bahnhofe kommen werde, um Leonhards Sachen heraufführen zu können und ob sich Leonhard und der Knecht auch wieder erkennen werden, damit sie sich nicht etwa verfehlen und der Ankömmling unten zu lange verweilen müßte.

Bleiern verging die Stunde, welche vom Bahnhofe bis zum Alpwiesergute zurückzulegen war und um so ängstlicher wurde der Fefi zu Muthe, als sich fast plötzlich der Himmel umzogen hatte und ein fernes Donnern den Anzug eines Gewitters verkündete. Sie lief wiederholt auf den Söller und lugte von der Ecke aus in die Tiefe, bis sie den jungen Maler, den Knecht und das Ochsengefährte den Bühel heraufkommen sah. Nur schlecht barg sie ihre Freude, die fast zur Leidenschaft geworden, am liebsten würde sie ihrem Schatze entgegengeeilt sein — wenn er es nur erst schon gewesen wäre. Wußte sie doch nicht gewiß, wie er denke und fühle, ob er auch ihretwegen, oder lediglich der Gegend, des Baum- und Viehschlages halber hergekommen

sei. Auch durfte sie ihren Vater nicht zum zweiten Male zu der strengen Frage veranlassen, warum sie sich denn gar so sehr um den Maler kümmere.

Leonhard hatte die erste Höhe erklommen und schwenkte schon von Weitem mit seinem breiträndrigen, weißen Hute seinen lieben Wirthen einen fröhlichen Gruß zu. Nur langsam war endlich das Ziel erreicht, denn der bleiche junge Mann hatte noch schwer an den Folgen einer überstandenen Krankheit zu leiden.

Nach kurzem Willkomm und allseitigem Händedrucke ersuchte er, sich in sein Zimmer zurückziehen zu dürfen, weil er erhitzt und ermüdet sei und jede Erkältung zu fürchten habe. Man gewährte ihm gerne — nur Fesi hätte ihn zurückhalten oder pflegen mögen, denn sie hatte seinen liebevollen Blick und daß er ihre Hand in seine beiden schloß, verstanden, aber auch zu ihrem Entsetzen bemerkt, daß Aussehen und Farbe der Gesundheit mehr denn je von ihm gewichen.

Ein solches Unwetter war schon lange nicht über die Berge herein in's Thal gebrochen. Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag erschreckte die furchtsamen Gemüther — und wen gab es im Hause, der sich nicht ängstigte? Auch wollte das Donnern kein Ende nehmen und schier ein Dutzend Male mußte der Wetterstrahl in nächster Nähe des Alpwieserhofes in hochstämmige Bäume gefahren sein. Die Bäuerin überzeugte sich, ob am Fenster noch das Büschel „Sonnwendblümel" festgebunden hänge, damit es nicht einschlage, und der Bauer verschloß sorgfältig die Stallthüren, daß das unruhig gewordene Vieh nicht losbreche. Dabei hauste ein Sturm, der die Schornsteine des Daches mit entsetzlichem Gepolter zur Erde niederfegte und den Regen goß es in solchen Strömen herab, daß die mächtigen hölzernen Traufrinnen über und über flossen. Wieder folgte Blitz und Donner nahezu gleichzeitig, er erleuchtete tageshell Berg und Thal und wie im Feuer stand des Bauers Hof von innen und außen. „Jesus Maria!" schrieen fast Alle auf, „bei uns hat's eingeschlagen!" — und doch wagte es im Augenblicke Niemand, die gewölbte Küche zu verlassen, um deren großen, in der Mitte angebrachten, offenen Herd sich die ganze Familie mit Knecht und Magd versammelt hatte. Da öffnete sich die Thüre und in einen weiten grauen Mantel gehüllt, trat Leonhard ein. Er hatte das gewaltige Naturschauspiel vom Söller aus bewundert, und eben mit eigenen Augen gesehen, wie ein paar hundert Schritte von ihm

entfernt ein mächtiger Blitzstrahl eine hohe Stange traf und sie zerfasert zu Boden streckte. Da wurde selbst ihm, dem Furchtlosen, das Unwetter zu arg und er verließ den Söller, ging aus seiner Holzstube, durch das unheimliche Aechzen der Balken und Klirren der Fenster vertrieben, ins Erdgeschoß dem Lichtscheine der Leuchtspäne nach in die Küche, wo er die willkommene Aufklärung geben konnte, daß es nur um die kleine Klappermühle im Obstgarten geschehen sei, welche zum Scheuchen genäschiger Vögel aufgestellt war.

Fort und fort raste der Sturm und gar unzählige Male bekreuzte sich der fromme Großknecht Ruepp, wenn es wieder unter heftigem Gekrache aufleuchtete; allein alle beklemmende Bangigkeit war geschwunden, seit der unverschüchterte Mann sich an der Seite Fesi's am Herde niedergelassen. Es entspann sich allmälig ein Gespräch, welches in dem nämlichen Grade an Lebhaftigkeit zunahm, als das Wetter im Schwinden begriffen war.

Neben einer abseitigen Feuerstelle, aus der ein kupferner Kessel mit Dunstrohr zum Branntweinbrennen hervorragte, saß der „Einleger", ein alter stämmiger Mann, mit klugem Auge und ausdrucksvollen Zügen, der jetzt als Ortsarmer beim Alpwieser durch volle vier Wochen seine gänzliche Verpflegung in Anspruch nahm. Anfänglich stumm und in sich versunken, wie über sein Schicksal grollend, blickte er seit dem Eintritte des Malers unstet herum und wollte schier dem Fremden aus der Stadt in sein Innerstes schauen. Als wieder einmal ein recht kräftiger Donnerschlag die Anwesenden erbeben machte, da erhob er sich plötzlich, ging von rückwärts auf Leonhard zu und sagte zu ihm im Tone größter Verbissenheit: „Seht, ein solcher Tag war einmal mein Unglück — Gott steh' mir bei — wer weiß, was heute noch geschieht!"

„Nun, nun," meinte der Bauer, „hat der Einleger wieder seinen schlimmen Tag, daß er zum Grübeln und Harben anfängt? Lass' er seinen Unmuth, schrecke er Fremde nicht, die seine Weis' nicht kennen." Der Einleger zog sich auf seinen alten Platz zurück, hob aber ganz gegen seine Gewohnheit zu erzählen an: „Ihr wißt ja Alle mitsammen nicht, wie ich um mein' Sach' gekommen und jetzt ein Einleger allen Bauern zur Last falle. So hart mein' Leben ist, so hart möcht ich's dem machen, der's mitverschuldet, und Rache nehmen an sein' Kind und Kindeskindern, daß der Fluch in Erfüllung gehe, den ich vor Jahren gethan."

„O du heilige Mutter Anna — ist der ein unchristlicher Mensch! —“ so brummte der Großknecht vor sich hin, und der Bauer meinte, daß der Einleger in seinem Alter mehr an die Gnad' Gottes, als an sündhafte Wiedervergeltung denken sollt'.

„Ja Gnad' Gottes“ — setzte der Quartierer fort — „Gnad' Gottes ist's, daß ich noch lebe und — doch hört weiter. Ich hatte einen Zwillingsbruder und sollte mit ihm zugleich das väterliche Anwesen übernehmen. Die Eltern waren beide früh verstorben und nur eine Schwester hinauszubezahlen. Da kam die Militärzeit und mein Bruder wußte es mit der Gnad' Gottes und dem damaligen Verwalter, einem Hauptspitzbuben, so abzumachen, daß ich volle achtzehn Jahre den Soldatenrock tragen mußte und richtig durch allerlei Schliche und Pfiffe um mein ganzes Erbtheil gekommen bin. Sie schickten mir immer einmal weniges Geld in die Garnison, und als ich mit meinem Abschied wieder zu Moospichl erschien und gemeinsam mit meinem Zwilling wirthschaften wollte — da wies er und sein Weib mir die Thüre, und im Grundbuch war's zu lesen, daß er der Bauer ist und ich mein Antheil 'kriegt hätt'. Das war Alles ungerecht, die Schriften waren g'fälscht und ich schwör's heut' noch, daß ich niemals ein' derlei Urkund' unterschrieben hab'. Bei Gericht aber haben's mir mein' Nam' von meiner Hand und daß ich ihn selber beigesetzt, von zwei Zeugen bestätigt vorgewiesen. Ich hab' schier 'glaubt, ich müßt' verrückt werden, und hätt' ohne Zweifel dem Verwalter damal'n s'Leben aus'blasen, wenn er nit schon gestorben gewesen wär'. Betrug! hab' ich g'schrieen — nichts als Betrug! Schimpf und Schand auf mein' Bruder g'häuft und ihn und das Gericht zu allen Teufeln verflucht.“

Der fromme Ruepp bekreuzte sich wieder, denn eben hatte ein gewaltiger Donner das Haus erschüttert.

„Ich ging zu meinem Bruder zurück und leugne es nicht — mit dem Vorsatze, mein väterliches Erbe zu fordern — und wenn es ein Menschenleben kosten sollte. Da war gerade so ein Wetter wie heute — und die empörte Natur reizte mein aufgebrachtes Gemüth noch mehr. Je öfter und stärker es da droben züngelte und grollte, desto heftiger und unwiderstehlicher schrie's in mir um Rache und mehr als einmal beleuchtete der zuckende Blitz mein altes wäl'sches Stilet, das ich in's falsche Herz des Zwillings zu stoßen geschworen.“

Abermals wetterte es draußen — und den Zuhörern ward unheimlich zu Muthe, so daß sie aneinander rückten, wie zum gegenseitigen Schutze. Leonhard aber hatte den Einleger schon längst in's Auge gefaßt und hörte die seltsame Mähr' fahlen Gesichtes und mit blutlosen Lippen. Ein ungemeines Ergriffensein war über ihn gekommen und er fühlte es in allen Adern, daß dem Greise nur wohl in seinen Rachegedanken sei. Er erhob sich und sagte mit seiner tiefen, einschmeichelnden Stimme, welche die ganze Fülle seines guten Herzens mit offenbarte: „Der Friede sei mit Euch — seid ruhig und erzählt nicht weiter. Was ferner geschah, will ich selber berichten und Ihr sollt bestätigen, ob ich wahr geredet. Ihr drangt an jenem Gewitterabende in das Haus Eures Bruders, bedrohtet ihn am Leben und nur mit Mühe gelang es den gesammten Knechten, einen Mord zu verhindern. Euere Schwägerin kam aus Schreck vorzeitig nieder und als Ihr endlich vor die Thüre gesetzt war't, weil man Euch begreiflich die Herberge weigerte, — da schlug der Blitz in's Haus, zündete und äscherte alles Gut des Zwillings ein. — Böse Leute behaupteten, Ihr wäret der Brandstifter gewesen und noch in derselben Nacht schlug man Euch wegen Eures gefährlichen Wesens überhaupt und ob Eurer Unbotmäßigkeit wider die Obrigkeit in Ketten und ich weiß nicht, wie lange Ihr auf der Frohnfeste gesessen. — Von dem Schlage aber erholte sich Euer Bruder nimmer — er ward verschuldet, endlich nach ein paar Mißjahren abgestiftet — und verstarb in Wien, wo er zuletzt unter Hilfe seines Weibes einen Kleinhandel mit Lebensmitteln betrieben. — Woher ich dies alles weiß? Soll ich Euch's sagen? Ich heiße Leonhard, mit dem Familiennamen gleich wie der Einleger dort. — Sein Zwilling war mein leiblicher Vater und ich bin der Letzte aus seinem Geschlechte und der Jüngste, an dem sich noch der Racheschwur und Fluch dieses Unversöhnlichen erfüllen soll. Doch wisse, Du grauenhafter Alp meines Vaters, daß mir dieser auf seinem Todtenbette die viel deutsamen Worte für's Leben mitgegeben: ‚Ich habe an meinem Bruder Mathis schlecht gehandelt — ihn betrogen — aber unrecht Gut thut niemals gut, deshalb bittere Plag' und Armuth und quälende Reue als Strafe erhalten. Gott verzeih' dem Mathis seine Sünden und vergib auch mir meine Schuld.'"

Bauer und Bäuerin, Fesi und Alle, wie sie anwesend waren, wagten fast nicht zu athmen und Jedes schien ängstlich zu erwarten,

daß der Einleger nun in neuerliche Wuth ausbrechen und dem Maler sein altes Stilet in die Brust bohren werde. Der aber schwieg, weinte und wollte zur Thüre hinaus in's Unwetter der Nacht. „Halt' ein, Mathis“ — rief ihm Leonhard zu — „ich suche Dich in dieser Gegend seit drei Jahren und wenn ich Dich gleich nicht zum Bauer machen kann — Einleger sollst Du doch fernerhin nimmer sein, sondern haben, wohin Du Dein müdes Haupt legst. Nur so erfülle ich den letzten Wunsch meines sterbenden Vaters.“ Er reichte ihm die Hand, zerdrückte eine Thräne und ging rasch nach der oberen Stube. Eine Weile noch stand der Einleger und sah wie verblüfft seinem Neffen nach. „Ja,“ sagte er, „ich hab' ihn bei seinem Kommen schon erkannt, er sieht seinem Vater wie ein Teufel dem anderen ähnlich. Aber just deshalb nehme ich nichts von ihm — eher sterben, als von Leonhard und sei's auch seinem Sohne — leben. Ich habe der ganzen Sippschaft geflucht und Gott ist mir gnädig, daß ich sie Alle überlebe, und der da“ — er wies auf die Thüre, aus welcher der Maler getreten — „trägt ohnedies schon den Tod in der Brust und soll sich die paar Monate, die er noch herumhustet, über mein elendes Dasein quälen.“

Fesi weinte laut auf und der Einleger ging hinaus, seine Schlafstelle in der Futterkammer aufzusuchen. „Geruhsame Nacht!“ Das waren die einzigen Worte, welche noch gesprochen wurden — und bald war das Feuer am Herde verglommen, die Küche leer und im Hause Alles ruhig. Nur drei Menschen schliefen nicht: — der Maler, Fesi und Mathis.

Als gegen Morgen die Sonne der Landschaft ihr schönstes Prachtkleid anzog, sah man sie Alle im Freien — der Einleger seinen Kessel scheuern, den Maler am Ende des Söllers und Fesi vor einem Christusbilde außerhalb der Straße, nächst dem Hause. Dort kniete und betete sie, als wäre ihr viel zu vergeben. Sie war nicht nur ein frommes, sondern auch ein kluges Mädchen, voll äußerer Liebe und innerer Härte, und die Erhebung zu Gott hatte sie derart gestärkt, daß sie ihr Herz bezwang und den Verfluchten und Kranken fortan um ihrer Seele willen mied. Leonhard aber ging bald, mit dreifachem Siechthum behaftet, das ihm sein Brustleiden, Fesi und Mathis bereitet — vom Alpwieser heimwärts.

* * *

II.

Im ganzen ausgedehnten Moospichl und dem benachbarten Unterthal und Kaarstein war des reichen Alpwiesers Tochter Fesi als das schönste, aber auch stolzeste Mädchen bekannt. Gar mancher schmucke Bursche war ihr zu Liebe fromm geworden und von weit her an Sonn- und Feiertagen zur Kirche gegangen. Freilich weniger um zu beten, als vielmehr um sie zu sehen und vielleicht nach der Messe mit ihr ein paar Wörtlein reden zu können. Die spröde Dirne gab aber nur selten Gehör und es mochte was immer für ein Ganzlehenssohn oder sonstiger Bauerngutsbesitzer — denn ein geringerer wagte sich ja ohnedies nicht an sie heran — seine Anträge machen, immer durfte er eines mehr oder minder entschiedenen Abschiedes gewärtig sein. Weiß Gott — der Maler Leonhard, welcher vor Jahr und Tag im Hofe wiederholt durch kurze Zeit gewohnt hatte und dann siech in der Brust und im Herzen fortgezogen, muß es der Jungfer doch angethan haben, denn sie saß oft stundenlange auf seinem Lieblingsplätzchen, einer vor dem Hofe angebrachten Bank, welche durch ein Dach und eine Hinterwand gegen Sonne und Regen geschützt war und von der aus man Berg und Thal weit übersehen konnte. Auch das von ihm gemalte Bild betrachtete sie oft genug und wenn ihr Blick auf ein von dem Künstler vor seinem letzten, ihrerseits so kalten Scheiden auf dasselbe mit schwarzer Farbe unter seinem Namenszeichen in Todesahnung gemachtes Kreuzlein fiel, dann wischte sie regelmäßig eine Thräne vom langbewimperten Auge. Wie gerne hätte sie gewußt, ob er noch lebe, ob er ihrer noch gedenke oder sie vergessen habe. Denn daß er trotz des ihren Eltern gegebenen Versprechens, wieder zu kommen, nicht mehr bei ihnen eingetroffen, flößte ihr Angst und Besorgniß, sowie eine Theilnahme ein, welche sich allmälig wieder in jene Leidenschaft verwandelte, die sie anfänglich für den Künstler empfunden und nur mit der Härte des Verstandes niedergekämpft hatte.

War ihr aber Schmerz und Sehnsucht zu mächtig geworden und alle bäuerliche Arbeit kein Mittel dagegen, dann zog sie's von der Höhe des Hofes in's Unterthal, dessen wildromantische Schönheit einst Leonhard so gefesselt und in welchem es ihr vorkam, als müßte sie mindestens den Geist des Geliebten wieder erspähen. Zwischen der

Höhe, auf welcher Alpwiesers Besitz vor Moospichl lag, und der jenseits gelegenen, anfangs mälig, dann aber jäh aufsteigenden Hinter-Moospichler Alpe zog sich ein enges, ziemlich steil ansteigendes Thal, das nur einer schmalen, eingeleisigen Straße und dem Unterthaler Sturzbache nöthigsten Raum ließ. Hoch oben am Fuße der kahlen, ewig mit Eis und Schnee bedeckten Bergriesen lagen ein größerer und weiter gegen Kaarstein zu, wo das Thal seinen Ausgang gefunden und die hintere Moospichler Alpe eine fruchtbare Hochebene bildete, ein kleinerer See, deren reichliche Wässer sich im Laufe der Jahrtausende mitten durch Felsen ein hartes Bett, den Unterthalerbach gewaschen und gebrochen hatten.

Mit unendlicher Wucht prallten da die schön grünlichen Fluthen an gewaltige Steinmassen und Blöcke, um neben und ober denselben mit Donnergebrause als schneeweißer Gischt in die nächsten Tiefen zu stürzen, welche vergeblich dem mächtigen Wogenheere Widerstand boten. Als wollte sich hier des Wassers häufige Menge zur Gewinnung neuer Kräfte sammeln, staute sie sich und stürmte dann gegen eine schiefe Felswand, welche sie zwang, von der bisherigen Richtung nach rechts abzuweichen, mit solcher Macht und Gewalt, daß vor ihrem neuerlichen Falle nach unten tausend und aber tausend Tropfen in Thau zerschellt zur Höhe stiegen und von der Sonne mit des Regenbogens Farben geschmückt die ganze schmale Schlucht erfüllten. Wer da von Schwindel erfaßt in die Tiefe stürzte und von den Wellen umschlungen der Erde entrissen würde — der — —

Fesi schauderte tief bei diesem Gedanken zusammen und konnte sich doch immer und ewig nicht von jenem Plätzchen trennen, von dem aus man am besten in das Entsetzen des Todes blickte. Hier überließ sie sich, in Gedanken mit Leonhard beschäftigt, ihrem Kummer, den sie tief im Herzen barg und Niemandem anvertraute. Sie galt allgemein als geld- und schönheitsprotzige Dirne!

Auf diesen ihren einsamen Wanderungen aber war sie nicht völlig unbeachtet geblieben. Oben beim kleineren Dörflsee hatte ein Großbauer seine Alpwirthschaft, in welcher Seppei, sein einziger Erbe, öfter des Viehes und der Käserei wegen Nachschau hielt — und unten, wo die schauerliche Thalschlucht ihr Ende fand, da trieb das abgewehrte Wasser die vielschaufligen Räder eines Hammerwerkes, das schon zur Gemeinde Kaarstein gehörte. Wollte man nun aus dem Unterthale

wieder nach Moospichl zum Alpwieserhofe gelangen, so mußte man an dieser Messer- und Sensenschmiede vorüber und dann links den Bühel hinanschreiten. Der Eigenthümer des Werkes lebte jetzt in der Stadt und nur zuweilen, aber unversehens kam nunmehr Stefan, sein Sohn und Geschäftsleiter, in die Fabrik, um den Werkmeistern Aufträge zu ertheilen und Ordnung zu halten im Lagerhause und den Schmelzöfen. Der war just wieder anwesend und völlig verblüfft, als er die Fefi vorüberstolziren sah. Selber ein hübscher, stämmiger Mann, hatte er eine Freude an der schönen kräftigen Dirne, deren edle Formen sich durch ihre ländliche, aber sauber und geschmackvoll gewählte, kleidsame Gewandung nur um so deutlicher zeigten. Als sie wieder einmal des Weges daher kam, stand er gerade unter dem Eingange der Schmelzhütte, von dem aus man über den langen dunklen, geschwärzten Raum hinweg durch das gegenüberliegende, weit geöffnete obere Thor auf die grünumrahmte Straße sah, welche das Mädchen heimwärts wanderte. An ihm vorüberkommend, rückte er höflich seine schirmlose Sammtkappe vom Kopfe, grüßte und machte seine Einladung zum Besuche der Hütte, da in Bälde ein geschmolzener Klumpen Erz unter den großen Hammer kommen und zu Klingeneisen verschlagen werden solle. Fefi, sonst nicht so willfährig, folgte der Aufforderung schon darum, weil sie sich von Seppei, des Dörflerseebauers Sohn, verfolgt sah. Welcher Gegensatz von den eben gesehenen Wasserschaudern zeigte sich da ihren Augen! An der Hand Stefans war sie an einen geschlossenen Ofen getreten, in dessen weitem Inneren ein durch sausenden Wind angefachtes Feuer eine Anzahl von Platten Roheisens zum Weißglühen brachte.

Oben an der Seite öffneten sie ein kleines Thürchen und da konnte man durch färbiges Glas der rothen Gluth verzehrenden Pfuhl und die um eine unbeschreiblich leuchtende Masse herumzüngelnde Flammenlohe in ihrem ganzen Grausen, so weit man's vertrug, schauen.

Noch war der schwere Eisenklumpen nicht völlig gar. Da drehte mit langer Stange ein schwarzer Geselle einen mächtigen eisernen Verschluß in den Angeln, damit ein anderer mit großer Schaufel Holzkohle in schwerer Menge in die weithinleuchtende Gluth schütte.

Alles in der geräumigen hohen Hütte war unerträglich roth beleuchtet und ein Sprühen und Prasseln gab es, als müßte Herd und

Esse in tausend Stücke zerstieben. Mit unheimlichem Lärmen fiel der Verschluß wieder in seinen Kloben, das Gebläse wurde mit voller Kraft in Wirksamkeit gethan und neben dem Windloche spie eine längliche Spalte zischenden Dampf aus, weil man Wasser in den Ofen gelassen, damit sein Boden nicht glühend werde. Da ward es gar, das Eisen; geschäftig eilte Jeder an seinen Platz, die Thüren der Feuerstätte wurden weit geöffnet, ein ächzender massiver Hebel zurechtgeschoben, von vier Männern die glühende Speise mit festen Zangen erfaßt und mittelst jenes unter den Hammer gebracht, der nun wuchtig wie Donner, Schlag auf Schlag niederfiel, daß Funken und Feuer nach allen Seiten sprühten, gleich als wollte das gebändigte Metall seine Bewältiger verscheuchen.

Fesi stand abseits. Sie hatte niemals dem Werke besondere Aufmerksamkeit geschenkt und war wohl viel hundert Male gleichgiltig an ihm vorübergegangen. Angeregt durch das Gesehene erhielt sie erst eine richtige Meinung von gewerkschaftlicher Arbeit. Stefan, der, mit einem Lederschurze angethan, die Reihe der Gesellen führte und furchtlos vor Feuer und Getöse den Hammer wirken und stille stehen hieß, machte einen um so günstigeren Eindruck auf sie — als sich inzwischen fast unbemerkt Seppei herangedrängt hatte. Der trug ein zwischen den Felsen abgestürztes und deshalb rasch geschlachtetes Lamm auf der Achsel, dem noch das Blut aus der Stichwunde troff. Fesi mochte derlei überhaupt nicht sehen und war jetzt am wenigsten angethan, dem vierschrötigen Tölpel Gehör zu schenken. Als er daher mit den Worten: „Was machst denn Du in der rußigen Höll' da?“ ein Gespräch anzuknüpfen versuchte, da fertigte sie ihn mit einem Blicke voll Abscheu und Widerwillens und der kurzen Bemerkung ab: „Den Teufel bitten, daß er Dich holt!“

Es hatte sie zwar dieses unchristliche Wort, sobald es den Lippen entflohen, wieder gereut — allein einmal heraus, konnte es nimmer zurückgenommen werden. Seppei verstand den Scherz sehr übel. „Schau nur — schau — daß er Dich nicht holt — Du hochmüthige Dirne“ — grinste er ihr zu, „es ist auch bei Dir noch nicht aller Tage Abend geworden“ — und damit ging er noch weiter brummend zum unteren Thore hinaus. „Er soll mich ein andermal in Fried' lassen, der blutige Fleischhacker,“ so sprach sie wie zur Entschuldigung vor sich hin, als ihr Stefan nach gethaner Arbeit wieder

volle Aufmerksamkeit schenkte und sie an der Hand zum oberen Thore hinausführte. Seppei stand aber am Ende des Weges, wo er gerade über die Brücke führt, und sah dem artigen Abschiede zu. „Ah — blast der Wind von daher!“ rief er aus, verzerrte sein unschönes, rohes Gesicht und holte, als wenn er gelaufen wäre, keuchenden Athem durch seinen Blähhals.

III.

Der Einleger Mathis war eben wieder beim Alpwieser, seine Armenverpflegung genießen, als ein Bote des Gerichtes von Kaarstein erschien und ihn zur beliebigen Vormittagsstunde hinunterlud. „Werd' ich mein Lebtag kein' Ruh' haben von den Amtsleuten“ — murrte er vor sich hin, — „thu' ja ohnedies Niemandem was zu Leide — und einmal um's andere Mal wollen's mich haben — die verfl . . . . “. Er vollendete seinen Fluch nicht, zog seine Joppe an und ging, weil es gerade am frühen Vormittage war, hinunter in den Markt und das Gerichtshaus.

„Habt Ihr einen Neffen, Namens Leonhard gehabt?“ frug ihn der Bezirksrichter.

„Ja wohl — der Sohn meines Zwillingsbruders Leonhard — einen Maler zu Wien — der vor etwa drei Jahren hier z'Moospichl war.“

„Nun der ist gestorben und hat die Kinder Euerer abgeschiedenen Schwester Margareth zu Erben seines hinterlassenen Vermögens eingesetzt, jedoch in seinem Testamente verordnet, daß die Zinsen davon, so lange Ihr am Leben seid, Euch auszubezahlen sind. Nachdem Ihr jetzt beiläufig 300 bis 400 Gulden im Jahre zu verzehren haben werdet, braucht Ihr auch nimmer Einleger zu sein und habe ich hievon die Gemeinde Moospichl unter Einem verständiget.“

Das hatte der Einleger nicht erwartet. Dem alten harten Manne, den seither schon manchesmal sein Auftreten wider Leonhard gereut und wehe gethan, zumal seit er dessen Gemälde in der oberen Stube des Bauers gesehen, und seit ihn, den gebrechlicher Gewordenen, manches harte Wort der Bauern mürbe gemacht, stiegen Thränen in die Augen und wie vom Schlage gerührt, ließ er sich auf eine Bank nieder und starrte dem Richter wie betäubt in's Gesicht. — Erst als ihn dieser abschaffte, wankte er vom Amte zur Kirche, wo er lange nicht gewesen, warf, was er an Münze bei sich hatte, in die Armenbüchse und bat den Pfarrer: mehr für ihn selber als für den Verstorbenen eine Messe

zu lesen, daß Gott ihm, dem Flucher, gnaden möge. Und so wie heute, hat noch Niemand den alten Brandleger Mathis beten und weinen gesehen.

Beim Alpwieser saßen der Bauer und das Gesinde schon um den großen runden Tisch im Vorhause und ließen sich ihre Suppen und Nocken wohl schmecken. Da trat der Einleger durch's Thor und grüßte dumpf und traurig sein „Gesegnete Mahlzeit!" „Hab' Euch Euer Essen in der Küche schon zurückbehalten, Mathis," sprach ihn die Bäuerin an, — „und bin recht froh," setzte der Bauer fort, „daß sie Euch nicht unten behalten haben." „Dank schön, Bäuerin," antwortete der Alte, „aber für heut' hab' ich schon abgegessen, und daß Ihr's wißt, Bauer — bleiben kann ich jetzt, wo ich Lust und Platz habe — zum Buße thun." Weinend gieng er in die Küche. Alle schauten dem Sprecher nach. Fesi aber ließ die Hand mitsammt dem Löffel wie gedankenvoll auf den Tisch gleiten und rief endlich von ihrem Platze aus, nach dem Herde zu, an dem der Einleger stand und in's verlöschende Feuer stierte: „Nun — was hat's denn unten bei Gericht gegeben?" — „Nun mein, was hat's gegeben —! der Leonhard — der Maler hat's überstanden und" — Weiter war nichts mehr zu hören. Mit einem gellen Aufschrei brach die Fragerin zusammen und mußte ohnmächtig in die Stube getragen werden. Kein Mensch vermochte sich diesen Zwischenfall zu erklären. Nur ihrem Vater und dem Einleger schien plötzlich Manches aus dem Benehmen der Dirne klarer zu werden. Am folgenden Morgen kniete sie wieder lange vor dem Kreuze nächst dem Eingange zum Hofe und holte sich im Gebete genugsam Stärke zum Verschmerzen und Vergessen, was ihr auch so weit gelang, daß man sie fort und fort in gewohnter Weise bei der häuslichen Arbeit sah.

Inzwischen waren Wochen gleichförmig nach Art des bäuerlichen Lebens dahingeflossen und nichts hatte die Ruhe im Alpwieserhofe gestört. Da kam eines Tages Stefan der Sensengewerke herauf und frug nach Fesi. Die kehrte eben dem Garten den Rücken, trug einen Korb voll grünen Gemüses und sah kurzgeschürzt und entblößten kräftigen Armes noch reizender aus als sonst. Er grüßte sie in gewinnender Art und bat, ihm ein paar kurze Augenblicke schenken zu wollen. Fesi stellte den Korb zur Erde nieder und als ihre großen schönen blauen

Augen die seinen trafen, da konnte sie nichts abschlagen. Es folgte nur eine wortkarge Erklärung von ihm, darauf ein Schauen zu Boden von ihr und endlich die in verheißendem Tone gesprochene Bitte: „Laßt mir zur Antwort bis Sonntag Zeit.“

Der Sonntag brachte ein „Ja“. Was sollte das junge Mädchen auch anderes thun? Zur Bäuerin paßte sie einmal nicht recht — den Todten konnte sie nimmer erwecken und vertrauern mochte sie ihr Leben auch nicht. Noch früher aber, ehe Stefan heraufkam, sich in Gegenwart des Alpwiesers seine Antwort zu holen, steckte sie zum letzten Male, doch ohne Thräne im Auge, eine in schwarzen Flor gehüllte Rose in den Zierrath des Goldrahmens von Leonhard's Gemälde. — So hatte sie seither sein Andenken geehrt.

Bald war Hochzeit und die Fesi vom Hofe in den Hammer, der eigens für das junge Paar wohnlich gemacht wurde, und von dort während des Winters in die Stadt gezogen. Als der Frühling wieder kam und mit ihm sich die Arbeit im Gewerke mehrte, da traf auch Stefan mit seinem Weibe ein. War der junge Mann schon früher allezeit ein fleißiger, tüchtiger Arbeiter — jetzt verdoppelte er seine Anstrengungen. Die Aussicht auf eine gute Ernte gab reichliche Bestellung für Sensen und Sicheln. Tag und Nacht brannten die Oefen, zu denen neue entstanden, und ohne Unterlaß fielen die schweren Hammer auf die glühenden Eisenmassen. Man konnte auch mehr als sonst leisten, weil es Wasser genug für alle Gänge hatte — und fast war heute der Zufluß schon ein zu starker. Stefan war hinausgegangen, die Wehren zu stellen, als er, seinen Augen nicht trauend, den Unterthalerbach plötzlich um das Dritt-, ja Vierfache angeschwollen von oben herunterstürzen und den ersten Steg zu einer oberen kleinen Sägemühle mit sich in die Tiefe reißen sah. Er ließ noch, mit wahrer Todesverachtung, die Hauptschleuse nieder und eilte über Brücke und Straße in das seitwärts und ziemlich hoch gelegene Wohnhaus der Gewerkschaft. Dort zog er an der Feierabendglocke und schrie, was er schreien konnte, den Leuten zu, sich zu retten. — Schneller, als alles dies geschehen, brauste die Sturmfluth heran, fegte Uferschutzbauten, Stege, den ganzen Mühlgang der nachbarlichen Säge hinweg, übersprang zuerst die steinerne Brücke unter der Schmelzhütte und riß sie endlich, da sich in ihrer Wölbung die Balken zerstörter Bauten speilten, als wäre sie von eitel Pappe, mit Donnergekrache in die brausenden Wasserwirbel. Das

aber und die niedergelassenen Schleusen retteten das Gewerk, welches sonst unfehlbar von des neugebornen Stromes Gewalt aus den Grundfesten geschwemmt worden wäre.

Die Kaarsteiner Thalebene ward überschwemmt. Die Hölzer von der Legstätte Stefan's am Flusse verschwanden und der Schade, den dieser, sowie die Grund- und Mühlenbesitzer längst des Unterthalerbaches erlitten, war ein erheblicher. Ueber die in wenigen Augenblicken entstandene Verwüstung leuchtete eine warme Frühlingssonne vom heitersten Himmel und es ward gar bald, nachdem man nur einigermaßen zur Besinnung gekommen, Jeglichem bewußt, daß der Dörflersee ausgebrochen und seine Wasser in's Thal gesendet habe. Nach wenigen Stunden ließ auch die Fluth nach. Niemand vermißte in seinem Hause ein Glied der Familie bis auf den Dörflerseebauern, dessen Seppei auch während der Nacht nicht heimgekommen.

Es war seiner Tage Abend erschienen und die Sennerinen oben erzählten sich geheimnißvoll, daß der Abgängige seit Wochen immer seitens des Seeabflusses herumgearbeitet und geschaffen habe und wahrscheinlich dabei vom ausbrechenden Wasser mit in die Tiefe genommen und an den Felsen zerschmettert worden sei. Noch heute sucht ihn sein betrübter Vater, der einzige Mensch, welcher, selber ungelitten, den unheimlichen Burschen als einziges Kind und Erben geliebt hatte.

Fefi ging nimmer im Leben zur Felswand, wo sich die Fluthen brechen, denn ihr war, sie hätte dort die bleichenden Knochen eines Verunglückten gesehen. Sie wehrte auch späterhin ihren heranwachsenden Kindern, die unheimliche Stelle zu betreten. Mit Schaudern gedachte sie zum Oefteren der in der Gemeinde schwirrenden Gerüchte, nach denen der Seppei aus Rache wider die Fefi und ihren Gatten die natürliche felsige Seeeindämmung in die Luft gesprengt und damit bezweckt hatte, das Gewerk mit seinen verhaßten Einwohnern zu vernichten. Und wieder kniete sie vor dem Bilde des Gekreuzigten nächst ihrem elterlichen Hause und dankte Gott dem Allmächtigen für den sichtlichen Schutz auf allen ihren Lebenswegen.



Meister Falkner's Geselle.

Von

José Schneider-Arno.

Gedankenversunken,
Den Griffel zur Hand,
Auf Plän und Pergamente
Das Auge gewandt,

So sinnt Meister Falkner.
Sein Geist ist erfüllt
Von herrl'cher Kathedrale
Gar kunstvollem Bild.

Er faltet die Hände
Zum frommen Gebet,
Des Werkes Gelingen
Vom Himmel erfleht.

Und, wie er so betet,
Die Werkstatt betritt
Ein Jüngling mit leisem
Beflügeltem Schritt.

Sein Auge erglänzet
Gleich Sternen so klar,
Gleich Sonnen so goldig
Sein lockiges Haar.

Der Meister sich wendet
Zum Jüngling: „Woher
Wohl kommst Du des Weges?
Was ist Dein Begehr?"

„Ich komme von ferne
Und bitte Euch recht,
Nehmt mich zum Gesellen;
Ich baue nicht schlecht.

An Euerer Seite
Laßt emsig mich sein
Und hauchen die Seele
In's kalte Gestein."

„Ich will es versuchen!"
Der Meister nun spricht.
„Ich nehm' Dich mit Freuden,
Ich lieb' Dein Gesicht.

Hier hast Du die Pläne,
Halt d'ran Dich genau,
Geb Gott das Gelingen
Dem herrlichen Bau!

Dann werden Geschlechter
Vorüber wohl zieh'n
Und beten im Dome
Sanct Stefan zu Wien."

„Ich eile, o Meister!"
Und eh' er's gedacht,
Hat sich der Geselle
Zur Arbeit gemacht.

Und was er vollbringet,
Mit Staunen erfüllt; —
Der Meister den Schüler
Zu eifrig fast schilt.

Nicht Trank und nicht Speise
Zu nehmen er scheint;
In ihm mit der Schönheit
Die Kraft sich vereint.

Vier Jahre er bauet,
Das Antlitz verklärt;
Die andern Gesellen
Er fördert, belehrt.

Schon streben die Pfeiler
Empor ohne Zahl,
Schon stehen zwei Thürme,
Schon prangt das Portal.

Bewundernd die Menge
Das Kunstwerk beschaut;
Es preiset den Schüler
Der Meister ganz laut.

Wie groß ist sein Staunen,
Wie tief ist sein Weh,
Da jener ihm kündet:
„Lieb' Meister, ich geh'!"

Die Bitten vermögen
Zu halten ihn nicht.
„Die Zeit, mir bemessen,
Ist um," er nur spricht.

„Der Bau ist gesegnet;
Zum Himmel er steigt" —
Zum Abschied der Jüngling
Zum Meister sich neigt:

„Noch Einmal auf Erden
Ich komme zu Dir!
Noch Einmal im Leben
Wir sehen uns hier!"

Und eh' noch Herr Falkner
Das Auge erhebt,
Ist, gleich einem Geiste,
Der Jüngling entschwebt. — —

Es fliehen die Jahre
Es wachset der Bau,
Es ragen die Thürme
Zum Himmel so blau.

Schon tönen die Glocken
Und läuten so rein —
Sie klingen dem Meister
In's Stübchen hinein.

Der lieget im Sterben —
So will's das Geschick;
Wie suchend, doch irret
Sein brechender Blick.

Und sieh! Welch' ein Leuchten
Nun hüllet ihn ein!
Es schwebet zur Thüre
Ein Engel herein.

Das Auge erglänzet
Wie Sterne so klar;
Wie Sonnen so goldig
Das lockige Haar.

Und wie nun der Meister
Den Engel erschaut,
Ist er der Geselle,
Dem einst er vertraut.

Und wie Offenbarung
Es ihn übermannt —
Zum Bau einen Engel
Hat Gott ihm gesandt.

Sein Antlitz verkläret,
Nach Oben gewandt —
So scheidet der Meister
Vom irdischen Land.

Das Werk seines Geistes,
Vom Engel erbaut,
Der Dom von Sanct Stefan
Verkündet es laut:

„Wo Fleiß sich verbindet
Mit Gottesvertrau'n,
Da helfen die Engel
Ein Kunstwerk zu bau'n!"





Die Hoffnung schwand!

Von

Gustav Kaczkowski.

Die Hoffnung schwand! wie still ist's nun,
Wie lebenleer im Wüstenland!
Der Geist ist matt, die Wünsche ruh'n,
Empfindung schweigt — die Hoffnung schwand!

Die Hoffnung schwand! es riß der Sturm
Das letzte Grün mir aus der Hand,
Vollende, gift'ger Todeswurm
Dein schleichend Werk — die Hoffnung schwand!

Die Hoffnung schwand! was je zum Glück
Begehrenswerthes ward genannt,
Von Allem blieb mir Nichts zurück,
Rings welkes Laub — die Hoffnung schwand!

Die Hoffnung schwand! wie war so schön
Der Lebensweg mir einst gebahnt,
Und jetzt ist, ach! kein Stern zu seh'n
Aus Wolkenflor — die Hoffnung schwand!

Die Hoffnung schwand! sie, die am Grab
Dem Aermsten liebend winkt am Strand
Der Ewigkeit, stößt mich herab
In's Reich des Nichts — die Hoffnung schwand!

Die Hoffnung schwand! mir ist's, als wär'
Dies welke Laub das letzte Pfand,
Als ob dem Frühling nimmermehr
Mein Lied ertönt — die Hoffnung schwand!

Die Hoffnung schwand! Erinn'rung nur,
Die welke Rose ich noch fand,
Es ist die einz'ge Blumenspur
Aus schön'rer Welt — die Hoffnung schwand!

Die Hoffnung schwand! im Weltgewühl
War mir's, als wär' zu straff gespannt
Die Saite an dem Saitenspiel,
Als bräch' das Herz — die Hoffnung schwand!

Die Hoffnung schwand und mit sich nahm
Sie Glück und Liebe, eitler Tand!
Und ließ mir nur den tiefen Gram,
Den Todesmuth — die Hoffnung schwand!

Die Hoffnung schwand, so schwinde auch
Das Leben hin im wilden Brand
Der Leidenschaft, ein flücht'ger Hauch,
Ein matter Strahl — die Hoffnung schwand!

Die Hoffnung schwand! o Melodie!
Wie oft auch Trost du mir gesandt,
Mißton wird deine Harmonie,
Verklinge — denn die Hoffnung schwand!





Non multa sed multum!

Erzählt

von

Hermine Proschko.

In unserem Familien-Stammbuche liegt unter Anderem auch ein Autograph Franz Liszt's aufbewahrt, welches der große Meister demselben gewidmet hat. Es enthält die lateinischen Worte: Non multa sed multum! — Nicht Vielerlei, aber viel! So wollte es der Meister gedeutet haben.

Es war ein Ausspruch, den Liszt gerne anzuwenden pflegte. Auch knüpft sich eine hübsche Episode daran, die man sich in Musikkreisen erzählte. „Herz und Kunst" könnte das kleine Geschichtchen heißen, welches ich hier im Kleide eines Miniatur-Novellchens wieder erzählen will.

Eines Tages kam nämlich zu Meister Liszt, während seiner Anwesenheit in Wien, eine Kunstnovize — jung, schön, begabt!

Sie war eine Waise. Durch ihren Lehrer im Clavierspiele, dessen freundliche Empfehlung sie begleitete, wurde ihr der Zutritt bei Liszt ermöglicht. Sie hatte den sehnlichen Wunsch, ihre Studien bei dem „Könige des Clavierspieles" fortzusetzen und hatte sich mit einem glänzenden Bravourstücke, dem großen Tannhäusermarsch Meister Liszt's, zum Probespiele gerüstet.

Als die für sie so bedeutungsvolle Stunde kam, stand sie hochklopfenden Herzens an der Schwelle der Thüre, welche in das Heiligthum der Kunst führte, wo der Meister weilte. Sie hatte sich lieblich geschmückt, als gälte es eine feierliche Verlobung, und in der That, sie wollte ihre Verlobung mit der Kunst feiern, der sie sich nun ganz zu widmen gedachte. Sie hatte dem Jugendfreunde, dessen Herzenswunsch es gewesen war, sie als Gattin heimzuführen, den Verlobungsring zurückgegeben, denn ihr Herz verlangte nicht nach der Myrthe, sondern nach dem Lorbeer.

Kühn hob sie das Haupt empor und betrat nun den Salon des großen Meisters.

In diesem Augenblicke überkam sie eine Verwirrung, deren sie sich nicht fähig gehalten hätte, und sie blieb zaghaft nahe dem Eingange stehen. Aber schon klang die sanfte Stimme Liszt's zu ihrem Ohre: „Näher, mein Kind," sprach er, ihr freundlich entgegenkommend, „Sie wollen mir etwas auf dem Claviere vorspielen? Ich habe Sie bereits erwartet."

Die Angeredete verneigte sich und trat dann, allerdings noch etwas zaghaft näher.

Liszt kannte bereits den Namen der ihm angekündigten Besucherin, redete sie aber scherzhaft „Idiola" an. So nannte der bisherige Lehrer des Mädchens dasselbe, weil das hübsche phantasiereiche Köpfchen der jugendlichen Kunstnovize zuweilen fast unerreichbaren Idealen zustreben wollte.

Als die reizende Idealistin diesen Scherznamen aus Liszt's Munde hörte, schlug ihr Herz schneller; der Name „Idiola" schmeichelte ihr, und sie fand ihren Muth sofort wieder.

Schon saß sie beim Flügel — einem prächtigen Bösendorfer — auf dem es sich herrlich spielen ließ, und stimmte die Fanfare des Tannhäusermarsches an.

Liszt lächelte. Dieses cheval de bataille zu hören, ergötzte ihn. Wie viele Kunstnovizen hatten vor ihm seinen Tannhäusermarsch schon ins Treffen geführt!

Die kleine „Idiola" spielte alles correct, mit Sicherheit und jugendlichem Feuer. Ja, Feuer besaß sie genug, die reizende Kunstjüngerin! Als sie sich von ihrem Sitze erhob, glühte ihr hübsches Gesichtchen förmlich.

Als Liszt nicht sogleich sein Urtheil aussprach, schlug sie ihre großen blauen Augen auf und blickte erwartungsvoll nach seinem Platze hinüber. Sie hatte das Bewußtsein, ihre Aufgabe sehr gut gelöst zu haben; ihr alter Lehrer würde sie sicherlich nicht wenig belobt haben. Als aber ihre Blicke zwischen den riesigen Makartsträußen und Draperien das ehrwürdige Antlitz Liszt's suchten, gewahrten sie, daß sie außer dem Meister noch einen zweiten Zuhörer gehabt hatte — ein schöner, männlicher Kopf neigte sich ihr, von dort eben wie grüßend entgegen — ein geistvolles, gebräuntes Antlitz, von reichem, schwarzem Haar und einem Vollbart umrahmt. Die Südländer haben das Vorrecht der Schönheit, und ein Südländer war dieser stille Lauscher auch, wie das junge Mädchen jetzt durch einige vorstellende Worte Liszt's erfuhr. Der Zufall hatte ihn gerade in dieser Stunde hierhergeführt, und da der mit Glücksgütern reich bedachte Mann ein großer Kunstfreund und trefflicher Beurtheiler junger Talente war, zürnte er diesem Zufalle keineswegs.

Meister Liszt aber fragte, ohne über das Clavierspiel Idiolas ein bestimmtes Urtheil abzugeben — er hatte, als sie geendet, nur freundlich mit dem weißbehaarten Haupte zugenickt — jetzt mit dem ihm eigenen liebenswürdigen Lächeln: „Sie singen auch? Ihr Lehrer hat mir dies mitgetheilt." Etwas enttäuscht, daſs ihr für den gelungenen Vortrag der Clavierpiece kein Wort des Beifalles geworden war, antwortete Idiola leise: „Mein Lehrer hatte versprochen, wenn ihm dies möglich sein würde, mich hierher zu führen und mich sodann auf dem Claviere zum Gesang zu begleiten."

„Andere Pflicht scheint den guten Lehrer von unserm Kreise fern zu halten," sagte Liszt, „nun, ich werde Sie selbst begleiten," setzte er hinzu, indem er zum Clavier trat; „was werden Sie singen?"

Das Mädchen legte eine Rolle auf das Notenpult. Liszt schlug das Blatt auf. Es war Chopin's „Litthauisches Lied": „Schön war der Morgen."

„Keine leichte Aufgabe," bemerkte Liszt und stimmte den F-Dur-Dreiklang in seiner weiten Lage an.

Das Mädchen öffnete die Lippen. Die Stimme klang frisch, der Vortrag war hübsch, die Intonation rein.

In dem Augenblicke, als das Lied verklungen war, meldete ein Diener dem Meister den Besuch einer hochgestellten Persönlichkeit.

Liszt erhob sich und sagte nur noch zu Idiola: „Sie componiren auch? Sie sehen," fügte er lächelnd bei, „ich weiß Alles und will Alles hören und sehen, doch bis ich zurückkehre, liebes Kind, erwarten Sie mich hier. Mein Freund wird Ihnen indeß Gesellschafter sein."

Während Liszt im Nebensalon den hohen Gast empfing, erhob sich der stille Lauscher von seinem Sitze. Jetzt erst gewahrte Idiola, daß es ein hochgewachsener schöner Mann sei, dessen Anblick sie sofort mit Bewunderung erfüllte und ihr Herz schneller schlagen machte. So hatte sie sich den Mann ihrer Wahl in ihrer Phantasie stets ausgemalt. Ihr Jugendfreund war ein Knabe dagegen. Sie hatte sich nie gewünscht einem Manne zu gefallen, der nicht der starken, wetterfesten Eiche glich, und — — doch weiter konnte sie ihre Gedanken nicht ausspinnen; schon tönte die vollklingende Stimme des ihr Entgegentretenden zu ihrem Ohre. Es war aber nur eine artige Begrüßung; Idiola hoffte vergebens ein Lob zu erhalten. Auch von dieser Seite wurde es ihr also nicht zu Theil.

Mit einer Thräne des Unmuthes im Auge, hob sie ihr Köpfchen zu dem ernsten Manne empor und fragte: „Wird es mir gelingen, durch rastloses Streben in den verschiedenen Musikkünsten, deren Erlernung ich mir vorgesetzt habe, den Lorbeer zu erringen?"

Sie begegnete den ernsten, jetzt fast mitleidigen Blicken des stattlichen Mannes und schlug betroffen die schönen blauen Augen zu Boden, denn die Blicke aus den nicht minder schönen braunen Augen sprachen keineswegs ein zustimmendes „Ja". „Sie sind zu beglückwünschen, so viele hübsche Talente zu besitzen," sagte der Gefragte endlich sanft, „aber", setzte er lächelnd bei, „Sie wollen auf drei verschiedenen Wegen zu einem Ziele gelangen?"

Bei den letzten Worten blätterte er in dem Notenhefte, welches die Compositionen dieses reizenden kleinen „Universalgenies" enthielt, nahm beim Claviere Platz und stimmte einige derselben an.

Idiola verfolgte jede Miene des ernsten Prüfers; aber es schien, als vertiefe sie sich bei dieser aufmerksamen Beobachtung allzusehr in dieses interessante Männerantlitz, denn sie hörte es gar nicht, als Liszt nach einer kurzen Weile wieder zurückkehrte und dem Spiele des Freundes lauschte.

Als die Kunstjüngerin den Meister gewahrte, schlug ihr Herz heftig. Nie in ihrem späteren Leben vergaß sie diesen Augenblick: Der

Mann, dessen Erscheinung sie wie mit Zaubergewalt und Blitzesschnelle bestrickt hatte, saß beim Flügel, und spielte eine ihrer Tondichtungen, der große „König des Clavierspieles“ stand nebenan und lauschte derselben.

Die Composition, ein Sehnsucht athmendes Notturno, welches der Kunstmäcen eben auf dem Piano wiedergab, klang in der That auch ganz einschmeichelnd. Es lehnte sich ein wenig an Idiola's Lieblings-classiker Chopin, ein wenig an den gemüthvollen Henselt an. Es war gerade nichts Neues, aber es war ein ganz nettes Stückchen.

So hatte auch ihr alter Lehrer gemeint. Idiola legte von ihren Compositionen dem Notturno unstreitig die meiste Bedeutung bei; und als der letzte Ton verklungen war, hob sie ihren Blick, wie vorhin, erwartungsvoll zu Meister Liszt empor, mit der stummen, und doch so beredten Frage: „Was ist Ihr Urtheil, Meister — wird mir die Siegespalme zu Theil werden?“

Liszt verstand diese Frage; er legte das Notenblatt wieder in die Hand des Mädchens zurück und sagte mit seinem gewinnenden Lächeln: „Non multa sed multum — nicht Vielerlei, aber viel!“

Auch Idiola verstand den Meister vollkommen. Sie wußte, daß er damit nicht nur sagen wollte: die Kraft nicht zu zersplittern und in Einem Großes zu erstreben, sie erkannte es, zugleich aber auch, daß sie in jeder der drei Musikkünste, in denen sie sich bisher nicht ohne Erfolg versucht hatte, ein Blümchen pflücken, zum vollen Strauße es aber wohl nimmer bringen würde.

Muthlos trat sie in die Vorhalle hinaus und hier entströmten heiße Thränen ihren blauen Augen.

Als sie die Wimpern trocknete, stand der schöne Freund des Meisters vor ihr. Er war eben auch im Begriffe das Haus zu verlassen, und obwohl es sonst seine Art nicht war, den Damenfreund zu spielen, konnte er nicht umhin, die kleine Idiola, deren Lieblichkeit sein Herz zu bewegen schien, mit warmen Worten zu trösten und ihr Muth zuzusprechen. „Gehen Sie getrost heim, liebes Kind,“ sagte er, „und erfreuen Sie sich an der Kunst. Auch das Veilchen ist des Pflückens werth. Und wer weiß, wie bald Ihr junges Herz nach einer Blume anderer Art verlangt!“

Idiola erröthete. Sie verstand die Bedeutung der letzten Worte, aber sie schüttelte lebhaft verneinend den blonden Lockenkopf. Dann

entzog sie dem schönen Manne die Hand und eilte die Treppe hinab.

Beim Schütteln des reizenden Blondköpfchens war ihr, ohne daß sie es gewahrte, eine kleine goldene Haaragraffe entfallen. Der freundliche Tröster gewahrte es zu spät, als das Mädchen das Haus bereits verlassen hatte. Doch bewahrte er das Geschmeide sorgfältig, und nachdem er sich nach der Wohnung der reizenden Idiola erkundigt hatte, befand er sich am nächsten Morgen bei ihr, um der schönen Verlustträgerin das Kleinod selbst in die Hände zu legen.

Idiola hatte in den letzten Stunden gar oft an den herrlichen Mann gedacht; die schwarzen, lockigen Haare, die hohe Gestalt, das gebräunte, geistvolle Antlitz mit den großen, dunklen Augen, hatten ihr im Traume lebhaft vorgeschwebt, und ihr Herz schlug schneller, als er ihr jetzt in Wirklichkeit entgegentrat.

Sie hatte den Verlust der Agraffe noch nicht gewahrt, legte sie achtlos bei Seite und schien sich nur der Gegenwart des Besuchers zu erfreuen.

Auch die dunklen Augen des stattlichen Mannes ruhten immer herzlicher auf der Kunstnovize, und in Kurzem hatte, wie er vorhergesagt, wirklich eine neue Blume in ihrem jungen Herzen mit aller Macht Wurzel gefaßt — die Liebe, die innige, hingebende Liebe zu dem ernsten, wohlmeinenden Manne, welche, da sie ebenso innig erwidert wurde, zur Verbindung für dieses Leben führte.

Als das glückliche Paar, bereits vereinigt, später vor den Meister trat, da soll dieser liebenswürdiger denn je gelächelt haben. „Non multa sed multum,“ soll es scherzend von seinen Lippen geklungen sein, und in der Liebe brachte die reizende Idiola in der That ihrem schönen Gatten ihr ganzes Herz entgegen; in der Hingebung und Zärtlichkeit für ihn ward sie Meisterin, wie sie es auf dem Felde der Kunst nie geworden wäre.





Poetische Gedankensplitter

von

Daniel Allerheim.

Nächtliche Kahnfahrt.

Schon glomm auf den Zinnen der Berge
Das Mondlicht auf ewigem Schnee,
Da fuhr mich der schweigende Ferge
Im Kahn auf der einsamen See.

Wo sonst der erfrischende, kühle
Bergathem geschaukelt den Kahn,
Lags heute wie bleierne Schwüle —
Kein Windhauch bewegte den Plan.

Am Ufer da ragten die Tannen,
Ein finsterer schweigender Chor
Wie trutzige wachende Mannen,
Kein Säuseln berührte mein Ohr.

Und dort, wo die Tannen zu Ende
Erhob's aus der Tiefe sich jäh,
Der Felsen hochragende Wände
Umschlossen den einsamen See.

Der Mond, wie die Wolken zerrannen,
Stieg höher und höher empor.
Schon wob um die Spitzen der Tannen
Ein silberdurchsponnener Flor.

Den steinigen Riesen zu Häupten
Erglänzten die Sterne so mild
Und sah'n in der schlummerbetäubten
Bergthräne ihr zitterndes Bild.

Da stieg's wie ein Traum aus dem Grunde,
Da wob's durch die selige Ruh',
Da ging's wie ein Hauch in die Runde:
Wir schlafen, so schlafe auch Du.

Ich starrte hinab in die Tiefe
Und wurde mir träumend bewußt,
Im nächtlichen Zauber entschliefe
Mein stürmendes Herz in der Brust.

Vorüber die jauchzenden Schläge,
Vorüber das bleierne Weh,
Als wär' es versunken und läge
Tief unten im einsamen See.

— vergessen.

Man hatte begraben den reichen Mann.
Die Tochter, die weinte zu Hause.
Da brachte der Diener, gewohnten Brauch's,
In's Zimmer die übliche Jause.

Sie saß auf dem Divan beim warmen Kamin
Und weinte ins seidene Kissen.
Sie schob mit Ekel die Tasse fort
Und aß keinen einzigen Bissen. —

Indessen ist draußen ein Bettlerkind
Auf den Marmorfliesen gesessen.
Es hatte, daß gestern sein Vater starb,
Vor Hunger und Kälte — vergessen.

Wie es kam.

Er pocht' an manche Herzensthür'
Und drinnen rief's: Herein!
Er bat um einen Bissen Brot,
Man gab ihm einen Stein.

Und so bekam er Stein für Stein.
Er trug sie heimatwärts
Und baute sich ein Mauerwerk
Rings um sein eignes Herz.



Splitter

von

Albert Weiß.

Schneeflocken.

Schneeflocken von Blüthenbäumen
Umflatterten oft mein Haupt,
Seit ich in Jugendträumen
Gehofft, geliebt und geglaubt!

Schneeflocken vom Winter des Lebens
Bedecken längst mein Haupt —
Mein Herz hat nicht vergebens
Gehofft, geliebt und geglaubt!

Der Schlehdorn blüht . . . .

Der Schlehdorn blüht, im Schatten haucht
Blauveiglein süßen Duft,
Der Kranich aus den Wolken taucht
Und athmet Heimatsluft.

Mein Herz auch aus dem Winterschlaf
Wie neubelebt erwacht,
Als es die Lenzessonne traf
Nach trüber Wetternacht. —

Wenn Alles duftet, blüht und singt
In Hain und Flur und Ried,
Mein Herz auch mit der Lerche schwingt
Sich himmelan im — Lied!

Arabesken

nach Czeslaw Jankowski.

Sei noch so klug und weise,
Die Menge glaubt Dir nicht,
Nur dem, der laut und leise
Stets ihre Sprache spricht!

Ob auch der Sonne Klarheit
Oft blinder Wahn verlacht,
Allzeit nur sprich die Wahrheit,
Die Wahrheit nur ist Macht:
Kein Gott uns kann sie lehren,
Sind un'sre Augen blind,
Die — g'raden Weg' in Ehren
Allzeit die besten sind.
Ob Dich die Welt verschmähe,
Oft auch die Saat verdorrt,
Die Wahrheit nur Du säe —,
Was wahr, lebt ewig fort!

Sprich offen, nichts verhehle,
Hast Du versäumt die Pflicht:
Wirf eig'ne Schuld und Fehle
Auf fremde Schultern nicht.
Sprich dem Verdienst, wie jeder
Tugend die Palme zu,
Doch über eig'nes weder,
Noch fremdes richte Du!

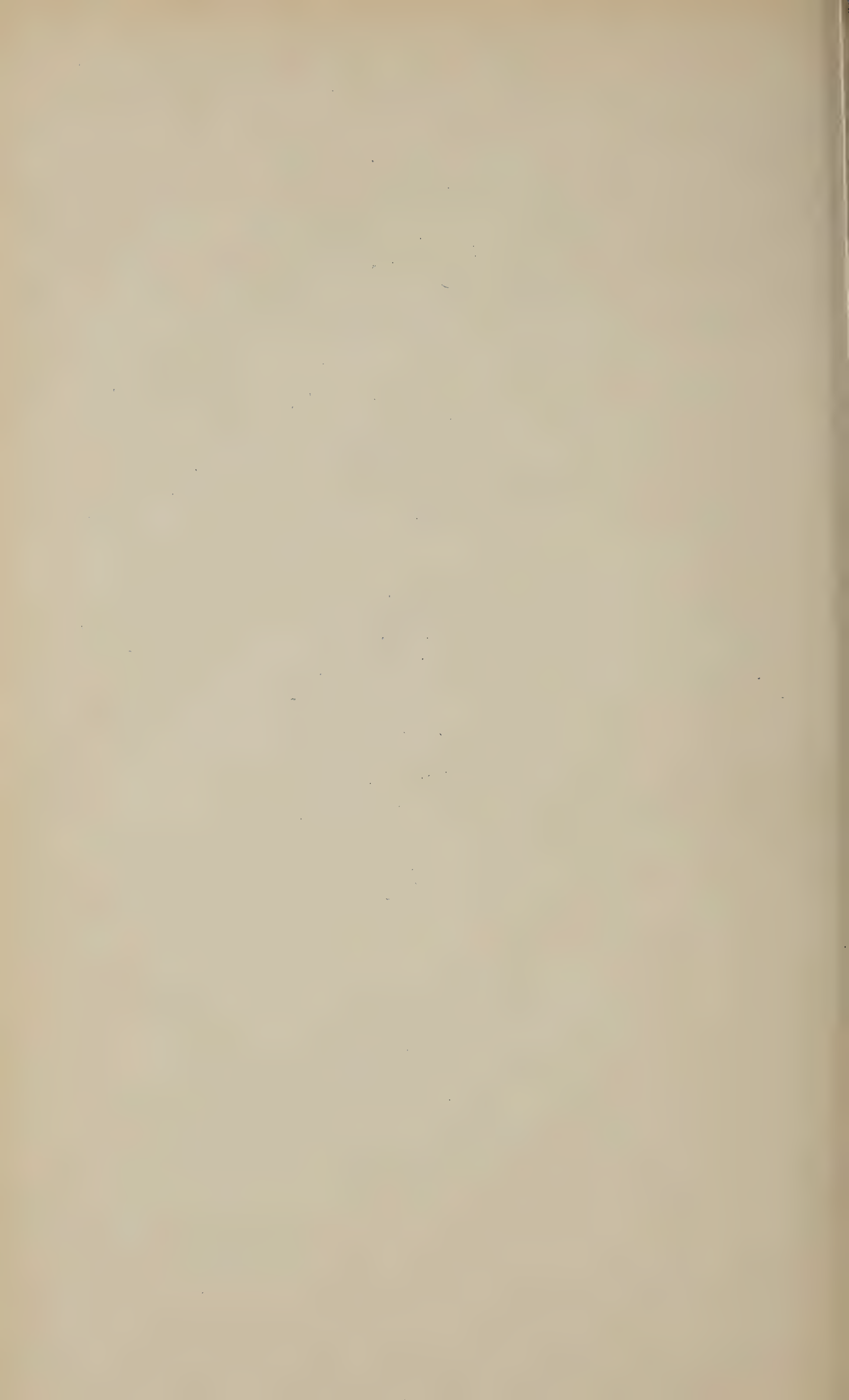
Der Freunde Beifall selten
Gerecht und wahr erscheint:
Als wahr lass' lieber gelten
Was tadelt Dir der — Feind.
Und schmäht Dich alle Tage
Verleumdung ohne Grund,
Nicht nach den — Worten frage,
Nur nach dem — Lästermund!

Den Gegner selbst nicht schmähe,
Den Du im Kampf besiegt —
Es gilt in — Gottes Nähe
Oft mehr, wer unterliegt!

Glücklich, wer, sich selbst genug
Bei der Arbeit hinter'm Pflug,
Auch dem reichsten Blüthenflor
Zieht das Gold der — Aehren vor!

Unfruchtbar, wie dürres Holz,
Hohlheitsstempel ist der — Stolz:
Nur der Halm, der — körnerleer,
Ragt aus gold'nem — Aehrenmeer!







Der Erste allgemeine Beamten-Verein

der österreichisch-ungarischen Monarchie,

seine Entwickelung und Thätigkeit im Jahre 1892.

Von

Dr. Rudolf Schwingenschlögl.

Das Jahr 1892 — das achtundzwanzigste Jahr der Wirksamkeit des Beamten-Vereines — war ein sehr gutes und darf insbesondere in Bezug auf die Lebensversicherungs-Abtheilung (wie der Rechenschaftsbericht der Verwaltung betont) den besten Geschäftsjahren des Vereines beigezählt werden.

I. Allgemeine Angelegenheiten.

Am Schlusse des Jahres 1891 waren . . . . 102.935 Mitglieder ausgewiesen.

Im Jahre 1892 kamen . . . . 3.726 neue Mitglieder hinzu,

so daß die Gesammtzahl jener Standesgenossen, welche bis zum Schlusse des Jahres 1892 dem Vereine beitraten, sich auf 106.661 beläuft.

Die Zahl der Local- und Consortial-Ausschüsse hat sich im Jahre 1892 um 3 vermindert und betrug 82 Ende 1892, gegen 85 Ende 1891. Es hat sich nämlich der Localausschuß in Oravicza aufgelöst und sind die Consortien in Oedenburg und Mähr.-Trebitsch in Liquidation getreten.

Die Zahl der Vereinsbevollmächtigten und Agenten stieg von den Ende 1891 ausgewiesenen 1.505
Ende 1892 auf 1.642
und die Zahl der Vereinsärzte von den Ende 1891 fungirenden 1.560
Ende 1892 auf 1.617

Wir besprechen nun zunächst die humanitäre Thätigkeit des Vereines und haben da wieder den allgemeinen Fond und den Unterrichts-Fond in Betracht zu ziehen.

Der allgemeine Fond des Vereines ist am
31. December 1892 mit . . . . 798.365 fl. 56 kr.
ausgewiesen, während er am Schlusse des Jahres 1891
nur . . . . 749.255 „ 16 „
betrug, ist daher im Jahre 1892 um . . . . . 49.110 fl. 40 kr.
gestiegen.

Sein Vermögen bestand Ende 1892 aus:

a) der außerordentlichen Reserve der Lebensversicherungs-Abtheilung per	217.675 fl. 85 kr.
b) dem Fonde für Witwen- und Waisenhäuser per .	165.647 „ 74 „
c) dem Pensionsfonde für die definitiv Angestellten des Vereines per	236.403 „ 73 „
d) dem Kaiser und König Franz Josef-Jubiläums-Stipendienfonde (sammt Zinsen) per	20.891 „ 08 „
e) dem Vereins-Jubiläums-Stipendienfonde (sammt Zinsen) per	26.020 „ 71 „
f) dem C. F. Fellmann von Norwill-Fonde (sammt Zinsen) per	67.468 „ 08 „
g) dem Garantiefonde für belehnte Antheils-Einlagen per	1.391 „ 70 „
h) der Coursgewinn-Reserve per	37.867 „ 15 „
i) und seinem nach Abzug der vorangeführten Posten verbleibenden eigentlichen Specialvermögen per .	24.999 „ 52 „
welche Ziffern den obigen Betrag per	798.365 fl. 56 kr.

ergeben.

Der Specialfond für Witwen- und
Waisenhäuser betrug Ende 1892 . . . . 165.647 fl. 74 kr.
gegen . . . . 161.914 „ 10 „
im Vorjahre.

Die Kosten der bisher erbauten drei Witwen- und Waisenhäuser in Wien (Währing), Budapest und Graz betragen 159.207 fl. 34 k., daher der Fond Ende 1892 ein Barvermögen von 6.440 fl. 40 kr. ausweist.

Im Jahre 1892 wurden aus dem allgemeinen Fonde	8.704 fl. 21 kr.
in 539 Einzelposten für Unterstützungen an bedürftige Beamte und deren Angehörige ausbezahlt, in welcher Summe 400 fl. für den Freiplatz im Töchterheim des „Schulvereines für Beamtentöchter“ enthalten sind.	
Für Curstipendien an mittellose kranke Vereinsmitglieder wurden von der Vereinsleitung 5.150 fl. bewilligt, wovon effectiv	5.035 „ — „
in Anspruch genommen worden sind. Es wurden 133 Bewerbungsgesuche eingebracht, wovon 75 Gesuche (65 für Curstipendien, 10 für Reise- und Krankenkostenbeiträge, ferner für Freiplätze) günstig erledigt wurden.	
Es gelangte somit im Ganzen im Jahre 1892 aus dem allgemeinen Fonde ein Betrag von	13.739 fl. 21 kr.

für humanitäre Zwecke zur Verwendung.

Die Verwaltungen nachstehender Badeanstalten und Curorte, nämlich in: Aistersheim (Kneipp'sche Kaltwasser-Heilanstalt), Aussee (Dr. Schreiber's Alpenheim), Baden, Bilin, Buziás, Darkau, Daruvár, Eichwald (bei Teplitz), Ernsdorf-Jaworze, Gainfahrn, Gießhübl-Puchstein, Gleichenberg, Gmunden, Görz, Grado, Gräfenberg (Freiwaldau), Hall (in Oberösterreich), Herkulesbad, Ischl (Gemeindevorstehung und Ritter von Wirer'sche Badestiftung), Iwonicz, Johannisbrunn (in Schlesien), Karlsbad, Königswart, Krapina-Töplitz, Krynica, Liebwerda, Lipik, Lubien, Luhatschowitz, Marienbad, Meran, Pistyan, Pyrawarth, Römerbad (in Steiermark), Roncegno, Sutinsko, Swoszowice, Szliács, Tatra-Füred, Teplitz (in Böhmen), Topusko, Trencsin, Tüffer, Groß-Ullersdorf, Ustron, Zegiestów — gewährten im Jahre 1892 unserem Vereine für mittellose Mitglieder beachtenswerthe Begünstigungen und haben hievon 118 Vereinsmitglieder Gebrauch gemacht.

Außerdem standen auch im Jahre 1892 dem Vereine einige Freiplätze in mehreren Curorten zur Verfügung, wie insbesondere ein werthvoller Freiplatz in der Kaltwasser-Heilanstalt des Herrn Dr. Gustav Nový in St. Radegund, drei Stiftungsplätze an der Wasserheilanstalt des Herrn Universitäts-Professors und kaiserlichen Rathes Dr. Wilhelm Winternitz in Kaltenleutgeben (bei Liesing in Niederösterreich), zwei Freiplätze von Seite des steiermärkischen Landesausschusses für das Bad Neuhaus, drei Freiplätze für Rohitsch-Sauerbrunn und fünf Freiplätze von der Curanstalt in Radein.

Der Unterrichtsfond des Vereines betrug 148.415 fl. 34 kr. Ende 1891 und ist im Jahre 1892 durch die von der 27. ordentlichen Generalversammlung erfolgte Zuweisung von 5000 fl. aus dem

Gebarungsüberschusse der Lebensversicherungs-Abtheilung und anderweitige Zuflüsse auf 157.509 fl. 17 kr. gestiegen.

Zu den letzterwähnten Zuflüssen wurden auch Beiträge von dem Localausschusse in Fiume (5 fl.) und von sechs Spar- und Vorschußconsortien des Vereines, nämlich „Alsergrund" in Wien (100 fl.), „Budapest" (Pester Consortium) 150 fl., „Erstes Wiener" (50 fl.), „Graz" (50 fl.), „Pancsova" (20 fl.) und „Wieden" in Wien (200 fl.), zusammen 575 fl. gespendet. Letztere Ziffer weist allerdings gegen jene des Vorjahres (422 fl. 34 kr.) eine erfreuliche Mehrleistung aus, allein im Allgemeinen ist es immerhin zu bedauern, daß zu dem einem so wichtigen humanitären Zwecke gewidmeten Fonde von 82 Mitgliedergruppen nur 7 Gruppen einen Beitrag spendeten.

Von Seite des Consortiums „Gegenseitigkeit" in Wien, welches durch eine Reihe von Jahren Beiträge dem Unterrichtsfonde im Gesammt-Nominalbetrage von 2000 fl. österreichischer Notenrente gewidmet hatte, wurde bestimmt, daß vom Studienjahre 1893/94 angefangen die jährlichen Zinsen vorerwähnten Betrages zur Unterstützung eines die Kunstgewerbeschule des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie besuchenden Kindes eines Vereinsmitgliedes verwendet werden sollen.

Im Jahre 1892 wurden vom Verwaltungsrathe für das Schuljahr 1891/92 zur Verleihung von Unterrichts- und Lehrmittelbeiträgen 11.550 fl. bewilligt. Es langten 413 Gesuche ein, wovon 307 auf die im Reichsrathe vertretenen Länder und 106 auf die Länder der ungarischen Krone entfielen. Günstig erledigt wurden 313 Gesuche, und zwar 300 für Unterrichts- und Lehrmittelbeiträge (11.287 fl.) und 13 für einmalige Unterstützungen (260 fl.).

Im Jahre 1892 gelangten von diesen Beträgen für das II. Semester 1891/92 und I. Semester 1892/93 zur Verwendung.		11.008 fl. — kr.
Außerdem wurden im Jahre 1892 ausbezahlt:		
a) für die aus dem Kaiser Franz Josef-Jubiläumsfonde (per 10.000 fl.) bewilligten zwei Stipendien		250 „ — „
b) für die aus dem Vereins-Jubiläums-Stipendienfonde (per 25.000 fl.) bewilligten Stipendien		968 „ 75 „
c) aus dem Fellmann von Norwill-Fonde, und zwar:		
aa) für Stipendien . . .	1.062 fl. 50 kr.	
bb) für Unterstützungen .	1.200 „ — „	
zusammen .		2.262 „ 50 „
daher im Jahre 1892 zu Unterrichtszwecken im Ganzen ein Betrag von . . . . verwendet wurde.		14.489 fl. 25 kr.

Wir theilen an dieser Stelle mit, daß über Anregung der Direction des Spar- und Vorschuß-Consortiums in Preßburg vom Verwaltungsrathe in seiner am 24. Mai 1892 abgehaltenen 650. Plenarsitzung beschlossen wurde, aus Anlaß des im Berichtsjahre in Ungarn stattfindenden 25jährigen Krönungs-Jubiläums, insbesondere mit Rücksicht auf die in den Ländern der ungarischen Krone auf wirthschaftlich-humanitärem Gebiete thätigen Spar- und Vorschuß-Consortien des Vereines, an Seine Majestät eine Huldigungsadresse zu richten und außerdem zur bleibenden Erinnerung an dieses Ereigniß einen Betrag von 10.000 fl. aus den Mitteln des allgemeinen Fonds zu widmen. Die Zinsen dieses Betrages sollen in gleicher Weise zu Studienstipendien verwendet werden, wie jene des im Jahre 1888 aus Anlaß des 40jährigen Regierungs-Jubiläums Seiner Majestät gewidmeten Betrages, und soll der bezügliche Fond (dessen Capital nunmehr 20.000 fl. beträgt) den Namen „Kaiser und König Franz Josef-Jubiläums-Stipendienfond" führen.

Seine Majestät geruhten auch zufolge einer an das Präsidium des Vereines gelangten Intimation der Allerhöchsten Cabinetskanzlei vom 6. Juni 1892 die an Allerhöchstdieselbe gelangte Loyalitätsadresse mit dem Ausdrucke des Allerhöchsten Dankes sowohl für die Adresse, als auch für die aus dem freudigen Anlasse gegründete Stiftung huldvollst entgegen zu nehmen.

Dem Vereine standen auch im Jahre 1892 mehrere Freiplätze an verschiedenen Unterrichtsanstalten zur Verfügung, als: vier halbe Freiplätze an der Privat-Handelsschule des Herrn Professors Alois Weiß, vier Freiplätze an der Mädchen- Volks- und Bürgerschule der Frau Marie Hanausek, drei Freiplätze an der Schönberger'schen Kunststickereischule, zwei halbe Freiplätze an der Privat-Handelsschule des Herrn Franz Glasser (ehemals Patzelt) und zwei halbe Freiplätze an der Handelsschule des Herrn Max Allina. Von all diesen Freiplätzen wurde nur ein halber Freiplatz an der Schule des Herrn Professors Weiß besetzt, für die übrigen Freiplätze fand sich kein Bewerber. Drei Freiplätze an den Schulen des Frauenerwerbvereines werden vom Beamten-Vereine im Namen der Ersten österreichischen Sparcasse besetzt.

Rechnet man nun zu dem obigen für Unterrichtszwecke verausgabten Betrage per	14.489 fl. 25 kr.
die aus dem allgemeinen Fonde für humanitäre Zwecke gewidmeten oben angeführten	13.739 „ 21 „
ferner den aus der Anna Tandler'schen Stiftung bezahlten Betrag per	100 „ — „
hinzu, so ergibt sich, daß vom Vereine im Jahre 1892	
auf dem Gebiete humanitären Wirkens im Ganzen . .	28.328 fl. 46 kr.

verausgabt wurden.

Die Tabelle III des Anhanges bietet in ziffermäßigen Details ein Bild der bisherigen Gesammtleistungen unseres Vereines auf humanitärem Gebiete. Die Leser des Jahrbuches, deren Aufmerksamkeit wir ganz besonders auf diese Tabelle lenken, werden daraus entnehmen, daß der Verein vom Jahre 1870 bis Ende 1892 zu humanitären Zwecken 579.978 fl. 79 kr. verwendete. Wenn je eine Ziffer für sich sprach, so ist es diese Ziffer, deren Bedeutung insbesondere durch den Umstand gewinnt, daß jedes dem Vereine und einer Abtheilung desselben beitretende Mitglied während der ganzen Dauer seiner Mitgliedschaft nur ein einziges Mal einen gewiß nicht großen Betrag, nämlich bei seinem Eintritte den Betrag von zwei Gulden, zu entrichten hat, wodurch es sich den Anspruch auf Theilnahme an allen beim Vereine bestehenden humanitären Institutionen — die erforderlichen Bedingungen der Würdigkeit und Bedürftigkeit vorausgesetzt — sichert. Auf diese einzig dastehende Specialität des Beamtenvereines, welche ihn von jedem andern — sei es Zwecken der Geselligkeit und Unterhaltung, der Förderung der Gesundheit, künstlerischen oder wissenschaftlichen Bestrebungen u. s. w. dienenden — Unternehmen gewiß vortheilhaft unterscheidet, kann nie oft genug hingewiesen werden. Dies ist um so nothwendiger, als in neuester Zeit der kaum glaubliche Versuch gemacht wurde, die Ermäßigung, ja sogar die gänzliche Aufhebung dieses einmaligen und in Betracht der sich jährlich steigernden Anforderungen und der factischen Leistungen des Vereines geradezu minimalen Mitgliedbeitrages anzustreben.

Bezüglich des Schulvereines für Beamtentöchter, dessen wir aus den unseren Lesern bekannten Beziehungen dieses Unternehmens zu unserem Vereine jährlich gedenken, theilen wir mit, daß sich Ende 1892 sein Vermögen auf 14.856 fl. 42 kr., jenes des von ihm gegründeten Beamten-Töchterheim auf 31.251 fl. 64 kr. bezifferte, daß im Schuljahre 1891/92 für Stipendien der Betrag von 1850 fl. ausbezahlt und an der höheren Töchterschule des Vereines mit Beginn des Schuljahres 1892/93 die dritte Classe eröffnet wurde. Der Bau des in unserem letzten Berichte erwähnten eigenen Schulgebäudes (in der „Lange Gasse“ des VIII. Bezirkes Wiens gelegen) ist bereits so weit gediehen, daß die Eröffnung der höheren Töchterschule im eigenen Heim schon im October dieses Jahres erfolgen dürfte. In dem neuen Gebäude soll auch das erweiterte „Töchterheim“ untergebracht werden und ist auch die Errichtung einer „Handelsschule für Mädchen“ beabsichtigt. Die rührige, verdienstvolle Leitung des Schulvereines geht mit erfreulicher Energie, aber auch zielbewußt vor und es ist für uns zweifellos, daß ihre Bestrebungen, von den illustren Damen-Patronessen kräftigst unterstützt, den gewünschten Erfolg haben werden.

Was die Wahrung und Vertretung der socialen und materiellen Standesinteressen betrifft, so constatirt der Verwaltungsbericht, daß zu erfolgreichem Wirken die Verhältnisse leider auch im Berichts-

jahre, so wie in den Vorjahren, nicht günstig waren. Der vorerwähnte Bericht gedenkt in dieser Beziehung zunächst der warmen Vertretung im Interesse der ungarischen Staatsbeamten, welche sich der ungarische Reichstags-Abgeordnete Herrn Eugen Baron von Salmen (pens. kön. ungar. Ministerialrath und Obmann unseres Consortiums in Ofen) seit Jahren zur Aufgabe stellte und neuerdings in seiner am 7. Februar 1893 im ungarischen Reichstage gehaltenen großen Rede bethätigte.

Ferner ist aus dem Jahre 1892 eine Action hervorzuheben, welche die Pensionsfrage der Privatbeamten betraf und von Seite der Privatbeamten-Localgruppe unseres Vereines unter materieller und moralischer Beihilfe des letzteren unternommen wurde. Von vorerwähnter Mitgliedergruppe wurde am 31. Mai 1892 dem hohen Abgeordnetenhause des österreichischen Reichsrathes eine auf die Pensionsfrage bezügliche Petition und am 10. November 1892 ein dieselbe ergänzendes, die Hauptprincipien des zu errichtenden Pensionsinstitutes enthaltendes Promemoria überreicht, welche beiden Eingaben in dem hohen Hause eine sehr günstige Aufnahme fanden. Die von 400 Chefs und 4000 Privatbeamten unterzeichnete Petition, welcher sich die Handelskammern von Wien und Graz rückhaltlos anschlossen, wurde — wir theilen zur Vermeidung von Wiederholungen im nächsten Jahre an dieser Stelle auch schon den Erfolg mit — vollinhaltlich dem stenographischen Protokolle des Hauses einverleibt und über Antrag des Petitionsausschusses in der Sitzung des hohen Abgeordnetenhauses vom 24. März 1893 beschlossen, die fragliche Petition der Regierung zur eingehendsten Würdigung der darin vorgebrachten Anregungen, Vorschläge und Begehren abzutreten und wurde die hohe Regierung zur baldigsten Vorlage eines entsprechenden Gesetzentwurfes aufgefordert.

Am 20. December 1892 beschloß der Verwaltungsrath über Anregung aus den betheiligten Kreisen, Se. Excellenz dem Herrn Ministerpräsidenten Grafen Taaffe und den übrigen Mitgliedern des hohen Ministeriums eine Petition wegen Erwirkung charaktermäßiger Versorgungsgenüsse für die Witwen und Waisen nach k. k. Rechnungsdirectoren und Oberrechnungsräthen zu überreichen, welcher Beschluß auch am 9. Februar 1893 zur Durchführung gelangte.

Der Vollständigkeit halber führen wir an dieser Stelle noch an, daß am 15. März 1892 in der Volkshalle des neuen Rathhauses in Wien eine vom „Verbande der Wiener Beamten" einberufene Versammlung von Beamten aller Dienstkategorien zur Berathung über die Lage der Beamten, insbesondere mit Rücksicht auf die Theuerung, abgehalten wurde. Es waren 2000 Beamte anwesend und wurde die Ueberreichung einer Petition (welche sich mit der Erhöhung der Bezüge, mit der Gleichstellung der Beamten bei den Staatsbahnen mit den Staatsbeamten, mit der gesetzlichen Sicherung der Stellung der Privatbeamten, mit der Beschränkung der Anstellung von Diurnisten und mit der Aufbesserung des

Gehaltes für die Diener beschäftigen soll), an die Regierung, den niederösterreichischen Landtag und den Gemeinderath der Stadt Wien beschlossen.

Endlich theilen wir auch mit, daß das in unserem letzten Berichte erwähnte Wiener Staatsbeamten-Casino am 18. November 1892 eine außerordentliche Generalversammlung abhielt, bei welcher der Antrag gestellt wurde, ein Comité von 20 Mitgliedern zu wählen und dasselbe mit der Aufgabe zu betrauen, im Petitionswege eine Gehaltsregulirung und Erlassung einer Dienstpragmatik anzustreben, zu welchem Behufe sich der Casino-Ausschuß auch mit den Staatsbeamten-Vereinen in Brünn, Graz, Prag und Zara wegen Durchführung eines gemeinschaftlichen Petitionsverfahrens ins Einvernehmen zu setzen hat. Der neue Präsident des Casino, Herr Sectionschef Ritter v. Rinaldini (welcher in derselben Versammlung an Stelle des am 4. October 1892 dahingeschiedenen ersten Präsidenten, Herrn Ministerialrathes Dr. Hugo Ritter v. Brachelli, an die Spitze des Unternehmens berufen wurde), erklärte jedoch, daß die gestellten Anträge zu den Statuten des Casinovereines im Gegensatze stehen und daher nicht in Verhandlung gezogen werden können.

Bezüglich des finanziellen Verkehres des Beamten-Vereines im Jahre 1892 theilt der Verwaltungsbericht mit, daß an der Hauptcasse des Vereines

a) 4979 Posten per . . . . eingezahlt und	3,853.202 fl. 08 kr.
b) 3562 Posten per	3,802.717 „ 66 „
ausbezahlt wurden, daher das Revirement . . . betrug.	7,655.919 fl. 74 kr.
Der Verkehr mit dem k. k. österreichischen und dem k. ungarischen Postsparcassenamte belief sich auf (Erläge per 2.063.754 fl. 12 kr. in 19.878 Posten und Auszahlungen per 2,007.517 fl 76 kr. mittelst 4426 Checks), demnach der gesammte Geldverkehr	4,071.271 „ 88 „
im Jahre 1893	11,727.191 fl. 62 kr.
gegen . . . . im Vorjahre betrug.	13,673.301 „ 57 „

Außer der Centrale standen auch im Jahre 1892 die im Berichte pro 1888 angeführten zwölf Mitgliedergruppen des Vereines (nämlich die Localausschüsse in Böhm.-Leipa und die Privatbeamten-Localgruppe in Wien, ferner die Spar- und Vorschuß-Consortien in Iglau, Innsbruck, Jägerndorf, Mähr.-Ostrau, Olmütz St. Pölten und in Wien die Consortien der „Bankbeamten“ „Erstes Wiener“, „Währing“ und „Wieden“) im Clearingverkehre mit der Postsparcasse.

Durch die besondere Prämiencasse am Sitze der Centralleitung gelangte im Jahre 1892 mittelst 45.994 Quittungen und 283 Mitgliedskarten ein Betrag von 308.696 fl. 91 kr. zur Einhebung und wurden vom Prämienbureau im abgelaufenen Jahre 489.748 Quittungen (gegen 480.498 im Jahre 1891) ausgefertigt. — Von Badekarten zu ermäßigten Preisen wurden 9095 Stücke und von Anweisungen auf ermäßigte Billette in das deutsche Volkstheater, Carltheater und Orpheum 3.128 Stücke im Jahre 1892 (gegen 1.640 im Vorjahre) an der Casse des Vereines verkauft.

Der Personalstand der Centralleitung, wie er sich mit Rücksicht auf die Ergebnisse der Generalversammlung des Jahres 1893, beziehungsweise auf die nach dieser Versammlung erfolgte Constituirung des Verwaltungsrathes darstellt, ist aus der Tabelle IV des Anhanges zu entnehmen.

Zunächst ist zu constatiren, daß der Herr Ministerialrath Julius Kaan sich im August 1892 wegen seiner sehr angegriffenen Gesundheit und der Ueberbürdung mit Amtsgeschäften veranlaßt sah, auf sein Mandat als Mitglied des Verwaltungsrathes zu resigniren und wurde an dessen Stelle der im Jahre 1892 gewählte erste Ersatzmann, Herr Alois Maresch, einberufen.

Den Lesern des Jahrbuches ist die in den öffentlichen Blättern mitgetheilte, geradezu unqualificirbare Beschuldigung bekannt, welche in einer Sitzung des Abgeordnetenhauses im vorigen Jahre wider den Herrn Ministerialrath Kaan in seiner Eigenschaft als landesfürstlicher Commissär der Lebensversicherungs-Gesellschaft „Phönix" von gewisser Seite erhoben wurde. Diese Anschuldigung hatte sowohl eine gerichtliche als auch eine disciplinare Untersuchung zur Folge, die beide — wie zu erwarten war — nicht den geringsten Anlaß zu einem weiteren Verfahren gaben, da die gänzliche Grundlosigkeit der oberwähnten Beschuldigung evident constatirt wurde. Seine Excellenz der Herr Ministerpräsident Graf Taaffe fand sich auch veranlaßt, durch eine an das Präsidium des Abgeordnetenhauses gerichtete, sehr eingehende Zuschrift dem Herrn Ministerialrathe Kaan (welcher ihm als Vorstand des versicherungstechnischen Departements im k. k. Ministerium des Innern unterstand) eine glänzende Satisfaction zu verschaffen. Erhöht wurde letztere noch dadurch, daß auch Seine Majestät, als Herr Ministerialrath Kaan sich leider wegen seiner fortdauernd leidenden Gesundheit zur Bitte gezwungen sah, in den dauernden Ruhestand treten zu dürfen, ihm in neuerlicher Anerkennung seiner vorzüglichen Dienstleistung das Ritterkreuz des kaiserl. österr. Leopoldordens zu verleihen geruhte. Mit dem Ministerialrathe Kaan schied eine Persönlichkeit aus dem öffentlichen Leben, welche auf dem Gebiete des Versicherungswesens eine auch außer unserer Monarchie längst anerkannte Autorität war. Kaan gehörte bereits dem Gründungscomité unseres Vereines an und war in demselben insbesondere bei Berathung der Statuten über die Lebensversicherungs-

Abtheilung und deren Organisirung sehr thätig. Seit dem Beginne der Thätigkeit des Beamten-Vereines war Kaan bis zu seinem Ausscheiden ununterbrochen Mitglied des Verwaltungsrathes, fungirte während dieser Zeit als mathematischer Consulent des Vereines und wurde auch wegen seiner hervorragenden Verdienste im Jahre 1890 zum Ehrenmitgliede des Beamten-Vereines ernannt.

Wir theilen der Vollständigkeit halber auch an dieser Stelle mit, daß von Seite des Verwaltungsrathes der Beschluß gefaßt wurde, die Stelle eines besonderen versicherungstechnischen oder mathematischen Consulenten im Vereine nicht mehr zu besetzen, da hiezu mit Rücksicht auf die vollkommen consolidirte Organisation der Lebensversicherungs-Abtheilung überhaupt und auf die im Beamtenstande vorhandenen erprobten Fachmänner insbesondere keine Veranlassung mehr geboten ist.

Sodann ist zu erwähnen, daß auch der Hof- und Gerichtsadvocat Herr Dr. Leopold Florian Meißner, welchem in Anerkennung seiner vieljährigen gemeinnützigen Wirksamkeit mit Allerhöchster Entschließung vom 30. Jänner 1893 der Titel eines Regierungsrathes verliehen wurde, sich durch ein schweres Nervenleiden zu dem Ersuchen genöthigt sah, bei den bevorstehenden Neuwahlen von seiner Candidatur für das Ehrenamt eines Verwaltungsrathes abzusehen. Von Seite der Vereinsverwaltung wurde diese Mittheilung mit großem Bedauern entgegengenommen und der Verwaltungsrath bethätigte seine Anerkennung der von Seite des Herrn Dr. Meißner als Mitglied der Verwaltung des Vereines und als langjähriger Obmann des Consortiums „Währing“ erworbenen Verdienste dadurch, daß er Herrn Dr. Meißner in seiner Sitzung vom 21. März 1893 zum Ehrenmitgliede des Beamten-Vereines ernannte.

Wegen Ablaufes ihres Mandates im Jahre 1892 (beziehungsweise zur Zeit der im laufenden Jahre stattgefundenen Generalversammlung) waren zum Austritte aus dem Verwaltungsrathe folgende zehn Herren, nämlich: Dr. Rupert Angerer, Georg Görgey v. Görgö und Topporcz, Hanns Kargl, Franz Kopetzky, Alois Maresch, Dr. Leopold Florian Meißner, Dr. Ferdinand Pohl, Carl Schneider, Josef Stiasny und Dr. Carl Zimmermann berufen. Sie wurden sämmtlich bis auf die Herren Alois Maresch und Dr. Leopold Florian Meißner wiedergewählt, an deren Stelle der k. k. Landesgerichtsrath Herr Vincenz Franz, Obmann des Spar und Vorschuß-Consortiums „Währing“ und der bisherige Obmann des Ueberwachungsausschusses, der Hofsecretär beim k. k. Obersten Rechnungshofe, Franz Leifer (welcher wegen Ablauf des Mandates aus dem Ueberwachungsausschusse austreten mußte), neugewählt wurden.

Zum Mitglied des Ueberwachungsausschusses wurde Herr Theodor Kurzweil, k. k. Postdirections-Hauptcassier, gewählt.

Auf dem Gebiete der Personalien von fungirenden und ehemaligen Mitgliedern des Verwaltungsrathes ist außer der an früherer Stelle bereits bezüglich des Herrn Ministerialrathes Kaan gemachten Mittheilung zu berichten, daß der Landesschul-Inspector Herr Dr. Mathias Ritter v. Wretschko im März 1892 zur Dienstleistung in das Unterrichtsministerium berufen und demselben im November 1892 der Titel und Charakter eines Ministerialrathes verliehen wurde; daß dem Herrn Senatspräsidenten am k. k. Obersten Gerichtshofe Dr. Vincenz Ritter v. Haslmayr zu Grassegg der Orden der eisernen Krone zweiter Classe und dem als Vorstand des Bureaus für Postbauten im Handelsministerium in Verwendung stehenden Oberinspector der General-Direction der österr. Staatsbahnen, Herrn Friedrich Setz, der Titel eines Oberbaurathes verliehen wurde; daß Herr Carl Bringmann, Baudirector a. D., vom k. k. Landesgerichte Wien zum gerichtlichen Schätzmeister und Sachverständigen im Baufache ernannt wurde; daß dem Obmanne des Localausschusses unserer Mitgliedergruppe in Chrudim, Herrn Steuer-Oberinspector Ignaz Lederer, in Anerkennung seiner vorzüglichen Dienstleistung taxfrei der Titel und Charakter eines k. k. Finanzrathes und dem Mitgliede des Ueberwachungsausschusses, Herrn Anton Victor Felgel, k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivar, im April 1892 der Titel und Charakter eines Sectionsrathes verliehen wurde; daß der ehemalige Vicepräsident des Verwaltungsrathes und Ehrenmitglied des Vereines, der Generalprocurator am k. k. Obersten Gerichtshofe Herr Leopold Ritter v. Cramer (seinerzeit auch Gründer und Obmann des Localausschusses in Brüx), am 16. Mai 1892 sein 40jähriges Dienstjubiläum beging (zu welcher Feier ihn der Verwaltungsrath mittelst einer besonderen Adresse begrüßte) und im Februar 1893 durch die Verleihung der Würde eines geheimen Rathes ausgezeichnet wurde.

Zum Schlusse sei noch jener im Jahre 1892 Verstorbenen gedacht, welche im Leben der Centralleitung angehörten. Es sind dies die Herren: Leonard Libert de Paradis, k. k. Oberst i. P., † am 26. Jänner 1892 (Mitglied des Verw.-Rathes von 1868—1873); Adolf Ritter v. Pitner, k. k. Hofrath i. P., † am 27. Jänner 1892 (vom Februar 1877 bis December 1886 landesfürstlicher Commissär des Beamten-Vereines, auch dessen Ehrenmitglied); Josef Ritter v. Milbacher, Bureauchef der österr.-ungar. Staatseisenbahn-Gesellschaft i. P., † am 16. März 1892 (Mitglied des Verw.-Rathes in den Jahren 1864 und 1865); Dr. Ludwig Haindl, Hof- und Gerichtsadvocat in Wien, † am 16. Juli 1892 (Mitglied des Verw.-Rathes im Jahre 1873, betheiligte sich bei der Gründung der Wiener Consortien „Alsergrund“ und „Union“, so wie als Obmann des ersteren Consortiums in hervorragender Weise an dem ersten am 9. Februar 1872 abgehaltenen „Wiener Beamtentage“); Emanuel Adalbert Eichler, Liquidator des nied.-österr. Landes-Obereinnehmeramtes, † am 5. December 1892 (Mitglied des Verw.-Rathes von 1872

bis 1886 und des Directions-Comités von 1874 bis 1887 und war nach seinem Ausscheiden aus der Vereinsleitung bei der Redaction der „Beamten-Zeitung“ sehr thätig. Von ihm, als seinerzeitigem Ausschußmitglied des Consortiums „Alsergrund“, rührt die Anregung zur Einberufung des vorerwähnten ersten „Wiener Beamtentages“ her).

Bezüglich der Mittheilungen über die Personalien von Consortial-Functionären, sowie über die aus ihrem Kreise im Jahre 1892 Verstorbenen wird auf die III. Abtheilung des vorliegenden Berichtes verwiesen.

II. Versicherungsabtheilung.

Wir senden — unserer langjährigen Gewohnheit gemäß — der Besprechung des diese Abtheilung beherrschenden Ziffernmateriales wieder einige auf die Lebensversicherung im Allgemeinen Bezug habende Betrachtungen voraus.

In dieser Beziehung können wir nichts Besseres thun, als aus dem reichen Materiale, welches die „Beamten-Zeitung“ bietet, zu schöpfen. Wie finden in den Nummern 23, 24, 25 und 26 des Jahrganges 1892 einr Serie von ganz besonders für unseren Zweck praktischen Artikeln über die Frage:

„Warum müßte jeder Beamte versichert sein?“ aus der Feder des Herrn Julius Krall, eines im Dienste des Beamten-Vereines stehenden sehr rührigen Acquisiteurs, und wir können nicht umhin, aus den bezüglichen Ausführungen folgende Stellen hier mitzutheilen:

1. Kein Stand hat eine Lebensversicherung so unumgänglich nöthig, als wie eben der Beamtenstand. Die äußerst mißliche finanzielle Lage der meisten Beamten müßte dieselben schon vor Allem bestimmen, allgemein zur Versicherung zu greifen, als dem einzig sicheren Mittel, durch Zahlung kleiner Beträge etwas für die Zeit der Noth, für sich, für die Familie zurückzulegen. Die Lebensversicherungs-Prämie muß in Anbetracht des heiligen Zweckes in jeder Beamtenfamilie noch erspart werden, mag sie auch für Manchen immerhin ein Opfer sein. Es gibt in manchem bescheidenen Haushalte noch immer gewisse Ausgaben, die vermieden werden können; die bezüglichen Mittel decken die Prämie.

2. Die Lebensversicherungs-Polizze erhöht die Creditfähigkeit ihres Besitzers, sie ist für ihn in einer unvermuthet mißlichen Lage von großem Nutzen, der die zu bringenden Opfer reichlich ersetzt.

3. Es versichere Niemand zu hoch, damit die Zahlung nicht drückend, unter Umständen nicht unmöglich werde. Wollte man sie später wieder aufnehmen, so läßt vielleicht der schlechter gewordene Gesundheitszustand die Reactivirung nicht mehr zu und ein Theil der eingezahlten Prämien, ja bei kurzer Versicherungsdauer der ganze Betrag, ist verloren.

4. Bei Jenen, welche eine Versicherung deßhalb nicht nothwendig betrachten, weil ihnen nach ihrer Ansicht ihr Einkommen die Möglichkeit bietet, Ersparnisse für die Familie zu machen, führt oft selbst der beste Wille nicht zum gewünschten Ziele. Die Versuchung, zu irgend einer vielleicht sogar nothwendigen Ausgabe die Ersparnisse zu verwenden, siegt oft über den besten Willen; der Fond für die Zukunft ist verschwunden. Die

sicherere Art des Sparens ist die Versicherung, ihr gegenüber ist die erwähnte Versuchung machtlos. Und im Falle ernster Noth bietet ja, wie oben bemerkt, die Polizze ein Werthdocument, mit dem man sich helfen kann.

5. Der Pensionsanspruch einer Beamtenwitwe, der Erziehungsbeitrag für Beamtenwaisen ist ja notorisch sehr gering. Die erste Zeit nach dem Tode des Familienhauptes ist die kritischeste und gerade zu dieser Zeit fehlen sehr oft die Mittel, um die Auslagen für die letzte Krankheit und das Begräbniß bezahlen zu können. Und je höher der Rang, die Stellung des Verstorbenen, desto crasser der Unterschied zwischen Einst und Jetzt! Es ist daher für jeden Beamten eine heilige Pflicht, durch eine Versicherung all den geschilderten Calamitäten die böse Spitze abzubrechen. Kann auch durch einen Betrag von 1000 bis 2000 fl. die Zukunft der Familie nicht vollkommen gesichert werden, so setzt selbst dieses bescheidene Capital die arme, ihres Ernährers beraubte Familie in die Lage, sich in die neuen traurigen Verhältnisse leichter zu fügen und ermöglicht ihr so den Uebergang aus dem früheren relativen Wohlstand. Der in einer höheren Stellung Befindliche wird übrigens auch ein entsprechend höheres Capital versichern.

6. Der Tod eines mit Familie gesegneten Beamten macht einen mehr niederschlagenden Eindruck, als etwa der Tod eines Handwerkers oder Arbeiters. Denn eine brave und thätige Arbeitersfrau wird durch ehrliche Arbeit eher für sich und ihre Kinder sorgen können, als die Beamtenswitwe, welcher meistens wohl die physische Kraft und sehr oft auch die Eignung mangelt, irgend welche Arbeit, welche ein bescheidenes Nebeneinkommen schaffen könnte, zu verrichten, abgesehen vom sogenannten Decorum oder der falschen Scham, die eine solche Arbeit nicht zulassen.

7. Selbst der ein Vermögen besitzende Beamte soll eine entsprechende Versicherung abschließen. Erstens ist durch die Versicherung Niemand ärmer geworden, die Versicherung kann nur das eigene Vermögen erhöhen. Dann aber, welch mannigfachen Gefahren ist ein Vermögen ausgesetzt! Verfehlte Speculationen, Mißernten, Elementarschäden führen oft den gänzlichen Ruin des Besitzers herbei und manches ansehnliche Vermögen zersplittert sich durch Theilung unter mehrere Kinder. Hat die Frau das Vermögen zugebracht, so sollte ein ethisches Gefühl den Mann veranlassen, durch die Versicherung eine Art Vermögensgleichheit herzustellen, wodurch natürlicher Weise das Gesammtvermögen eine Vermehrung erfahren würde.

8. Da Niemand weiß, wie viele Jahre er noch leben wird, so soll der Beamte rechtzeitig, d. h. noch in jüngeren Jahren sich versichern lassen. Leider schieben die Meisten die Versicherung auf eine spätere Zeit hinaus, leider versäumten die Meisten den richtigen Zeitpunkt, als sie noch jung und vollkommen gesund waren, — und als sie nun wollten, war es zu spät, ihr physischer Zustand ließ die Aufnahme nicht mehr zu.

9. Läßt Zahlungsunfähigkeit die weitere Bezahlung der Versicherungsprämie nicht mehr zu, oder ist der Vorschuß rückgezahlt, zu dessen Sicherstellung die Versicherung abgeschlossen wurde, so ist das gänzliche Fallenlassen der Versicherung absolut verwerflich. Im ersteren Falle ist es weit rationeller, die Reducirung der Polizze auf einen geringeren Betrag anzustreben, wodurch wenigstens ein Theil der ursprünglich versicherten Summe zum Wohle der Angehörigen gerettet ist. Im zweiten Falle soll man aber stets bedenken, daß ja der Fall der Creditbedürftigkeit wieder eintreten könnte, daß aber später die Prämie eine viel höhere ist und eventuell der Gesundheitszustand dann eine Versicherung nicht mehr gestattet.

Die vorstehenden, den Rücksichten auf das praktische Leben entnommenen und für dasselbe berechneten Ausführungen werden ganz besonders durch eine geradezu drastische Episode aus der jüngsten Zeit illustrirt.

Wie nämlich die „Beamten-Zeitung“ in ihrer Nummer vom 31. März 1893 erzählt, kam — so berichtet eine aus Budapest an die Redaction der Zeitschrift: „Die Lebensversicherung“ (Gr.-Lichterfelde in Deutschland, S. W. von Berlin) gerichtete Zuschrift — im Frühjahre 1892 der Oberbeamte der Ersten Oesterreichisch-Ungarischen Versicherungsanstalt zu dem ungarischen Handelsminister Gabriel Baroß, um ihn für eine Lebensversicherung zu gewinnen. Der damals im 44. Lebensjahre stehende und sich einer strotzenden Gesundheit erfreuende Minister lehnte das Ansuchen mit der Frage ab, ob er denn mit seinem so gesunden Aussehen an den Tod denken solle, und schnitt die weiteren Versuche des Assecuranz-Beamten mit den Worten ab, daß seine Zeit ihm nicht gestatte, sich akademischen Vorträgen zu widmen. Sechs Wochen später — am 11. Mai 1892 — lag der Minister Baroß, dessen Leistungen in der Geschichte Ungarns unauslöschlich eingetragen sind, im Sarge, er hatte sich bei Inspicirung der Regulirungsarbeiten beim „Eisernen Thor“ eine tödtliche Erkältung geholt. Und am 20. Mai 1893 theilte das Abendblatt des „Pester Lloyd“ mit, daß der Budapester königl. Gerichtshof am 19. Mai 1893 die Nachlassenschaft des verstorbenen Ministers den gesetzlichen Erben, seinen beiden Kindern, ausfolgte, und daß das gesammte Erbe dieser zwei Ministerkinder nicht mehr als 5000 fl. betrug! Können mit diesem Capitale die Kinder ihres großen Vaters würdig erzogen werden? Die oberwähnte Zuschrift schließt ihren Bericht mit der Bemerkung, daß auch große Männer große Fehler begehen können.

Hat nicht einem solchen lapidaren Beweise für die hohe Bedeutung der Lebensversicherung gegenüber der Vertreter des Beamten-Vereines in Teplitz, der Herr Volks- und Bürgerschullehrer Michael Mottal, Recht, wenn er in der „Beamten-Zeitung“ schreibt: „So wie Luther nach Schulen rief, in welchen den Kindern das Bibellesen gelehrt werden sollte, so wäre es auch bei uns nöthig, nach Schulen zu rufen, in welchen die Wichtigkeit der genossenschaftlichen Vereinigungen, der Lebensversicherung u. s. w. gelehrt würde. Das Volk hat bisher für die Lebensversicherung noch kein Verständniß, und doch ist sie unstreitig die wichtigste wirthschaftliche Anstalt.“ Wie gering dieses Verständniß bei uns in der That ist, geht daraus hervor, daß (wie wir auch in der „Beamten-Zeitung“ lesen) unsere Monarchie unter ihren 40 Millionen Einwohnern nur etwa 8 Millionen Familien zählt, auf welche nach den neuesten statistischen Publicationen Ende 1891 höchstens 400.000 Todesfall-Versicherungen entfielen, d. h. von je 20 Familien war nur eine Familie versichert, während in Amerika und England jeder Fabrikant, jeder Kaufmann, jeder Beamte u. s. w. es für seine Pflicht hält, seinen Angehörigen ein nach seinem Ableben zahlbares Capital durch den Abschluß einer Versicherung zu sichern.

Wir besprechen nun den Stand der österreichisch-ungarischen Lebensversicherungs-Gesellschaften zu Ende des Jahres 1891 und entnehmen wieder die bezüglichen Mittheilungen dem in der „Beamten-Zeitung“ vom Jahre 1891 enthaltenen Berichte des Referenten unserer Versicherungs-Abtheilung, Herrn Dr. Friedrich Hönig.

Letzterer theilt nun zunächst mit, daß im Jahre 1891 der Zuwachs im Versicherungsstande größer war, als während eines der letzten zwölf Jahre, demzufolge auch die finanzielle Position der Gesellschaften im

Allgemeinen eine wesentlich stärkere geworden ist. Daran knüpft Herr Dr. **Hönig** folgende Bemerkungen, welche das Interesse jedes Lesers in Anspruch zu nehmen geeignet sein dürften.

„Die Bemühungen der Gesellschaften, ein möglichst großes Portefeuille zu erzielen und die in manchen Berufssphären immerhin fühlbare Concurrenz ausländischer, namentlich amerikanischer Anstalten zu überwinden, führen zu einem intensiven Wettbewerbe, dessen Erfolg sich in den höheren Abschlußziffern ausdrückt. Allerdings ist dieser Bewerb gegenüber jenem Theile der Concurrenten, welche in ihren Mitteln wenig wählerisch sind, welche insbesondere durch eine **Fülle von Versprechungen** das Urtheil über den Umfang der Leistungsfähigkeit einer Lebensversicherungs-Gesellschaft trüben, meistentheils aussichtslos. Und es wird noch vieler Mühe bedürfen, wenn es überhaupt gelingt, dem Publicum den **richtigen Begriff vom Zwecke der Lebensversicherung** und deren möglichem Erfolge beizubringen.

Wir meinen in erster Linie die drei großen amerikanischen Gesellschaften. In der Zusammenstellung der Jahresergebnisse des Jahres 1885*) haben wir uns des Näheren über den Unfug ausgesprochen, der in den Prospecten von zweien dieser Gesellschaften mit ihrer sogenannten „Tontinenversicherung" getrieben wurde. Sehr bald haben wir es erlebt, daß die **Unerfüllbarkeit der gemachten Versprechungen** dazu führte, daß die sogenannten „Ganztontinen" aufgelassen werden mußten. So wird es auch eintreten, daß die seither gemachten Gewinnversprechungen sich nicht erfüllen werden, allerdings zur großen Enttäuschung des irregeführten Publicums.

Ueberhaupt ist es tief zu beklagen, daß durch die Amerikaner ein **speculatives Moment** in die Lebensversicherung eingeführt wurde, welches ihr von Haus aus gar nicht innewohnt. Ihre Darstellungen lassen das mit ihr abzuschließende Geschäft so verlockend erscheinen, als ob die Lebensversicherung ders amerikanischen Gesellschaften ein ganz apartes Geschäft wäre! Und doch gibt es kaum einen anderen Geschäftszweig, bei dem eine größere Gleichartigkeit der Grundlagen vorhanden wäre, wie bei der Lebensversicherung. Alle Gesellschaften, mögen sie wo immer ihren Wohnsitz haben, müssen zu der Prämienberechnung und in Folge dessen zu ihrem ganzen Rechnungswesen eine **Mortalitätstabelle** und einen **Zinsfuß** verwenden. Diese beiden Erfordernisse sind bei dem heutigen Stande der Lebensversicherungswissenschaft und der Lage des Geldmarktes in den einzelnen Culturstaaten nicht so verschieden, daß wesentliche Unterschiede in Bezug auf die Prämien sich herausstellen könnten. Die **regelmäßigen Gewinnquellen** einer Lebensversicherungs-Anstalt aber können nur sein: **Untersterblichkeit, Zinsenersparniß und Ersparniß im Regieaufwande.** Keine von diesen Quellen fließen aber speciell für die amerikanischen Gesellschaften so reichlich, daß exorbitante Ueberschüsse sich ergeben könnten; denn der Zinsfuß für sichere Anlagen ist in Amerika heute auch nicht höher als bei uns, der Sterblichkeitsverlauf ist bei ihnen nicht günstiger als bei uns, wohl aber ist der Kostenaufwand bei den betreffenden Gesellschaften ein bekannt hoher. Woher sollen also die Ueberschüsse kommen, die es ermöglichten, ihre hohen Gewinnversprechungen zu erfüllen?"

„Bezüglich der Concurrenz unserer inländischen Gesellschaften mit den **großen deutschen Anstalten** bemerkt Herr Dr. **Hönig**, daß diese Anstalten an ihrer Heimstätte unter ungleich günstigeren Vorbedingungen arbeiten: fast keine Gebühren, sehr geringe Steuern, kein Gebührenäquivalent und der jährliche Abzug der Versicherungsprämie bis zum Betrage von 600 Mark vom steuerpflichtigen Einkommen. Wenn trotz alledem unsere heimischen Gesellschaften hin-

*) Besprochen im 17. Jahrgange der „Dioskuren".

sichtlich der Versicherungsbedingungen, der Prämien und der Billigkeit bei Durchführung des Geschäftes allen gerechten Anforderungen entsprechen, so beweisen sie, daß sie mit Ernst ihre Aufgabe zu erfüllen sich bemühen und daher wohl den Anspruch auf ein gewisses Maß von Schutz verdienen."

Der Stand der österreichisch-ungarischen Versicherungs-Gesellschaften war im Jahre 1891 derselbe wie 1890, nämlich 19, und zwar 10 Actien- und 9 wechselseitige Anstalten (von welch letzteren eine sich nur mit der Versicherung von Aussteuercapitalien beschäftigt). Von den 19 Anstalten sind 9 reine Lebensversicherungs-Gesellschaften, während die übrigen 10 auch verschiedene Elementar-Versicherung betreiben.

Die Capitalsversicherung auf den Todesfall (d. i. die Hauptversicherung) weiset — und zwar ohne Bedachtnahme auf die Rückversicherungen — seit dem Jahre 1880 folgende Ziffern auf.

Es standen in Kraft:

Ende 1880	242.690	Versicherungen	über	283,210.612 fl.
1881	253.632	"	"	290,766.164 "
1882	257.040	"	"	306,703.415 "
1883	257.728	"	"	322,708.680 "
1884	244.436	"	"	336,584.657 "
1885	243.636	"	"	353,034.446 "
1886	253.863	"	"	377,837.298 "
1887	266.789	"	"	403,841.444 "
1888	281.750	"	"	428,763.291 "
1889	289.516	"	"	445,384.482 "
1890	297.755	"	"	467,693.022 "
1891	341.817	"	"	502,359.162 "

Die Todesfallversicherungen haben sich im Jahre 1891 um 34,666.140 fl. (gegen 22,277.387 fl. im Jahre 1890) vermehrt.

Die durchschnittliche Versicherungssumme betrug 1468 fl. gegen 1572 fl. im Jahre 1890, welches starke Sinken auf den Einfluß zurückzuführen ist, welchen die „Arbeiterversicherung" (Versicherung von kleinen Beträgen gegen Wochenprämie) der Gesellschaften „Allianz" und „Ungarisch-französische" ausübte. Ohne die Ziffern dieser beiden Anstalten würde sich ein Durchschnitt von 1.606 fl. für eine Versicherung im Jahre 1891 ergeben.

Die Erlebens- (Aussteuer-) Versicherung weiset Ende 1891 ein versichertes Capital von . . . . 231,261.472 fl.
in 138.402 Verträgen aus, daher mit Hinzurechnung der
obangeführten Todesfall-Versicherungen per . . . . . 502.359.162 „

die gesammten Capitalsversicherungen Ende 1891 733.620.634 fl. in 480.219 Einzelversicherungen betrugen, welche Ziffern gegen Ende 1890 eine Vermehrung von 62,625.068 fl. (in 59.070 Polizzen) ausweisen.

Herr Dr. Hönig hebt hervor, daß von den verschiedenen Capitalversicherungsarten besonders jene Combinationen mit Vorliebe vom Publicum genommen und von den Gesellschaften propagirt werden, bei welchen sowohl im Todesfalle, als auch bei Erleben eines bestimmten Alters von Seite der Gesellschaft Zahlung geleistet wird.

Der Stand der versicherten Jahresrenten bezifferte sich Ende 1891 auf 1,343.705 fl. Renten in 6850 Polizzen.

Im Stande der wechselseitigen Ueberlebens-Associationen ist abermals eine Verminderung eingetreten, indem ihr Stand Ende 1891 nur 22,149.759 fl. gegen 33,666.000 fl. Ende 1890 beträgt. Eigentlich würde die Reduction nur mit 3,865,359 fl. zu constatiren sein, der übrige Betrag entfällt auf garantirte Associationen, welche im Interesse einer gleichmäßigen Darstellung den Erlebensversicherungen zugezählt wurden.

Die Prämien-Einnahme stellte sich im Jahre 1891 auf 25,731.395 fl. und weiset gegen das Vorjahr eine Vermehrung von 1,905.255 fl. aus. Die Gesammt-Einnahmen (mit Berücksichtigung der eingenommenen Zinsen, Verwaltungsgebühren und des Coursgewinnes) an Effecten betrugen 33,420.542 fl. im Jahre 1891 gegen 31,051.626 fl. im Jahre 1890.

An Zahlungen für fällige Capitalien und Renten wurden	11,732.109 fl.
(gegen 10,837.056 fl. im Jahre 1890) und für rückgekaufte Polizzen	1,467.824 „
(gegen 1,291.406 fl. im Vorjahre) somit zusammen . .	13,199.933 fl.

verausgabt.

Für die Erfüllung der künftigen Verpflichtungen der Gesellschaften haftet außer der Jahresprämie ein Vermögen von 163¼ Millionen Gulden und dessen Zinsenertrag.

Die Prämienreserven sind von 130,095.084 fl. Ende 1890 auf 145,177.820 fl. Ende 1891 gestiegen.

Der Verwaltungsaufwand betrug im Berichtsjahre 5,226.214 fl. oder 18·77% der gesammten Prämieneinnahmen.

An unvertheiltem (d. i. den Generalversammlungen zur Beschlußfassung vorbehaltenem) Gewinne verblieb im Jahre 1891 ein Betrag von 1,504.420 fl. gegen 1,545.559 fl. im Vorjahre.

Was nun die Gebarung der Lebensversicherungs-Abtheilung des Beamten-Vereines im Jahre 1892 betrifft, so ist zunächst mitzutheilen, daß die Umrechnung der Reserven auf Grund der neuen, im Berichte über das Jahr 1890 besprochenen Rechnungsgrundlage weiter fortgesetzt wurde. Im laufenden Jahre wird diese Arbeit ihre Vollendung finden.

Zur Durchführung der im Jahre 1892 erfolgten Umrechnung war eine Mehrdotation zur Prämienreserve im Betrage von 182.320 fl. erforderlich, welcher der bestehenden Reserve für Capitalsanlagen entnommen wurde, wodurch sich selbe auf 467.680 fl. reducirte. Allein das finanziell günstige Ergebnis des Jahres 1892 setzte den Verein in die Lage, dieser Reserve aus dem Gebarungsüberschusse den Betrag von 132.320 fl. zuzuweisen, wodurch sich die Capitalsreserve wieder auf 600.000 fl. stellt (gegen 650.000 fl. Ende 1891). Da ferner die Nettoprämien der Versicherungen nach der neuen vierpercentigen Rechnungsgrundlage sich im Durchschnitte höher stellen als jene, die von den vor 1891 Versicherten (mit Rücksicht auf die frühere fünfpercentige Rechnungsbasis) thatsächlich eingehoben werden — welche Differenz dem Rechnungsjahre anzurechnen ist — so müßte für das Jahr 1892 noch ein Betrag von 12.900 fl. in Betracht kommen, welcher bei dem günstigen Geschäftsergebnisse auf den Betrieb übernommen wurde.

Am Schlusse des Jahres 1892 beschäftigte sich ferner der Verwaltungsrath mit dem ihm vorgelegten Antrage, die in den Statuten festgesetzte Frist von fünf Jahren, welche seit dem Abschlusse der Versicherung verstrichen sein muß, um beim Ableben in Folge Selbstmordes die Zahlungspflicht des Vereines zu begründen, herabzusetzen und das Duell dem Selbstmorde gleich zu behandeln. Da jedoch diese Angelegenheit erst in der Generalversammlung des Jahres 1893 ihre definitive Erledigung fand, so werden die näheren Details auch erst im nächsten Berichte mitgetheilt, werden.

Wir übergehen nun auf die ziffermäßigen Daten über die Thätigkeit unserer Lebensversicherungs-Abtheilung im Jahre 1892 und berichten hierüber Folgendes:

Es lagen im Berichtsjahre 7121 Versicherungsanträge über einen Betrag von . . . . 7.301.784 fl.
Capital und von . . . . 77.683 „
Jahresrenten zur Erledigung vor.

Hievon gelangten zum Abschlusse:

1. Auf den Ablebensfall:
4405 Verträge über . . . . 4,656.064 fl.
2. auf den Erlebensfall:
713 Verträge über . . . . 728.720 „
3. auf Jahresrenten:
357 Verträge über . . . . 62.953 „

Vorstehende Ziffern constatiren eine Erhöhung in allen Combinationen gegen das Vorjahr.

Ende 1892 standen beim Vereine in Kraft:

66.960 Verträge über . . . . 65,227.884 fl.
Capital (in welchem Betrage auch die Haftung aus dem „Theilungsvereine“ mit 297.705 fl. berücksichtigt erscheint) und . . . . 421.705 „
Jahresrenten.

Die im Jahre 1892 außer Kraft getretenen Versicherungen (die Stornirungen) betrugen in der Capitalversicherung . . 3,312.652 fl.
und in der Rentenversicherung . . . . 42.058 „
gegen . . . . 3,141.786 „
beziehungsweise . . . . 42.363 „
im Vorjahre.

Bei den Capitalversicherungen auf den Todesfall (Tarif I) speciell traten außer Kraft:

durch Ableben . . . . 941.361 fl.
„ Ablauf der Versicherungsdauer . . . . 44.500 „
„ Rückkauf . . . . 498.805 „
„ Reducirung, Umschreibung und Theilung . . . . 330.500 „
(wofür 216 neue Polizzen über den Betrag von 243.614 fl. ausgestellt wurden)
„ Versäumniß der Prämienzahlung oder freiwilliges Aufgeben . . . . 674.868 „

zusammen . 2,490.034 fl.

gegen 2,476.763 fl. im Vorjahre.

Der reine Zuwachs betrug:

a) in der Versicherung auf den Todesfall, einschließlich von 92 Reactivirungen, 2,227.765 fl. (in 2053 Polizzen),

b) in der Versicherung auf den Erlebensfall 221.141 fl. (in 283 Polizzen) und

c) in der Rentenversicherung 26.899 fl. (in 165 Polizzen).

Am Ende des Berichtsjahres standen 251 Rückversicherungen in Kraft, und zwar wurden 219 Verträge über . . 556.084 fl. Capital und 32 Verträge über . . . . 5.796 „ Rente vom Vereine abgegeben, wovon 14 Verträge über 106.919 fl. Capital dem Theilungsvereine überwiesen wurden.

Zur Bestreitung der Verwaltungskosten des Vereines wurden im Jahre 1892 von der Lebensversicherungs-Abtheilung, welcher die Bestreitung der gesammten Vereinsregie zur Last fällt, verwendet brutto . . . . 387.307 fl. 52 kr.

Fürtrag . 387.307 fl. 52 kr.

Uebertrag . 387.307 fl. 52 kr.

wovon a) an Abschlußprovision . 62.636 fl. 95 kr.
b) an Incassoprovision . . 77.176 „ 34 „
c) an Honorar für die untersuchenden Aerzte . 17.876 „ 70 „
zusammen . 157.689 fl. 99 kr.
verausgabt wurden.

Nach Abzug der Rückempfänge für Regie per . 73.097 „ 04 „
stellt sich ein Netto-Verwaltungsaufwand per . . . 314.210 fl. 48 kr.
das ist 14·41% der Prämieneinnahme des Jahres 1892
gegen 15·36% im Jahre 1891,
„ 15·86% „ „ 1890,
„ 15·70% „ „ 1889,
„ 15·57% „ „ 1888,
„ 15·98% „ „ 1887,
„ 16·72% „ „ 1886 und
„ 17·04% „ „ 1885
heraus.

Von der Total-Einnahme an Prämien und Zinsen betragen die gesammten Verwaltungskosten
im Jahre 1892 11·05%
gegen 11·85% im Jahre 1891,
„ 12·18% „ „ 1890,
„ 12·19% „ „ 1889,
„ 12·15% „ „ 1888,
„ 12·55% „ „ 1887 und
„ 14·32% „ „ 1872,
so daß wieder eine Verminderung in dieser Beziehung zu verzeichnen ist.

Dem Verwaltungsrathe wurde bei Berathung des Budgets pro 1893 von der Geschäftsleitung eine Vergleichung dieses Budgets mit jenem vor 10 Jahren, d. i. pro 1883, geboten, und es dürfte von Interesse sein, die bezüglichen Ziffern der Hauptposten hier anzuführen.

Die beiden vorerwähnten Budgets wiesen folgende Ziffern aus:

Vereins-Einnahmen.

1883 . . . . 1,521.395 fl.
1893 . . . . 3,199.895 „

darunter:

a) Prämien der Lebensversicherung:
1883 . . . . 1,192.000 fl.
1893 . . . . 2,287.000 „

b) Interessen der fructificirten Fonde:
1883 . . . . 279.000 fl.
1893 . . . . 649.000 „

Vereins-Ausgaben

1883	1,419.837 fl. 61 kr.
1893	3,071.130 „ 26 „

darunter:

a) Verwaltungskosten:

1883	229.647 fl. 61 kr.
1893	418.560 „ 26 „

b) Steuern und Gebühren:

1883	21.600 fl.
1893	40.000 „

c) Ausbezahlte Versicherungsbeträge:

1883	550.000 fl.
1893	1,368.000 „

Mittel zur Bedeckung der Verwaltungskosten:

1883	232.067 fl.
1893	460.567 „

Aus vorstehenden Zahlen geht hervor, daß die meisten Posten der Einnahmen und Ausgaben von 1893 beinahe das Doppelte von 1883 betragen.

Die Prämieneinnahme betrug nach Abzug des an die rückdeckenden Gesellschaften abgegebenen Betrages im Jahre 1892	2,181.353 fl. 68 kr.
gegen	2,077.148 „ 01 „
im Vorjahre, ist daher um	104.205 fl. 67 kr.

gestiegen.

Das Incasso ging im Berichtsjahre ebenso pünktlich, wie in den früheren Jahren vor sich, und waren Ende 1892 von der oben angeführten Prämiensumme nur 61.231 fl. 71 kr. unverrechnet.

Die Prämienreserve betrug Ende 1892 nach Berücksichtigung der auf die rückversicherten Anträge entfallenden Reserve	12,720.244 fl.
gegen	11,578.237 „
daher sich eine Erhöhung von	1,142.007 fl.

herausstellt.

Da nämlich ein Theil der Reserven auf Grund des Zinsfußes von 4% und der Beamtenvereins-Sterblichkeitstafel berechnet wurde, so war (wie schon an einer früheren Stelle bemerkt wurde) eine Mehrdotation der Reserve erforderlich.

Die sogenannte mittlere Jahresreserve (einschließlich der Kriegsfallreserve) stellt sich auf den Betrag von 12,269.388 fl. 55 kr., welcher zu dem in den Rechnungen des Vereines ausgewiesenen Zinsenerträgnisse von 580.020 fl. 24 kr. in Verhältniß zu setzen ist, wonach sich pro 1892 eine Verzinsung von 4·73% herausstellt.

Der Gebarungsüberschuß der Lebensversicherungs-Abtheilung für das Jahr 1892 beträgt:

a) aus dem Betriebe der Lebensversicherung . .	83.138 fl. 08 kr.
b) aus realisirtem Coursgewinn beim Verkaufe von Werthpapieren	11.683 „ 96 „
c) aus der Wertherhöhung der im Vereinsbesitze befindlichen Werthpapiere	78.563 „ 34 „
zusammen .	173.385 fl. 38 kr.

gegen 74.843 fl. 78 kr. im Vorjahre.

Da die Vereinsverwaltung (wie schon an einer früheren Stelle mitgetheilt wurde) der Reserve für Capitalsanlagen, welche Ende 1891 sich auf . . . . 650.000 fl. — kr.
bezifferte, aus Anlaß der im Jahre 1892 erfolgten weiteren Umrechnung der Reserven auf Grundlage der neuen mehrerwähnten Rechnungsbasis einen Theilbetrag von . . . . 182.320 fl. — kr.
entnahm, reducirte sich erwähnte Reserve auf . . . 467.680 fl. — kr.

Mit Rücksicht auf den oben ausgewiesenen namhaften Gebarungsüberschuß war es jedoch der Vereinsleitung möglich, die Reserve für Capitalsanlagen mit einem höheren Betrage zu dotiren.

Diese Dotirung erfolgte nun mit . . . . . 132.320 fl. — kr.
wodurch fragliche Reserve sich Ende 1892 wieder auf den Betrag von . . . . 600.000 fl. — kr.
stellte.

Wenn man nun von dem Gebarungsüberschusse per 173.385 fl. 38 kr.
die vorerwähnte Dotation per . . . . 132.320 „ — „
in Abzug bringt, so verbleiben . . . . 41.065 fl. 38 kr.
worüber die im Jahre 1893 abgehaltene Generalversammlung zu verfügen hatte, und sind die bezüglichen Beschlüsse an einer späteren Stelle mitgetheilt.

In Bezug auf die Anlage der Capitalien der Lebensversicherungs-Abtheilung weiset die von der 28. Generalversammlung genehmigte Bilanz pro 1892 aus, daß das Vermögen dieser Abtheilung vorzugsweise in folgenden Werthen seine Bedeckung fand, und zwar:

a) in Realitäten im Gesammtwerthe von . . 1,257.567 fl. 58 kr.

Fürtrag . 1,257.567 fl. 58 kr.

Übertrag . 1,257.567 fl. 58 kr.

b) in Darlehen:

aa) auf Hypotheken . .	6,974.268 fl. 78 kr.	
bb) auf eigene Polizzen .	1,511.030 „ 52 „	
cc) an die Spar- und Vorschußconsortien des Vereines per . . .	613.133 fl. 08 kr.	
dd) zu Dienstescautionen	473.488 „ 67 „	
ee) auf Werthpapiere .	3.618 „ 15 „	
zusammen .		9,575.539 „ 20 „

c) in Effecten (und zwar Rente, Grundentlastungs-Obligationen, Prioritäten, Pfandbriefe, Schuldverschreibungen der k. k. Staatsbahnen, 4% galiz. Propinations-Anlehen), zum Courswerthe vom 31. December 1892 sammt daran haftenden Zinsen per . . . . 2,862.236 „ 57 „

welche Beträge zusammen . . . . 13,695.343 fl. 35 kr. ergeben.

Aus vorstehender Zusammenstellung ergibt sich, daß die Vereinsverwaltung auch im Jahre 1892 wieder der pupillarisch sicheren Anlage der Vereinscapitalien in Hypotheken besondere Aufmerksamkeit widmete. Die Hypotheken stiegen im Berichtsjahre um 1,116.888 fl. 44 kr. gegen das Vorjahr, wogegen sich die Anlagen in Werthpapieren, da ein Theil der Hypotheken nur mittelst Veräußerung von Effecten durchgeführt werden konnte, um 241.251 fl. 35 kr. verminderten.

Zu Dienstescautionen wurden bis Ende 1892 aus den Geldern der Lebensversicherungs-Abtheilung 1,533.994 fl. dargeliehen, wovon auf das Jahr 1892 allein 129.676 fl. entfallen. Mit Ende des Berichtsjahres haftete ein Darlehensbetrag von 473.619 fl. aus. Die Zinseneinnahme betrug 27.434 fl. und der für eventuelle Verluste gebildete Gewährleistungsfond bezifferte sich Ende 1892 nach Abrechnung einer Schadendeckung von 967 fl. auf 44.693 fl.

Aus dem Titel der Erfüllung vertragsmäßiger Verpflichtungen wurden für im Jahre 1892 fällig gewordene Versicherungen vom Vereine, und zwar:

a) für Todfallscapitalien	923.746 fl. 11 kr.
b) „ Jahresrenten	46.612 „ 71 „
c) „ Aussteuercapitalien	261.763 „ 60 „
d) „ Erlebensfälle nach Tarif I d (gemischte Versicherung)	25.900 „ — „
e) an 4 Personen mit 5 Polizzen in Folge Erlebens des 85. Lebensjahres	1.800 „ — „
f) für rückerstattete Prämien in Folge Ablebens von auf Aussteuerbeträge versicherten Personen	13.539 „ 25 „
somit zusammen .	1,273.361 fl. 67 kr.

und seit dem Beginne der Vereinsthätigkeit 12,799.064 fl. 38 kr. ausbezahlt.

Was den Verlauf der Sterblichkeit betrifft, so war (wie der Rechenschaftsbericht der Vereinsverwaltung constatirt) das Jahr 1892 im Vergleiche zum Vorjahre ein an Schäden überaus reiches. Während nämlich im Jahre 1891 die rechnungsmäßige Sterblichkeit hinter der factisch eingetretenen um 121.146 fl. oder um 12·57 % (der erwarteten Schäden) zurückblieb, war die Auszahlung im abgelaufenen Jahre nur um 84.811 fl. oder um 8·34 % kleiner als die gemäß unserer Absterbeordnung erwarteten Schäden. Diese ungünstigen Sterblichkeitsverhältnisse im Berichtsjahre werden vor Allem der Influenza und ihren Folgekrankheiten zugeschrieben. Die Vereinsverwaltung knüpft an diese Bemerkungen interessante, insbesondere auf die Beamten-Vereinstafel Bezug habende Ausführungen, auf welche näher einzugehen wir hier verzichten müssen.

Für die Erfüllung der dem Vereine aus dem Betriebe der Lebensversicherung obliegenden Verpflichtungen haften außer den künftig eingehenden Prämien nebst Zinsen:

a) die rechnungsmäßige Prämienreserve per		12,720.244 fl. — kr.
b) die specielle Kriegsversicherungs-Reserve per		126.387 „ 39 „
c) die außerordentliche Reserve der Lebensversicherungs-Abtheilung im allgemeinen Fonde per		217.675 „ 85 „
d) aa) die Reserve für Capitalsanlagen per	600.000 fl. — kr.	
bb) der Realitätenamortisationsfond per	161.520 „ 25 „	
cc) der Gewährleistungsfond für Cautionsdarlehen und Cautionsbürgschaften per	44.963 „ — „	
im Gesammtbetrage per		806.483 „ 25 „
zusammen		13,870.520 fl. 49 kr.

deren Anlage in den bereits oben angeführten Werthen im Gesammtbetrage von . . . . . . 13,695.343 fl. 35 kr. erfolgt ist.

Für den auf diesen Betrag fehlenden Rest gilt dieselbe Erklärung wie im Vorjahre. Er besteht aus dem Antheile der Lebensversicherungs-Abtheilung bei den Eincassirungsorganen und aus kleineren Forderungen an diverse Debitoren.

Was den Stand der Krankengeld-Versicherung im Jahre 1892 betrifft, so ist mitzutheilen, daß am Ende des Berichtsjahres 227 Verträge über ein versichertes wöchentliches Krankengeld von 1.658 fl.

mit einer jährlichen Prämieneinnahme von 2.635 fl. in Kraft standen und im Jahre 1892 Krankengelder im Betrage von 1.738 fl. 85 kr. ausbezahlt wurden. Der Reservefond dieser Abtheilung beträgt 13.341 fl. 44 kr.

An Versicherungen von Invaliditätspensionen wurden im abgelaufenen Jahre 22 neue Verträge abgeschlossen, wogegen 7 Stornirungen zu verzeichnen sind, so daß mit Ende 1892 die Anzahl der Theilhaber 204 beträgt. Von diesen stehen fünf im Genusse einer Pension von zusammen 1.140 fl. 94 kr., während der von den übrigen 199 Personen erworbene Pensionsanspruch sich auf 30.939 fl. 49 kr. beziffert. Die Reserve dieser Abtheilung beträgt 81.287 fl. und ihr Vermögen 90.384 fl. 42 kr.

Schließlich haben wir noch, wie alljährlich, über den Versicherungsstand des Preußischen Beamten-Vereines Ende 1892 zu berichten. Dieser Stand war folgender:

1. Lebensversicherungen	17.929	Verträge über	77,494.500	Mark Capital
2. Capitalversicherungen	7.260	„ „	16,253.050	„ „
3. Sterbecasse	6.438	„ „	2,660.500	„ „
zusammen .	31.627	Verträge über	96,408.050	Mark Capital
Bestand Ende 1891 .	28.617	„ „	85.004.860	„ „
Reiner Zuwachs .	3.010	Verträge über	11,403.190	Mark Capital
4. Leibrenten . . .	464	Verträge über	168.260	Mark jährliche Rente
Bestand Ende 1891	385	„ „	139.600	„ „ „
Reiner Zuwachs .	79	Verträge über	28.660	Mark jährliche Rente.

Diese Ziffern constatiren wieder einen sehr erfreulichen Zuwachs auf dem Gebiete der Versicherung unseres Brudervereines. Wir erlauben uns, zur Aufklärung hier zu constatiren, daß durch die beim Preußischen Beamten-Vereine eingeführte Capitalversicherung die Zahlung eines Capitales nach einer bestimmten Anzahl von Jahren, und zwar entweder durch eine einmalige Einzahlung oder durch Entrichtung von regelmäßigen Beiträgen gesichert wird. Diese Versicherungs-Abtheilung ist im Wesentlichen eine Sparcasse, nur muß man sich bei Abschluß der Versicherung (von der einmaligen Einzahlung abgesehen) zu regelmäßigen Beiträgen verpflichten. Der Vorzug dieser Versicherung vor der Sparcasse liegt daher in dem Beitragszwange, der ein wesentlicher Antrieb zum fortgesetzten Sparen ist.

Das bisherige publicistische Organ des Vereines, die „Monatschrift für Deutsche Beamte“ (welche wir im Jahrbuche wiederholt besprochen haben), hat ihr Verhältniß zum Preußischen Beamten-Vereine gelöst und ist vom Jahre 1893 (ihrem 17. Jahrgange) angefangen „Organ des Verbandes Deutscher Beamten-Vereine“, der seinen Sitz in Berlin hat.

Dieser Verband hielt am 17. December 1892 eine außerordentliche Hauptversammlung ab, in welcher das weitere Bestehen des Bestandes beschlossen und neue Satzungen berathen wurden.

Nach diesen Satzungen ist der Zweck des Verbandes, die wirthschaftlichen und geistigen Interessen des Deutschen Beamtenstandes, insbesondere der Mitglieder der dem Verbande angehörenden Vereine zu fördern. Es soll deßhalb vor Allem erstrebt werden: 1. Die Gründung von Beamten-Vereinen an Orten, wo solche noch nicht bestehen; 2. die Beschaffung von Wohlfahrtseinrichtungen (z. B. die Errichtung von Spar- und Darlehenscassen, so wie die Erzielung von Preisermäßigungen [in Gasthäusern, Curorten, Badeorten, Sommerfrischen] und anderen Verkehrseinrichtungen); 3. auf dem Gebiete des Versicherungswesens: Die Förderung der Ziele des Preußischen Beamten-Vereines zu Hannover und die Schaffung von Einrichtungen, welche von diesem nicht in den Bereich seiner Thätigkeit gezogen sind. Die Kosten der von dem Verbande ins Leben gerufenen besonderen Anstalten werden ausschließlich von denjenigen Personen getragen, welche an denselben betheiligt sind. — Ein weiteres Eingehen würde über den Rahmen unseres Berichtes hinausragen.

III. Spar- und Vorschuß-Consortien.

In Bezug auf die geschäftlichen Resultate weisen die Vereins-Consortien im Jahre 1892 gegenüber dem Vorjahre folgende Veränderungen auf.

Es erhöhten sich im Jahre 1892 sämmtliche Positionen, und zwar:

1. Die Gesammtzahl der Consorten von 31.337 auf 31.782,
2. die Antheilseinlagen von 8,576.220 fl. auf 9,008.095 fl.,
3. die Summe der neu ertheilten Vorschüsse von 5,023.776 fl. auf 5,126.823 fl.,
4. die am Ende des Jahres aushaftenden Vorschüsse von 10,468.177 fl. auf 11,099.933 fl.
5. die nicht haftungspflichtigen Spareinlagen von 892.009 fl. auf 976.437 fl.,
6. die aufgenommenen Darlehen von 771.269 fl. auf 782.639 fl. und
7. die Reservefonde von 580.394 fl. auf 633.878 fl.

Wenn man diese Ziffern mit der Gesammtzahl der Consorten vergleicht, so entfallen durchschnittlich auf ein Mitglied:

a) von den Antheilseinlagen . . . . 283 fl. 43 kr. (273 fl. 67 kr. im Jahre 1891),

b) von den Passivcapitalien . . . . 55 fl. 35 kr. (53 fl. 07 kr. im Jahre 1891),

c) von den Vorschüssen . . . . 349 „ 25 „ (334 fl. 05 kr. im Jahre 1891),

d) von den Reservefonden . . . . 19 fl. 94 kr.
(18 fl. 52 kr. im Jahre 1891),

ferner nach den Mittheilungen des Rechenschaftsberichtes

e) von den Vorschußabschreibungen . . . . — „ 90 „
(— fl. 87 kr. im Jahre 1891),

f) von dem Reinerträgnisse . . . . 19 „ 02 „
(18 fl. 52 kr. im Jahre 1891).

Ueber die Höhe des Zinsfußes für gewährte Vorschüsse heben wir aus dem Verwaltungsberichte der Vereinsleitung die vier Jahre 1885, 1890, 1891 und 1892 hervor.

Es bestanden in diesen vier Jahren folgende Procentsätze:

1885:

bei 17	Consortien	6 %
„ 4	„	6½%
„ 3	„	7½%
„ 31	„	8 %
„ 1	Consortium	8½%
„ 7	Consortien	9 %
„ 6	„	10 %
„ 2	„	12 %

1890:

bei 1	Consortium	5 %
„ 20	Consortien	6 %
„ 5	„	6½%
„ 27	„	7 %
„ 2	„	7½%
„ 26	„	8 %
„ 1	Consortium	8½%
„ 3	Consortien	9 %
„ 3	„	10 %

1891:

bei 1	Consortium	5 %
„ 23	Consortien	6 %
„ 7	„	6½%
„ 23	„	7 %
„ 2	„	7½%
„ 24	„	8 %
„ 3	„	9 %
„ 3	„	10 %

1892:

bei 1	Consortium	5 %
„ 1	„	5½%
„ 27	Consortien	6 %
„ 6	„	6½%
„ 19	„	7 %
„ 4	„	7½%
„ 24	„	8 %
„ 2	„	9 %
„ 2	„	10 %

Es ist daher auch im Jahre 1892 eine Reduction des Zinsfußes bei einigen Consortien zu constatiren und wiederholen wir hier auch die in früheren Berichten gemachte Bemerkung, daß bei einzelnen Consortien je nach der Deckungsmodalität der Vorschüsse ein verschiedener Zinsfuß eingeführt ist, woraus sich die Differenz in der Gesammtzahl der bei den Procentsätzen angeführten Consortien gegenüber der Zahl der factisch besteh nden Consortien erklärt.

Seit dem Bestehen der Spar- und Vorschußconsortien wurden bis Ende 1892 im Ganzen Vorschüsse im Betrage von 77,760.967 fl. gewährt, worauf am Ende des Berichtsjahres 11,099.933 fl. aushafteten.

Was die von der Verwaltung des Beamten-Vereines aus den Geldern der Lebensversicherungs-Abtheilung an die Consortien ertheilten Darlehen betrifft, so betrug der Darlehensstand am 1. Jänner 1892 . . . . 576.724 fl. 31 kr.

Im Jahre 1892 wurden Darlehen per . . 579.107 „ 48 „

ertheilt, was die Summe von . . . . 1,155.831 fl. 79 kr. ergibt.

Rückbezahlt wurden im Jahre 1892 . . . . 542.698 „ 71 „ so daß sich am 31. December 1892 ein Darlehens-

stand von . . . . 613.133 fl. 08 kr. herausstellte.

Im Ganzen wurden an die Consortien seit dem Beginne ihrer Thätigkeit bis Ende 1892 von der Versicherungs-Abtheilung des Beamten-Vereines Darlehen im Betrage von 7,706.013 fl. ertheilt.

Gekündigte Antheilseinlagen wurden im Jahre 1892 in 47 Fällen mit dem Gesammtbetrage von 8.696 fl. 10 kr., im Ganzen seit dem Jahre 1876 in 833 Fällen mit der Gesammtsumme von 158.567 fl. 88 kr. belehnt.

Der den Lesern des Jahrbuches aus früheren Berichten bekannte Consorten-Index findet immer mehr Anerkennung und hat das Genossenschaftsbureau im Jahre 1892 außer der Mittheilung von monatlichen Veränderungsausweisen an die Consortien in 1806 Fällen (gegen 1443 des Vorjahres) Auskünfte ertheilt.

In Bezug auf sämmtliche Consortien der Monarchie waren im Jahre 1892 von 30.378 Consortial-Mitgliedern

1	Consorte	bei	10	Consortien	Mitglied,
2	Consorten	„	7	„	Mitglieder,
2	„	„	6	„	„
7	„	„	5	„	„
24	„	„	4	„	„
133	„	„	3	„	„
1.052	„	„	2	„	„

In der vorangeführten Gesammtzahl der Consorten sind die Mitglieder der Consortien in Bistritz, Kaschau, Lugos, Szegedin, Zara und den im Jahre 1892 in Liquidation getretenen Consortien in Oedenburg und Mähr. Trebitsch nicht enthalten.

Der Consortial-Delegirtenausschuß hielt auch im Jahre 1892 nur eine Sitzung, und zwar am 27. März 1892, unter dem Vorsitze des Obmann-Stellvertreters, Herrn Dr. Dominik Kolbe, ab. Es waren 14 stimmberechtigte Consortien (Brünn, Graz, Krems, Budapest-Ofen, Budapest-Pest, Preßburg, Proßnitz, von Wien: Bank-

beamte, Landstraße, Sechshaus-Neubau, Mariahilf, Union, Währing, Wieden, Erstes Wiener) vertreten. Außerdem war das Consortium Kronstadt durch einen Delegirten vertreten.

Am 6. Mai 1892 fand der zwanzigste Consortialtag, und zwar gleichfalls unter dem Vorsitze des Obmannstellvertreters des Delegirten-Ausschusses, Herrn Dr. Dominik Kolbe, statt. Es waren hiezu 17 Delegirte in Vertretung von 11 Consortien (darunter von 5 auswärtigen) erschienen und wurden außer den in jedem Jahre wiederkehrenden Berichten und diversen schriftlich und telegraphisch gesendeten Begrüßungen folgende Angelegenheiten verhandelt und folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Die gegenwärtige Stellung der Consortien zu der Frage der Revisionen mit Rücksicht auf die in Aussicht stehenden gesetzlichen Maßnahmen.

Nach einer sehr eingehenden Debatte wurde die vom Referenten — Herrn Engelbert Keßler — beantragte (dem Beschlusse des Consortial-Delegirtenausschusses vom Jahre 1886 conforme) Resolution:

„Der Consortialtag spricht sich dahin aus, daß die Nothwendigkeit ständiger Revisionen bei den Vereinsconsortien vorhanden ist, und daß diese Revisionen im Namen des Verbandes durchzuführen sind“, angenommen.

2. Die Anregung des Ueberwachungsausschusses des Beamten-Vereines wegen Auflassung der Einrichtung bezüglich der Belehnung gekündigter Antheilseinlagen durch die Centrale (Referent Herr Vereinssecretär Rudolf Hofmann).

Der Beschluß lautet:

„Die bisher bei der Centrale bestehende Einrichtung bezüglich der Belehnung gekündigter Antheilseinlagen der Vereinsconsortien möge im Interesse der betheiligten Consortien auch fernerhin beibehalten werden.“

3. Die Frage, ob es zulässig und rathsam sei, Zinsen von Zinsen, Proceßkosten, Prämien und Mahnspesen zu berechnen (Referent Herr Ferdinand von Rueber).

Der vom Referenten gestellte Antrag: „Es empfiehlt sich nicht, für Zinsen, Proceßkosten, Prämien und Mahnspesen Zinsen zu berechnen“, wurde zum Beschlusse erhoben.

4. Ergänzung der Schuldscheinformulare (Referent Herr Dr. Dominik Kolbe).

Es wurde beschlossen:

„Die Schuldscheinformulare seien so zu ändern, daß am Schlusse des Satzes, der von der Verwerthung der Polizze u. s. w. handelt, die Worte gesetzt werden: den Rückkaufswerth der Polizze auf Abschlag der Schuld zu beheben“.

5. Anregung des Consortiums Innsbruck wegen eventueller Maßnahmen gegen die doppelte Besteuerung der Zinsencoupons von Werthpapieren eines Cosortiums (Referent Herr Dr. Rupert Angerer).

Zur Aufklärung diene, daß solche Coupons erstens direct bei der Einlösung von der Steuer durch Abzug des bezüglichen Betrages betroffen werden, daß aber der behobene und in die Consortialrechnung eingestellte Betrag solcher Coupons von der Steuerbehörde als Reinerträgniß angesehen und als solches wieder besteuert wird. Gegen letztere Besteuerung haben auch die Consortien in Brünn und Landstraße in Wien im Jahre 1882 die Beschwerde an den Verwaltungs-Gerichtshof, jedoch leider erfolglos, ergriffen.

Daher wurde vom Consortialtage „unter Berücksichtigung der vom Referenten mitgetheilten Gründe und im Hinblicke auf die diesbezüglichen Entscheidungen des Verwaltungs-Gerichtshofes der Uebergang zur Tagesordnung beschlossen."

Dem 20. Consortialtage wurde ferner mitgetheilt, daß der Verwaltungsrath im Jahre 1892 in Folge eines vom 19. Consortialtage gefaßten Beschlusses zwei Petitionen an die österreichische Regierung gerichtet hat, und zwar:

a) eine an das k. k. Justizministerium, bezweckend die Beseitigung einiger Lücken im Genossenschaftsgesetze anläßlich der in Aussicht genommenen Revision desselben, und
b) eine an das k. k. Finanzministerium in Bezug auf die Regelung der Frage, ob die Gehalte und die Pensionen der Beamten als ein und dasselbe Object der Vormerkung zu betrachten seien, im Wege der Gesetzgebung oder Verordnung.

Als zur Entsendung von Vertretern im Consortial-Delegirtenausschusse berechtigt, wurden nachstehende Consortien gewählt: Brünn, Graz, Innsbruck, Krems und Stein, Ofen, Pest, Prag, Preßburg, Stuhlweißenburg, Temesvár, Wiener-Neustadt und von Wien: Alsergrund, Bankbeamte, Gegenseitigkeit, Landstraße, Sechshaus-Neubau-Mariahilf, Staatsbeamte, Union, Währing und Wieden und Erstes Wiener.

In das ständige Comité des Delegirten-Ausschusses wurden die Herren Wilhelm Beck, Carl Bringmann, Dr. Ferdinand Pohl, Ferdinand v. Rueber, Alexander Schramm und Edmund Stratzkaney berufen.

Zum Obmanne des vorerwähnten Ausschusses wurde vom Verwaltungsrathe wieder dessen Mitglied, der Herr Ministerialrath und Central-Gewerbe-Inspector Dr. Franz Migerka, zu dessen Stellvertreter Herr Hof- und Gerichtsadvocat Dr. Dominik Kolbe gewählt.

Mit dem Jahre 1892 haben die Consortien in Königgrätz und Mähr.-Ostrau das erste Decennium, die Consortien in Aussig, Brüx,

Teschen und der Staatsbeamten in Wien das zweite Decennium ihrer Wirksamkeit, und das Consortium in Prag fünf Lustren seiner Thätigkeit abgeschlossen.

Ferner constatiren wir, daß in der Jahresversammlung des Consortiums in Wiener-Neustadt (17. Jänner 1892) der Obmann, Herr Advocat Dr. Riehl, es als wünschenswerth erklärte, daß der Beamtenstand im weitesten Sinne sich einmüthig um die im Beamten-Vereine geschaffene, bewährte, auch im Auslande uns nachgemachte Organisation schaare; daß das Consortium Pest (13. Februar 1892) einen Betrag von 300 fl. für ein Denkmal auf dem Grabe des verstorbenen Präses, Herrn Aladár v. Kanovics, votirte; daß das Consortium Prag, zufolge der in seiner Jahresversammlung (28. Februar 1892) gemachten Mittheilung, während seiner 25jährigen Dauer, und zwar von 1877 bis Ende 1891, Unterstützungen im Betrage von 5.604 fl. und von 1880 bis Ende 1891 Lehrmittelbeiträge im Betrage von 3.587 fl., zusammen daher 9.191 fl., zu humanitären Zwecken verwendete; daß das Consortium Wieden in Wien, aus Anlaß seines im Jahre 1891 vollendeten 25jährigen Bestandes in seiner Jahresversammlung (26. März 1892) einen Unterstützungsfond für solche Consorten gründete, welchen selbst die kleinsten Vorschüsse nicht bewilligt werden können, und diesem Fonde 2000 fl. widmete.

Die Zahl der Consortien hat sich im Jahre 1892 gegen das Vorjahr durch die Liquidation der Consortien in Ödenburg und Mähr. Trebitsch um zwei verringert und beträgt daher Ende des Berichtsjahres 71, wovon 48 auf die im Reichsrathe vertretenen Länder und 23 auf die Länder der ungarischen Krone entfallen.

Der Verwaltungsrath knüpft wieder in seinem Rechenschaftsberichte an die Darstellung über die ziffermäßigen und geschäftlichen Daten der Consortial-Gebarung allgemeine Betrachtungen, von welchen wir folgende Stellen hier mittheilen:

„Möchte doch das gemeinsame Band, welches alle Consortien dies- und jenseits der Leitha durchzieht oder doch durchziehen sollte, das ist die Treue zum Muttervereine, dessen Namen sie in der Firma tragen, und mit welchem sie sich gemeinsam in den Dienst der Humanitätsidee gestellt haben, niemals eine Schwächung oder Ablenkung erfahren! Unverkennbar ist die Ueberlegenheit des Muttervereines an Macht und Einfluß, und er unterläßt nichts, um dieselbe zum Besten der Consortien aufzuwenden. Möchten auch die Consortien nach ihren Kräften den Interessen des Muttervereines dienstbar und förderlich sein! Leider sind die Wahrnehmungen, welche bezüglich der Förderung der Gesammtinteressen bei einigen Consortien gemacht werden, nicht immer die erfreulichsten; zu unserem Troste und zu unserer Beruhigung ist aber bei der weitaus größten Mehrzahl der Consortien ein wahrhaft treues Halten an dem Gesammtvereine zu erkennen.

Ein Zeugniß bildet hiefür der letzte Rechenschaftsbericht des Consortiums in Teschen, und zwar in folgender Stelle:

„Unser leuchtendes Vorbild blieb immer unser so segensreich wirkender Beamten-Verein; seine überall in großen Zügen hervortretende Bedeutung als natürlicher Mittelpunkt wie als vollberechtigter Hort und

Anwalt der socialen und wirthschaftlichen Bestrebungen und Interessen der gesammten Beamtenschaft. Von Jahr zu Jahr tritt dieses Bild kräftiger hervor und wirkt anregend und befruchtend auf die Consortien."

Den unbegründeten Vorwurf, daß der Bestand der Spar- und Vorschuß-Consortien des Beamten-Vereines die leichtfertige Annahme von Schulden fördere, haben wir wiederholt zurückgewiesen, und denselben als durch den bedeutenden Erfolg hinfällig gekennzeichnet, welcher in der Weckung und Erhaltung des Sparsinnes gelegen ist. Bemerkenswerth ist in dieser Beziehung eine Stelle im Rechenschaftsberichte des Consortiums Wiener-Neustadt (das nach mehrjähriger Stagnation unter der Leitung seines derzeitigen, sehr rührigen, bereits oberwähnten Obmannes, Herrn Advocaten Dr. Anton Riehl, einen erfreulichen Aufschwung nimmt), welche lautet:

„Nicht die Hoffnung auf großen Gewinn konnte uns neue Mitglieder und darunter die hervorragendsten Persönlichkeiten des Kreisgerichtssprengels zugeführt haben, sondern nur die Ueberzeugung einerseits von der Solidität der Gebarung, anderseits davon, daß dieses Consortium für zahlreiche Standesgenossen im weitesten Sinne wirklich das ist, was es in unserem localbegrenzten Bezirke ihnen Allen werden soll: ein treuer Berather und Freund in allen wirthschaftlichen Lagen. Möge doch Keiner, der wenigstens einen Gulden im Monat zu ersparen vermag, sich scheuen, mindestens diesen einen Gulden auch wirklich für „unvorhergesehene" Fälle fruchtbringend anzulegen. Nicht, daß er nur einen Gulden erspart, kann ihn in den Augen Anderer herabsetzen, sondern daß er wenigstens diesen einen Gulden erspart, wird ihn nur achtbarer erscheinen lassen, als so viele seiner Collegen, die nichts ersparen, oder gar durch unverhältnißmäßigen Aufwand Urtheilslosen gegenüber zu imponiren versuchen, damit aber nicht nur das rechtzeitige Sparen verabsäumen, sondern auch die allein erstrebenswerthe Werthschätzung Verständiger einbüßen. Immer wieder bitten wir (heißt es dort weiter) alle wahren Freunde der Beamtenschaft, alle unsere Mitglieder, namentlich aber die höhergestellten, einflußreicheren, zum Beitritt zu unserem Consortium aufzumuntern und zu mahnen. Einen Sparer zu gewinnen, ist segensreicher, als ein Dutzend Leichtsinniger noch eine Spanne Zeit über Wasser zu halten; denn nur selten leider gelingt es, solche dauernd zu retten, die nicht bei Zeiten gelernt haben zu sparen."

Worauf wir das Schwergewicht in dieser Kundgebung legen, das ist der Ruf zum rechtzeitigen Beitritte der Standesgenossen als Sparer, wenn auch mit kleinen Beträgen. Jene Mitglieder, denen das Sparen zur Gewohnheit geworden, erlangen und bewähren immer mehr Gemeinsinn und stehen sittlich höher als jene, die nur als Vorschußnehmer beitreten, welche daher häufig leider nur zu sehr geneigt sind, als verpflichtete Consorten einen gewissen Unmuth zur Schau zu tragen, während gerade in der strengen Erfüllung der Verpflichtung die Stärke des Charakters zu suchen ist."

Nicht uninteressant ist es ferner, daß nach einer Mittheilung im Rechenschaftsberichte des Verwaltungsrathes das Consortium in Teplitz in seinem Geschäftsberichte als sehr wichtigen Gegenstand die Anlegung einer Vereins-Chronik bezeichnete, da der Vorstand zur Ueberzeugung gelangte, daß eine Chronik für das Consortium angelegt werden müsse, wenn nicht Gegenstände der Erinnerung entrückt und wichtige Angelegenheiten, welche das Interesse des Vereines berühren, gänzlich der Vergessenheit anheim fallen sollen.

Der Vollständigkeit halber constatiren wir, daß auch im Jahre 1892 zahlreiche Bereisungen der Consortien von Seite Delegirter der Central-

leitung stattfanden und wiederholen die im letzten Berichte gemachte Behauptung, daß die bei solchen Besuchen vorgenommenen Revisionen der Geschäftsgebarung, insbesondere die Besprechung und Behebung mancher Unzukömmlichkeiten immer zur engeren Verknüpfung der betreffenden Consortien mit dem Vereine führten.

Auf dem Gebiete der Personalien in der Consortial-Abtheilung ist zu berichten, daß im Jahre 1892 dem verdienstvollen, langjährigen Obmanne des Consortiums in Graz und Ehrenmitgliede des Beamten-Vereines, Herrn Statthaltereirathe Franz Zeidler, anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den dauernden Ruhestand von Seiner Majestät in Anerkennung seiner mehr als 50jährigen treuen und vorzüglichen Dienstleistung der Titel und Charakter eines Hofrathes verliehen wurde.

Aus dem Leben geschieden sind nach den Mittheilungen der „Beamten-Zeitung" folgende Consortial-Functionäre:

1. Herr Barnabas Kerber, k. k. Oberfinanzrath, Obmann des Consortiums Salzburg, † 1. Jänner 1892 (irrig schon im letzten Berichte mitgetheilt);

2. Herr Eduard Rumfeld, jubilirter k. k. Rechnungsrath, erster Obmann-Stellvertreter des Consortiums der Staatsbeamten in Wien † 22. Jänner 1892;

3. Herr Anton v. Danczkay, kön. ung. Finanzsecretär, Obmann des Consortiums Temesvar, † 4. Februar 1892;

4. Herr Georg Hofmann, k. k. Schulrath und Gymnasialdirector i. P., Obmann des Consortiums Triest, † 12. Mai 1892;

5. Herr Eduard Ritter v. Leitner, städt. Rechnungsrath und erster Obmann-Stellvertreter des Consortiums Graz, † 21. Mai 1892;

6. Herr Franz Kobercz, k. k. Kriegsgerichtsraths-Präsident und Obmann des Consortiums Königgrätz, † 18. Juni 1892.

Außerdem wurde in mehreren Consortial-Versammlungen des Jahres 1892 das Ableben von Consortial-Functionären ohne nähere Angabe des Todestages mitgetheilt, und zwar:

7. am 26. Jänner 1892 vom Consortium in Innsbruck das Ableben des Vorstandsmitgliedes Herrn Anton Orgler, k. k. Forstrechnungsrathes;

8. am 13. Februar 1892 vom Consortium Pest das Ableben des Herrn Franz Sujan, Mitgliedes des Aufsichtscomités;

9. am 10. März 1892 vom Consortium Josefstadt-Ottakring das Ableben des Herrn Josef Mohr, Obmannes des Aufsichtsrathes;

10. am 19. März 1892 vom Consortium Preßburg das Ableben des Herrn Josef Kegly, kön. ung. Finanzsecretärs i. P. und Präses des Aufsichtscomités; endlich

11. am 3. April 1892 vom Consortium Proßnitz das Ableben des Herrn Josef Nemczicky, städt. Rentmeisters und Obmannes des Aufsichtsrathes, der Herren Josef Trollhann und Johann Pichler, Professoren der deutschen Landes-Oberrealschule und Mitglieder des Consortialvorstandes.

Am 6. Mai 1893 fand im großen Saale der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien die achtundzwanzigste Generalversammlung des Beamten-Vereines unter dem Vorsitze des Verwaltungsraths-Präsidenten, Herrn Sectionschef Johann Freiherrn Falke von Lilienstein, statt. Erschienen waren 306 Mitglieder, die 1995 Stimmen repräsentirten.

Die Versammlung nahm einen glatten Verlauf. Eine längere Debatte wurde nur über die vom Obmanne des Consortiums in Wiener-Neustadt, Herrn Dr. Anton Riehl, gemachte Anregung, die Bezahlung der Mitgliedsgebühr von 2 fl. aufzuheben, abgehalten. Nach seiner Ansicht sollte Jeder, der einem Consortium beitritt, schon durch diesen Beitritt — also ohne Bezahlung der Gebühr von 2 fl. — Mitglied des Beamten-Vereines werden. Die betreffende Anregung hängt mit dem Antrage zusammen, welcher in der letzten Jahresversammlung des Consortiums Reichenberg am 24. März 1893 verhandelt wurde und die Auflassung oder Herabsetzung der Mitgliedsgebühr von 2 fl. bezweckte.

Wir haben schon an einer früheren Stelle, im ersten Abschnitte des vorliegenden Berichtes, hervorgehoben, daß die vorerwähnte, gewiß nicht hohe Mitgliedsgebühr für Denjenigen, der einem Consortium beitritt oder sich beim Beamten-Vereine versichern läßt, nur einmal, und zwar bei Erwerbung der Mitgliedschaft zu entrichten ist, und daß sich durch diese Bestimmung der Beamten-Verein geradezu als ein Unicum auf dem Gebiete der Associationen darstellt. Es war daher auch dem Sprecher des Verwaltungsrathes, Herrn kaiserl. Rathe v. Görgey (welcher auch als Delegirter der Centralleitung in Reichenberg den bezüglichen Antrag zu Falle brachte), nicht schwer, die vom Herrn Dr. Riehl vorgebrachten Motive zu widerlegen. Bleibt es doch unbestritten wahr, daß das, was der Verein auf humanitärem Gebiete leistet und den einzelnen Mitgliedern zuwendet, in gar kein Verhältniß zu dem kleinen Opfer zu bringen ist, welches durch die Bezahlung von 2 fl. das einzelne Mitglied bringt.

Daher wurden auch die bezüglichen Ausführungen Görgey's mit lebhaftem Beifalle aufgenommen, auf die Anregung des Herrn Dr. Riehl nicht weiter eingegangen und dem Verwaltungsrathe einstimmig das Absolutorium ertheilt, wodurch sich auch die Zustimmung der Generalversammlung zu der vom Verwaltungsrathe bereits verfügten Dotation der Reserve für Capitalsanlagen mit dem Betrage von 132.320 fl. aus dem Gebarungsüberschusse per 173.385 fl. 38 kr. ausdrückte.

Von dem verbleibenden Restbetrage per . . . 41.065 fl. 38 kr.

wurden nach Beschluß der Generalversammlung:

a) Dem Unterrichtsfonde zur Capitalsvermehrung zugewiesen, 5.000 fl. — kr.

b) zur Vermehrung der Mittel für die Verleihung von Unterrichts- und Lehrmittelbeiträgen für das Schuljahr 1893/94 . . . . 4.000 „ — „

c) zur Vermehrung der Mittel für Unterstützungszwecke im Jahre 1893 . . . . 4.000 „ — „ bewilligt,

d) der Pensionsfond der beim Vereine definitiv Angestellten mit . . . . 6.000 „ — „ dotirt, und

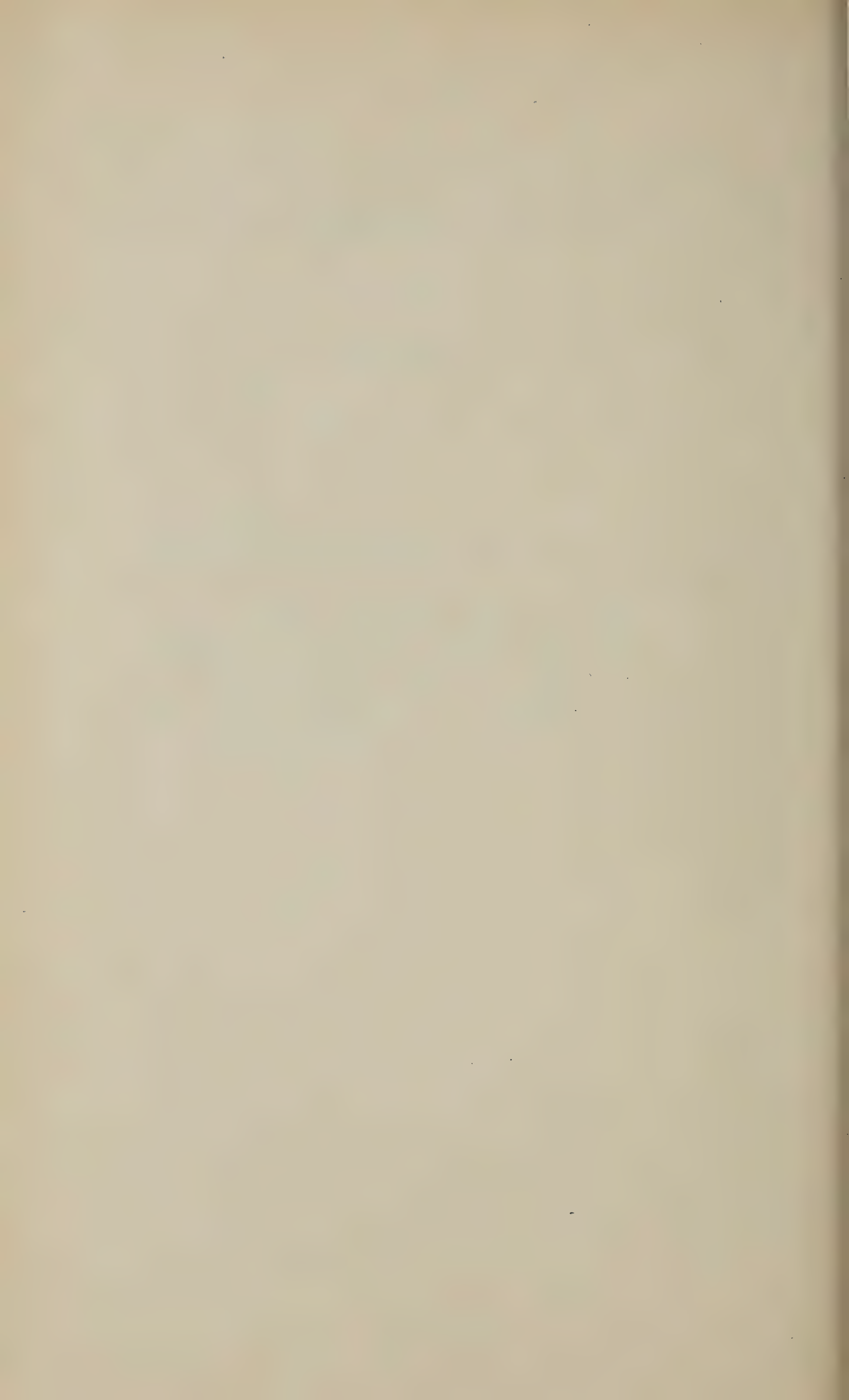
e) der Rest per . . . . 22.065 „ 38 „

macht obige . . . . 41.065 fl. 38 kr.

der außerordentlichen Reserve der Lebensversicherungs-Abtheilung im allgemeinen Fonde einverleibt.

Schließlich wurde ein Antrag des Verwaltungsrathes auf Abänderung der statutenmäßigen Bestimmungen in Bezug auf die Zahlungspflicht des Vereines bei Ablebensfällen in Folge eines Selbstmordes oder Duelles, beziehungsweise auf Herabsetzung der diesfälligen Frist, durch welche in einem solchen Falle die Versicherung bestanden haben muß (auf welche Angelegenheit wir erst im Berichte pro 1893 näher eingehen werden), einstimmig angenommen.

Wien, im Juni 1893.



Anhang.

(4 Tabellen.)

Geschäfts-

des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-

Tabelle I. Allgemeine Vereinsangelegenheiten. —

Allgemeine Angelegenheiten											
im Vereinsjahr	Mitglieder	Local- und Consortial-Ausschüsse	Zahl der Vereins-Bevollmächtigten und Agenten	Zahl der Aerzte	Gründungs- und Netto-Verwaltungskosten	Allgemeiner Fond	Unterrichts-Fond	Gewährte Unterstützungen und Curstipendien	Unterrichts- und Lehrmittelbeiträge		Gebarungs-Ueberschuß
					Gulden				Zahl	Gulden	
1865	5.500	25	102	45	10.176	11.290	.	.	.	.	297
1866	7.600	40	160	73	10.652	2.549	.	.	.	.	1.061
1867	9.150	39	298	117	15.311	3.367	.	.	.	.	4.258
1868	10.529	47	387	231	19.880	10.030	.	.	.	.	13.375
1869	12.540	49	508	311	27.995	21.143	2.403	.	7	96	22.002
1870	16.130	59	602	374	32.396	29.046	7.873	570	10	379	11.051
1871	21.156	69	757	472	41.646	36.068	8.738	1.976	12	635	20.255
1872	27.927	87	889	547	39.491	45.758	10.855	2.947	15	692	14.997
1873	34.430	101	1.106	613	53.261	396.726	12.941	1.859	12	614	19.791
1874	39.581	104	1.112	666	65.510	357.480	15.013	3.921	20	720	24.176
1875	45.193	110	1.233	573	76.457	206.573	18.042	4.177	32	986	13.887
1876	50.107	115	1.238	595	81.971	203.867	20.365	2.663	32	1.213	9.912
1877	53.732	109	1.285	650	82.982	222.985	21.311	3.034	49	1.386	13.580
1878	56.737	109	1.345	683	89.576	227.236	22.395	2.925	51	1.745	7.064
1879	60.403	106	1.108	850	91.344	242.068	25.313	4.419	56	1.713	74.265
1880	64.030	105	896	1126	91.408	309.825	27.943	4.949	62	1.795	10.224
1881	67.478	105	1.152	1245	97.249	328.475	30.564	7.744	65	1.884	29.673
1882	70.899	100	1.148	1373	96.513	351.492	43.768	8.436	95	2.233	30.375
1883	74.421	95	1.190	1482	110.646	394.830	56.825	*9.270	105	2.739	22.659
1884	78.437	96	1.363	1482	114.533	409.890	69.235	*10.462	140	3.380	39.631
1885	82.100	96	1.306	1560	122.203	436.067	93.526	*11.895	220	5.469	27.805
1886	85.965	94	1.344	1590	129.139	466.087	102.589	*12.230	252	7.094	33.992
1887	89.638	92	1.353	1661	131.428	494.850	112.010	*13.339	259	8.016	19.351
1888	92.858	90	1.352	1522	140.333	533.139	120.419	*11.772	249	8.827	36.096
1889	96.295	87	1.409	1523	147.788	649.932	130.023	*11.969	275	8.805	57.939
1890	99.563	87	1.484	1549	155.713	703.100	138.922	*14.870	279	9.300	33.182
1891	102.935	84	1.505	1560	161.816	749.255	148.415	*13.831	318	10.299	24.844
1892	106.661	82	1.642	1617	156.520	798.366	157.509	*13.739	300	11.008	41.065
Summen	.	.	.	.		.	.	172.997	2.915	91.028	.

*) In diesen Beträgen sind auch die Curstipendien der Jahre 1883 bis inclusive 1892 enthalten

Entwickelung

ungarischen Monarchie in den Jahren 1865—1892.

Spar- und Vorschuß-Consortien.

Spar- und Vorschuß-Consortien								
Zahl der				Vorschüsse				
Consortien	Theilhaber	Antheils-Einlagen	Im Laufe des Jahres vom Centrale gewährte Darlehen	Zahl der im Laufe des Jahres ertheilten	Betrag der im Laufe des Jahres ertheilten	Aushaftend am Ende des Jahres	Reservefonds	
		Gulden			Gulden			
7	335	2.630	.	132	.	.	.	
16	958	23.947	.	647	32.445		.	
22	1.623	56.272	2.760	1.459	33.183	60.040	747	
25	2.117	97.665	16.020	2.218	176.291	116.851	2.206	
30	3.025	188.116	19.904	3.017	277.721	216.721	3.215	
37	4.823	418.143	80.207	4.424	647.592	539.203	7.232	
46	7.683	896.075	87.283	5.445	1,155.412	1,090.923	14.647	
63	8.978	883.638	107.730	6.569	1,110.140	1,092.206	13.650	
74	12.285	1,337.140	180.560	9.364	1,529.798	1,643.378	19.116	
73	14.837	1,799.908	185.400	8.591	1,911.070	2,282.680	35.506	
83	17.380	2,340.694	146.700	9.711	2,260.100	2,948.619	35.484	
82	20.070	2,637.151	310.519	11.878	2,670.417	3,604.006	81.692	
81	19.281	2,789.755	179.794	10.031	2,707.468	3,947.527	98.480	
81	20.757	3,085.882	185.049	12.945	2,824.085	4,153.794	116.112	
79	21.763	3,476.316	159.194	14.053	3,087.713	4,556.416	147.032	
78	23.216	3,913.118	188.878	12.839	3,393.047	5,059.720	176.301	
78	24.743	4,372.502	285.928	14.228	3,898.690	5,785.274	214.330	
77	25.868	4,724.259	359.082	17.352	4,016.592	6,346.763	278.049	
73	26.260	5,162.645	365.635	16.152	3,840.792	6,354.930	269.285	
74	27.439	5,477.746	410.055	16.788	4,183.369	6,870.033	293.646	
77	28.771	5,935.978	583.734	18.400	4,664.538	7,619.053	337.412	
77	29.801	6,533.519	494.058	18.486	4,775.490	8,356.492	361.670	
77	30.430	7,028.218	680.249	18.719	4,955.344	9,091.142	399.105	
75	30.359	7,475.868	610.636	17.710	4,523.344	9,847.950	438.421	
74	30.814	7,845.250	441.259	16.475	4,519.130	9,745.623	482.723	
74	31.013	8,238.818	405.747	18.140	4,446.877	9,939.911	535.507	
73	31.337	8,576.220	640.525	18.907	5,023.776	10,468.177	580.394	
71	31.782	9,008.095	579.107	20.306	5,126.823	11,099.933	633.878	
.	.	.	7,706.013	324.986	†) 77,760.967	.	.	

†) In dieser Summe sind sämmtliche, also auch jene von nicht mehr bestehenden Consortien, ertheilten Vorschüsse enthalten.

Tabelle II. Versicherungs-

Lebens-Versicherung							
im Vereinsjahre	in Kraft stehende Verträge	Versichert		Prämien-Einnahmen nach Abzug der Rückdeckungsprämien	Ausbezahlte Versicherungs-Beträge	Prämien-Reserve für Versicherungen im eigenen Risico	Reserve für Capitalsanlagen und Specialreserve im allgemeinen Fonde
		Capital	Rente				
		Gulden					
1865	549	442.400	1.500	3.240	.	2.039	.
1866	2.416	2,019.000	6.738	50.014	12.900	29.147	.
1867	3.215	2,575.750	10.459	84.911	16.665	76.236	1.061
1868	4.155	3,250.384	11.478	108.851	27.533	133.880	5.319
1869	5.538	4,435.664	13.155	130.727	31.985	195.519	11.108
1870	8.552	7,101.198	18.538	189.502	50.769	301.485	19.182
1871	12.754	11,010.868	32.144	303.385	96.168	455.720	22.174
1872	17.340	15,260.877	36.454	418.217	146.626	668.485	28.900
1873	21.113	18,811.419	41.616	534.478	253.106	930.816	38.857
1874	23.793	21,539.593	45.634	613.946	202.023	1,239.521	39.226
1875	25.982	23,950.214	49.569	698.424	239.199	1,576.915	47.403
1876	27.774	25,901.223	51.431	768.759	289.255	1,900.202	51.526
1877	29.080	27,234.037	53.878	822.370	332.750	2,295.999	60.499
1878	30.465	28,659.718	56.109	874.439	364.276	2,716.576	59.765
1879	32.418	30,700.803	70.751	943.595	360.726	3,208.074	128.463
1880	34.485	32,742.257	77.651	1,002.027	394.031	3,716.032	151.254
1881	36.489	34,787.549	99.200	1,076.134	477.545	4,227.558	216.479
1882	39.269	37,332.386	121.570	1,162.369	429.096	4,838.952	291.152
1883	41.667	39,934.749	150.498	1,241.219	587.897	5,435.331	371.527
1884	44.564	42,945.216	166.849	1,333.547	601.208	6,073.396	469.186
1885	47.001	45,600.705	198.497	1,431.482	733.649	6,738.755	564.218
1886	50.124	48,926.015	225.517	1,541.481	797.380	7,413.187	645.272
1887	52.885	52,237.548	296.812	1,678.501	817.119	8,209.266	603.264
1888	56.109	54,907.818	314.266	1,760.784	898.243	8,997.174	696.614
1889	58.417	57,249.258	339.421	1,873.863	981.857	9,871.268	711.711
1890	61.535	60,659.643	374.993	1,951.548	1,136.741	10,724.125	773.650
1891	64.509	62,859.114	394.176	2,077.148	1,246.966	11,587.237	858.832
1892	66.960	65,227.884	421.075	2,181.354	1,273.362	12,720.244	817.675
Summen .	.	.	.	26,856.315	12,799.065	.	.

*) Da einerseits alle seit 1. Jänner 1891 abgeschlossenen Versicherungen auch für den Kriegsfall Giltigkeit behalten und andererseits die älteren Versicherungen (theils infolge des natürlichen Abganges, theils durch

wesen. — Cautions-Darlehen.

Krankengeld-Versicherung: Zahl der Beträge	Krankengeld-Versicherung: Versichertes wöchentliches Krankengeld (Gulden)	Krankengeld-Versicherung: Prämien-Einnahme (Gulden)	Krankengeld-Versicherung: Ausbezahlte Krankengelder (Gulden)	Krankengeld-Versicherung: Prämien-Reserve (Gulden)	Versicherung von Invaliditäts-Pensionen: Zahl der Theilhaber	Versicherung von Invaliditäts-Pensionen: Erworbener Renten-Anspruch (Gulden)	Versicherung von Invaliditäts-Pensionen: Werth dieses Anspruches (Gulden)	Versicherung von Invaliditäts-Pensionen: Vermögen der Abtheilung (Gulden)	Cautions-Darlehen: Die im Laufe des Jahres gewährten Darlehen: Zahl	Cautions-Darlehen: Die im Laufe des Jahres gewährten Darlehen: Betrag (Gulden)	Cautions-Darlehen: Stand der aushaftenden Darlehen Ende des Jahres (Gulden)	Cautions-Darlehen: Gewährleistungsfond: Voller Stand (Gulden)	Cautions-Darlehen: Gewährleistungsfond: Abschreibung (Gulden)
.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
54	253	349	81	249	.	.	.	.	.	.	.	.	.
63	268	359	126	461	.	.	.	.	.	.	.	.	.
62	284	420	225	657	.	.	.	.	.	.	.	.	.
75	422	523	150	1.030	.	.	.	.	.	.	.	.	.
105	668	964	258	1.707	.	.	.	.	.	.	.	.	.
155	1.050	1.410	1.035	2.076	10	281	341	352	.	.	.	.	.
183	1.225	1.938	623	3.026	18	1.308	1.815	1.845	.	.	.	.	.
200	2.213	2.094	1.262	3.477	26	2.096	3.000	3.056	156	60.783	58.410	944	.
181	1.781	3.185	2.120	3.853	36	2.937	4.423	4 519	99	38.454	88.795	2.325	46
186	1.770	2.985	1.665	4.634	47	3.918	6.015	6.350	120	55.473	134.959	4.646	204
178	1.603	2.683	2.033	4.886	47	4.832	7.629	8.011	132	56.681	170.961	7.742	230
160	1.461	2.239	1.696	5.119	46	5.601	9.124	9.560	138	49.325	198.262	11.481	639
155	1.354	2.367	1.824	5.296	48	6.677	11.150	11.663	194	75.500	246.781	7.233	1.117
161	1.346	2.185	1.235	6.290	51	7.571	13.098	14.902	205	75.785	281.497	9.761	573
152	1.288	2.118	1.131	7.182	53	8.314	14.908	16.911	228	95.350	338.570	12.679	426
146	1.239	2.026	1.544	7.453	56	9.115	16.973	18.926	261	105.121	394.042	16.161	338
152	1.260	2.043	1.665	7.607	58	9.851	19.176	21.136	195	81.727	416.436	19.438	1.091
149	1.216	1.981	2.106	7.664	64	10.400	22.375	24.313	142	66.154	401.511	22.617	1.133
139	1.171	1.886	1.596	8.198	82	11.686	25.749	29.222	141	70.944	402.709	26.547	502
146	1.200	1.896	1.978	8.146	92	12.897	30.115	33.898	113	70.031	402.052	29.450	1.436
146	1.186	1.931	1.602	8.350	109	14.835	34.963	37.454	167	89.630	408.466	29.580	4.051
151	1.200	1.989	2.064	7.733	124	17.498	43.261	40.892	144	71.315	401.761	32.170	1.258
197	1.316	2.079	1.087	9.057	146	20.088	49.412	49.764	135	60.060	388.335	35.598	53
212	1.499	2.398	1.528	10.153	173	23.109	56.436	57.498	130	70.715	382.631	38.713	244
210	1.494	2.428	2.188	10.724	184	25.528	62.895	67.344	165	86.697	388.113	40.811	802
218	1.576	2.542	1.498	11.898	188	29.015	71.970	77.807	220	124.573	431.045	42.860	731
227	1.658	2.635	1.739	13.341	204	32.080	81.287	90.384	209	129.676	473.489	44.693	967
.	.	51.653	36.059	.	.	.	.	.	3.294	1,523.339	.	.	15.841

allmäligen Eintritt der Versicherten in das 42. Lebensjahr) aus der Kriegsgefahr scheiden, so entfällt das Motiv, jene Versicherungen, die auch für den Kriegsfall Geltung haben, wie bisher speciell nachzuweisen.

Tabelle III. Zusammenstellung der in den Jahren 1870 bis Ende 1892 vom Ersten allgemeinen Beamten-Vereine der österreichisch-ungarischen Monarchie zu humanitären Zwecken verwendeten Beträge, sowie der Beiträge seiner Spar- und Vorschuß-Consortien an den allgemeinen Fond und ihrer Spenden zum Unterrichtsfonde.

1	2		3		4		5		6		7		8		9		10	
	Consortien				Leistungen des Beamten-Vereines													
Jahr	statutenmäßige 2% Beiträge an den allgemeinen Fond		freiwillige Spenden zum Unterrichtsfond		Ausgezahlte Unterstützungen		Ausgezahlte Curstipendien		Ausgezahlte Unterrichts- und Lehrmittelbeiträge		Verschiedene Leistungen und Stipendien		25% der Zinsen des allgemeinen Fondes zum Unterrichtsfond		Ueberweisungen aus den Ueberschüssen an den Unterrichtsfond		Witwen- und Waisenhausfond der Häuser in Wien, Budapest, Graz	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
1870	.	.	1.794	61*	570	.	.	.	379	47	.	.	383	67	.	.	.	.
1871	.	.	106	63	1.976	08	.	.	635	19	.	.	422	53	.	.	.	.
1872	.	.	100	.	2.947		.	.	692	48	.	.	568	72	.	.	.	.
1873	.	.	200	.	1.859	77	.	.	613	64	5.000**	.	755	64	.	.	.	.
1874	.	.	600	.	3.921	36	.	.	719	61			741	11	.	.	103.087	65
1875	3.193	51	744	89	4.177	36	.	.	986	34	.	.	869	03	.	.	108.242	03
1876	3.949	82	1.301	86	2.663	21	.	.	1.213	36	5.977	91***	952	85	.	.	113.121	57
1877	4.124	15	689	99	3.033	58	.	.	1.386	.	.	.	1.055	78	.	.	116.804	92
1878	4.932	17	801	22	2.924	90	.	.	1.745	26	.	.	1.311	61	.	.	119.712	53
1879	6.166	14	1.265	58	4.418	79	.	.	1.712	60	.	.	1.281	18	.	.	123.062	41
1880	6.212	60	623	.	4.949	30	.	.	1.795	.	.	.	1.347	72	.	.	126.234	03
1881	6.280	41	566	07	7.743	52	.	.	1.884	.	.	.	1.507	70	10.000	.	129.534	97
1882	6.919	14	970	96	8.435	82	.	.	2.232	50	.	.	1.716	52	10.000	.	132.868	33
1883	7.338	73	625	48	6.379	83	2.890	.	2.739	.	.	.	1.939	78	10.000	.	136.692	51
1884	7.474	50	677	17	6.576	86	3.885	.	3.380	.	.	.	2.088	71	20.000	.	139.227	45
1885	8.336	51	829	09	7.974	70	3.920	.	5.469	.	.	.	2.200	18	5.000	.	141.909	17
1886	8.830	46	722	99	7.329	60	4.900	.	7.094	.	.	.	2.318	47	5.000	.	144.840	47
1887	9.206	78	927	80	8.379	47	4.960	.	8.016		.	.	2.842	71	5.000	.	147.731	34
1888	9.655	47	650	94	6.911	57	4.860	.	8.827	.	.	.	2.982	91	5.000	.	150.890	46
1889	10.507	76	649	31	7.199	13	4.770	.	8.805	.	625	.	3.171	66	5.000	.	154.316	24
1890	10.593	13	520	.	10.074	60	4.795	.	9.299	.	312	50	3.086	51	5.000	.	158.250	09
1891	10.993	89	422	34	8.431	43	5.400	.	10.299	50	5.050	.	3.139	19	5.000	.	161.914	10
1892	11.448	80	575	.	8.704	21	5.035	.	11.008	.	3.481	25	3.271	17	5.000	.	165.647	74
	136.163	97	16.364	93	127.582	09	45.415	.	90.931	95	20.446	66	39.955	35	90.000	.	.	.
	152.528 fl. 90 kr.				579.978 fl. 79 kr.													

Anmerkungen. * Zu 1870, Rubrik 3. In diesen Ziffern sind auch die in den Vorjahren geleisteten Beiträge enthalten.

** „ 1873, „ 6. Die 5000 fl. wurden dem Fonde zur Unterstützung von dienstlosen Bankbeamten zugewendet.

*** „ 1876, „ 6. Die 5977 fl. 91 kr. bildeten den Zuschuß zu den Kosten der nach der Börsenkrisis vom Jahre 1873 zur Unterbringung von dienstlosen Privatbeamten durch mehrere Jahre betriebenen Stellenvermittlung.

Tabelle IV.

Personalstand der Centralleitung
des
Ersten allgemeinen Beamten-Vereines
der
österreichisch-ungarischen Monarchie

nach der XXVIII. ordentlichen General-Versammlung im Jahre 1893.

I. Verwaltungsrath.

Präsident:

Herr **Johann** Freiherr **Falke von Lilienstein,** k. und k. Sectionschef im Ministerium des Aeußern, Ritter des kön. ung. St. Stephans-Ordens, Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes, Groß-Officier des toscanischen Civil-Verdienstordens, Ritter des preußischen Kronen-Orden II. Classe mit dem Sterne, Groß-Officier des Ordens der Krone von Italien und des belgischen Leopold-Ordens, Besitzer des persischen Sonnen- und Löwen-Ordens II. Classe und des chinesischen Drachen-Ordens II. Classe, Commandeur des italienischen St. Mauritius- und Lazarus-Ordens, Ehrenmitglied des Beamten-Vereines.

Vice-Präsidenten:

Herr **Carl Huber,** k. k. Sectionschef i. R., Ritter des kais. österr. Leopold-Ordens.
„ **Anton Aichinger,** kais. Rath, Ober-Inspector und Abtheilungs-Vorstand der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Landesfürstlicher Commissär:

Herr **Wilhelm Marx** Freiherr von **Marxberg,** Statthaltereirath der k. k. nieder österr. Statthalterei.

Verwaltungsräthe:

Herr Dr. **Rupert Angerer,** Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Sechshaus-Neubau-Mariahilf“ (Wien).
„ **Carl Bertele** von **Grenadenberg,** k. k. Ministerialrath i. P., Ritter des kais. österr. Franz Joseph-Ordens, Ehrenmitglied des Beamten-Vereines.
„ **Carl Bringmann,** Bau-Director a. D., bautechnischer Consulent des Vereines, Obmann des „Ersten Wiener Spar- und Vorschuß-Consortiums“.
„ **Vincenz Franz,** k. k. Landesgerichtsrath, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Währing“.
„ Dr. **Ludwig** Edler von **Geiter,** k. k. Regierungsrath der k. und k. General-direction der Allerhöchsten Privat- und Familienfonde, Kanzlist des kais. österr. Franz Joseph-Ordens, Ritter des Ordens der eisernen Krone III. Classe, Officier des toscanischen Civil-Verdienstordens, Comthur II. Classe des königl. sächsischen Albrecht-Ordens, Ritter I. Classe des königl. bayerischen Verdienstordens des heiligen Michael.

Herr **Georg Görgey** von **Görgö** und **Topporcz**, kais. Rath, Ober-Inspector und Abtheilungs-Vorstand der priv. österr. Nordwestbahn.

„ Dr. **V.** Ritter von **Haslmayr** zu **Grassegg**, Senatspräsident am k. k. Obersten Gerichts- und Cassationshofe, Mitglied des Herrenhauses und des k. k. Reichsgerichtes, Ritter des Ordens der Eisernen Krone II. Classe und des kais. österr. Leopold-Ordens.

„ Dr. **Adalbert Hofmann**, k. k. Ministerialrath im Handels-Ministerium, Mitglied der staatswissenschaftlichen Staatsprüfungs-Commission, Ritter des kais. österr. Leopold-Ordens, Commandeur des liberianischen Ordens der afrikanischen Befreiung, Ritter des belgischen Leopold-Ordens, Besitzer des russischen Stanislaus-Ordens II. Classe, Officier der französischen Ehrenlegion, Commandeur des türkischen Osmanié-Ordens.

„ **Andreas Hofmann** von **Aspernburg**, Inspector der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft i. P., Verwaltungsrath mehrerer Wirthschafts-Genossenschaften, Ehrenmitglied des Beamten-Vereines.

„ **Hanns Kargl**, k. k. Hofrath, Generaldirectionsrath und Abtheilungs-Vorstand der k. k. Generaldirection der österr. Staatsbahnen, Ritter des kais. österr. Franz Joseph-Ordens und des italienischen St. Mauritius- und Lazarus-Ordens.

„ Dr. **Dom. Kolbe**, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Rechtsconsulent des Beamten-Vereines.

„ **Franz Kopetzky**, Bürgerschuldirector, Obmann des Spar- und Vorschuss-Consortiums „Landstraße" (Wien).

„ **Franz Leifer**, Hof-Secretär beim k. k. Obersten Rechnungshofe, Mitglied der Prüfungscommission für die Staatsrechnungswissenschaft, Besitzer des japan. Ordens des heil. Schatzes.

„ Dr. **Franz Migerka**, k. k. Ministerialrath, Central-Gewerbe-Inspector, Correspondent des Museums für Kunst und Industrie, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Gegenseitigkeit" (Wien), Ritter des kais. österr. Leopold-Ordens, Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone und des goldenen Verdienstkreuzes, Commandeur des italienischen Kronen-Ordens, Ritter des russischen Stanislaus-Ordens II. Classe mit dem Sterne und des schwedischen Nordstern-Ordens, Besitzer des ottomanischen Medschidjé-Ordens II. Classe, Ehrenmitglied des Beamten-Vereines 2c. 2c.

„ **Mathias Pigerle**, Rechnungs-Revident der k. k. statistischen Central-Commission, Besitzer des gold. Verdienstkreuzes mit der Krone, Ritter des russischen Stanislaus-Ordens III. Classe.

„ Dr. **Ferdinand Pohl**, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Landtags-Abgeordneter, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Wieden" (Wien).

„ **Benjamin** Freiherr **Possanner** von **Ehrenthal**, k. k. Sections-Chef im Finanz-Ministerium i. P., Ritter des Ordens der Eisernen Krone II. Classe.

„ **Franz Richter**, Professor, Reichsraths- und Landtags-Abgeordneter.

„ **Rudolf Schiller**, Professor an der Handels-Akademie in Wien, Docent an der technischen Hochschule, Mitglied der k. k. wissenschaftlichen Prüfungscommission für das Lehramt der Handelsfächer, Officier des serbischen St. Sava-Ordens.

„ **Carl Schneider**, k. k. Regierungsrath, Controlor der k. k. Staatsschuldencasse i. P., Obmann des „Staatsbeamten-Consortiums" (Wien).

„ **Alexander Schramm**, k. k. Rechnungsrath im Ackerbau-Ministerium.

„ Dr. **Rudolf Schwingenschlögl**, Präsidial-Secretär der Anglo-Oesterr. Bank a. D., Ehrenmitglied des Beamten-Vereines.

Herr **Friedrich Setz,** k. k. Oberbaurath, Ober-Inspector der österr. Staatsbahnen (in Verwendung beim k. k. Handelsministerium), Ritter des kais. österr. Franz Joseph-Ordens, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Alsergrund“ (Wien).
„ **Josef Stiasny,** Inspector der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.
„ **Carl Werner,** Central-Inspector und Ober-Buchhalter der k. k. priv. österr. Nordwestbahn.
„ Dr. **Mathias** Ritter von **Wretschko,** k. k. Ministerialrath im Ministerium für Cultus und Unterricht, Ritter des Ordens der eisernen Krone III. Classe.
„ Dr. **Carl Zimmermann,** Hof- und Gerichtsadvocat und Mitglied des Gemeinderathes in Wien, Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes.

Directions-Comité:

Herr **Carl Bertele** von **Grenadenberg.**
„ **Georg Görgey** von **Görgö** und **Topporcz.**
„ Dr. **Dominik Kolbe.**
„ **Franz Leifer.**
„ Dr. **Rudolf Schwingenschlögl.**
„ **Carl Werner.**

II. Ueberwachungs-Ausschuß.

Herr **Anton Victor Felgel,** k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivar, Ritter des kais. österr. Franz Joseph-Ordens, Commandeur des schwedischen Wasa-Ordens II. Classe, Ritter der französischen Ehrenlegion, des königlich spanischen Ordens Carl III. und des brasilianischen Rosenordens.
„ **Theodor Kurzweil,** k. k. Postdirections-Hauptkassier.
„ **Carl Wopalensky,** Magistratsrath.

III. Geschäftsleitung.

Herr **Carl Mazal,** General-Secretär.
„ Dr. **Friedrich Hönig,** General-Secretärs-Stellvertreter und Referent für die Versicherungs-Abtheilung.
„ **Engelbert Keßler,** Referent für das Spar-, Vorschuß- und Genossenschaftswesen, Ehrenmitglied des Beamten-Vereines.

Chef-Arzt.

Herr Med. Dr. **Eduard Buchheim.**



Anzeigen

empfehlenswerther Firmen.



